Der wohlberathene Bauer

Simon Strüf,

eine

Familien-Geschichte.

Allen Ständen zum Nutzen und Interesse,

besonders aber jedem

Bauer und Landwirthe

ein

Lehr- und Exempel-Buch

von

Johann Evangelist Fürst,

Vorstand der praktischen Gartenbaugesellschaft, Herausgeber der allgemeinen deutschen Garten-Zeitung, des Obstbaum-Freundes, der Bürger- und Bauern-Zeitung, und Mitgliede mehrerer ökonomischen und gelehrten Gesellschaften ꝛc. ꝛc.

Zweiter Theil.

Fünfte, abermal durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Augsburg, 1841.

Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

Wenn man nur will. —

J. E. Fürst's

Lehr- und Exempel-Buch,

worin sonnenklar gezeigt wird,

wie

der Ertrag des geringsten Gutes

in kurzer Zeit

außerordentlich erhöht werden kann,

wenn

die Haus-, Feld- und Garten-Wirthschaft, die edle Obst- und wilde Baum-, Vieh-, Bienen- und Seiden-Zucht, der Futter-Kräuter-, Flachs-, Ölpflanzen-, Hopfen- und Tabak-Bau, die Wiesenverbesserungs-Methoden, die Vermehrung des Düngers ꝛc. ꝛc. nach den besten praktischen neueren Verbesserungs-Erfahrungen betrieben werden.

Mit mehrern andern, sehr nüzlichen und einträglichen Neben-Hülfs-Mitteln.

Zweiter Theil.

Fünfte, abermal durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Augsburg, 1841.
Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

J. C. Hirt's

Schul- und Comptoir-Buch,

oder

orthographisch correkt richtig schreiben lehrt,

nebst

einer Sammlung der nöthigsten Wörter, die oft falsch geschrieben werden, sowie auch einiger nützlichen und interessanten

Lesen-Aufsätzen.

Zweiter Theil.

Fünfte, abermal durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

Neuwied, 1841.

Verlag der Hall'schen Buchhandlung.

Zweiter Theil.

Erstes Buch.

Vom Bloden stets verkannt — verhöhnt — beschimpft — bestritten —
Seit um die Sonne sich die Erde dreht —
Hat neue Formen, — nach Bedarf die Zeit geschnitten,
Und schneidet sie — so lang die Welt noch steht! —

Erstes Kapitel.

Jezt hört es fein Alle: wie ein gewöhnlicher, gemeiner Bauernhof verbessert wird.

Simon und Moll haben den Kauf geschlossen.

Gschray (zu Moll). Hab der Herr keine Sorge! — (Mit wichtiger Miene) Will Ihn schon unterrichten in der Bauern-Wirthschaft; will Ihm's schon beibringen nach und nach — —

Moll. Es bleibt also bei unserer Verabredung, und Morgen lassen wir den Kauf obrigkeitlich bestätigen! Ich erlege die 4000 fl. Kaufschilling binnen 8 Monaten, und innerhalb dieses Zeitraumes bleibt Gschray zwar auf seinem Anwesen; ich trete hingegen Morgen schon in die Rechte des Eigenthümers ein und befehle über Jedermann ohne Widerrede. — Gschray steht also gleichsam als Knecht gänzlich unter meinem Willen, und gehorcht mir in Allem, wie ein anderer Dienstbote.

Gschray. Ja wohl, ja wohl! (mit dummer Selbstgefälligkeit.) Versteh' ja selbst die Sache, und will gewiß hausen, daß der Herr zufrieden ist.

Moll. Der Erlag des Geldes wird zur festgesezten Zeit erfolgen. (Zu Simon.) Und so will ich denn in Gottes Namen das Werk angreifen! —

Moll und Simon gingen nun fort, und besahen Haus und Felder noch einmal. Gschray hatte zwei Pferde, zwei Ochsen, vier Kühe, zwei Kälber, zwei Schweine, vier Gänse

und fünf Hühner. Zehn Schafe waren kürzlich erst an der Räude gestorben. Sämmtliches Vieh wurde ausgetrieben. Man jagte dasselbe bis tief in den Herbst Tag und Nacht in die Wälder, auf die Aeker, auf nicht zu beakernde Berge, auf Stoppelfelder und auf abgemähte Wiesen, wo es eine dürftige Nahrung fand und an Sümpfen und Laken sich öfters Krankheiten holte; daher es ein sehr kümmerliches Ansehen hatte. Im Hause selbst war Alles höchst unreinlich, und überall stellte sich das Bild einer sehr unordentlichen Wirthschaft dar.

Den Flächen-Inhalt der Grundstüke kannten Moll und Gschray selbst noch nicht, weil noch nie eine Ausmessung war vorgenommen worden. Inzwischen mochten sie etwa in 60 Tagwerk Akerland, 4 Tagwerk Wiesen, 1 1/2 Tagwerk Grasgarten beim Hause, und 40 Tagwerk Holz und Anger-Pläzen bestehen. Die Güte des Bodens war sehr verschieden, die Kultur desselben aber durchaus sehr vernachlässigt. Das Holz hatte Gschray schon ziemlich verdünnt, und die öden Pläze, welche zur Viehweide dienten, waren mit Schlehen-Dornen, Brombeer- und Kranwit-Stauden, und zwischen diesen mit etwas kurzem magern Grase bewachsen.

Moll. An Grund und Boden fehlt es eben nicht, aber an Vieh ist Mangel.

Simon. Du willst vermuthlich sagen, daß nach dem Verhältnisse des vorhandenen Bodens mehr Vieh könnte gehalten werden. Da aber hiezu das Futter fehlt; so muß man es mehr einen Futter-Mangel, als Vieh-Mangel, nennen, daher du vorerst dein Augenmerk darauf richten mußt, wie du mehr Futter erhalten kannst.

Moll. Ich gestehe dir, Freund, daß ich mich bei dieser verwilderten Wirthschaft, und bei der schon ziemlich vorgerükten Jahreszeit, wirklich in Verlegenheit befinde.

Simon. Glänzend ist deine Lage nicht; allein es läßt sich doch noch Vieles thun. — Der Mangel an Wiesen ist auffallend, und du kannst diesen Mangel nur dadurch ersezen, daß du entweder einen hiezu tauglichen Aker als Wiese niederlegst, oder daß du in die Brache Futterkräuter baust. Beides ist möglich, und ich möchte dir auch zu Beidem rathen. Zu einer Wiese eignet sich seiner tiefen Lage wegen vorzüglich der Tief-Aker im heurigen Brachfelde, den du im künftigen Jahre mit Gerste und Klee und Grassamen bebauen, und ihn sodann

als Wiese liegen lassen kannst. Ausserdem kannst du ins künftige Sommerfeld noch auf den Langaker Klee unter Gerste bauen. Jezt aber vor der Ernte baue noch auf das Hochfeld Wiken und Erbsen mit Haber, und ins Stoppelfeld Rüben und ebenfalls ein Gemenge von Wiken und Haber, wozu du jedoch, da bei uns Jeder sein Vieh ohne Hüter hinaustreibt, eines eigenen Hüters bedarfst, in welcher Hinsicht aber ich dir Rath schaffen kann. Ueberhaupt wirst du hier schon einsehen, daß ein Zusammentauschen deiner Aeker mit deiner Nachbarn Grundstüke äusserst nothwendig ist, und daß du deßhalb einige Aufopferungen nicht scheuen darfst. Ferner wirst du auch einsehen, daß du durch das Niederlegen des Tiefakers zu einer Wiese, und durch den Anbau der Futterkräuter einen Verlust an Getreide-Erzeugniß leidest, und daß du also diesen Verlust möglichst unfühlbar zu machen streben mußt. Dieß kannst du nur, wenn du alle Sorgfalt auf Erhaltung und Vermehrung des Düngers wendest; daher du die Mistjauche fleißig sammeln, auf der Stelle einen Abtritt anlegen, und den Dünger so behandeln lassen mußt, wie ich den Dachsheimern heute (Erster Theil, Seite 289 — 292) gesagt habe.

Wintersaat baue dann nicht mehr aus, als du gut düngen kannst; denn es wächst auf gut gedüngtem Felde beinahe eben so viel, als auf noch einmal so viel schlecht gedüngtem, und du ersparst Kosten und Zeit zu andern Arbeiten. Auch erhältst du durch das Zusammentauschen einige besser bearbeitete Aeker von deinen Nachbarn, denen du schon Einiges zumuthen darfst, was du ihnen später durch bessere Düngung wieder ersezen kannst. Den Ueberrest deines Winterfeldes mußt du aber sorgfältig bearbeiten, im Frühjahre mit dem im Winter gesammelten Miste düngen und mit Gerste und Klee und mit Kartoffeln bebauen.

Alle übrige Zeit, in welcher nicht auf dem Felde gearbeitet wird, wende dazu an, daß das mit Brombeeren und dergleichen Gestrüppe bewachsene Land bearbeitet, die Wurzeln gänzlich ausgerottet, der Rasen untergeakert, und tüchtig geegt, und so zum Anbau von Kartoffeln für das nächste Frühjahr vorbereitet wird, und zugleich, daß auch zur Anpflanzung von Obstbäumen vier Schuh weite, und bei drei Schuh tiefe Gruben in fünfzig Schuh weiter Entfernung von einander gegraben werden. (Erster Theil Seite 162 — 165.) Ist einmal diese Grundlage gemacht,

dann reichen sich die künftigen Verbesserungen gegenseitig die Hände. Der Kleebau ist nun schon in Gang gebracht, und du darfst dich jezt nur noch hüten, daß der Klee nicht öfter, als alle sechs Jahre auf denselben Aker zu stehen kömmt. Nach Kartoffeln suche allzeit Gerste zu bauen, nach welchen sie am Fröhlichsten gedeiht. Das Weitere wird sodann der Erfolg, die Zeit und Umstände lehren.

Vor Allem aber laß dich Anfangs durch das Gerede der Bauern nicht irre machen, welche dir wenig Glük versprechen werden, weil du nicht von Jugend auf bei der Landwirthschaft erzogen bist. Ganz unrecht haben sie nun hierin nicht; denn was man nicht selbst getrieben hat, versteht man, wenn man auch noch so viel davon weiß, doch nicht so lebendig und von Grund aus, als wenn man es in der That selbst getrieben hat. — Dagegen hast du den Vortheil vor ihnen, daß du in fremden Ländern Vieles gesehen und bemerkt hast, und daß du nicht an den angebornen Vorurtheilen klebst, denen die gewöhnlichen Bauern, welchen es unglaublich ist, daß ein Gut auf eine andere Weise, als sie von Jugend auf gesehen haben, bewirthschaftet werden könne, ergeben sind. Bei ihnen schlägt der Hammer fort, wie er nun einmal und bisher immer fortgeschlagen hat. Allein du schmiedest deinen Wohlstand immer in neuere bessere Formen, und wendest und drehst das Eisen auf dem Ambos nach deinem Belieben. Nur hüte dich, daß du nicht aus Neuerungssucht Zeit und Umstände aus deinen Augen verlierst: denn das Beste taugt nichts, wenn es nicht zu rechter Zeit und am rechten Orte geschieht.

Moll. Sorge nicht! Und wenn ich mich verirren würde, so habe ich ja dich, lieber Freund, der mich auf die Wirklichkeit hinverweis't und mich von den Irrthümern der Einbildungskraft warnt. Ich muß um so mehr auf dich vertrauen, da du hier ganz einheimisch bist und du durch deinen Wohlstand beweisest, daß du richtig zu wirthschaften verstehst.

Simon. Dann, hoffe ich, wird es dir gewiß wohl ergehen! Denn den gewöhnlichen Bauer hält nichts so sehr von einem verbesserten häuslichen Zustande zurük, als daß er von Jugend auf an das alte Herkommen seines Dorfes gefesselt ist und also keinen Rath und keine Verbesserung mehr annehmen will. Nur wenn er es zu wiederholten Malen selbst sieht, und es nun gleichsam mit Händen greifen kann; nur dann ändert er

allmälig seinen gewohnten Gang und sucht das Bessere nachzuahmen. Mir fällt hier allezeit der Kartoffelbau ein. Man hielt es Anfangs für unmöglich, ihn auf unsern Feldern einzuführen, und achtete ihn durchaus nicht. Man nannte die Kartoffel eine Schweinskost, glaubte davon Bauchgrimmen zu bekommen, hielt deren Anbau für schädlich, und wußte sie gar nicht zu benüzen. Die ewigen Schreier! Viele Jahre lang liessen sie nun mit Verachtung die Kartoffeln nur bei armen Leuten und in Waldgegenden passiren, und nur hie und da hatten vor sechzig Jahren einige Weiber in ihren Küchengärten einige Stöke blos als Seltenheit — und wie sieht es jezt aus? — Und so wie es mit den Kartoffeln der Fall war, wird es mit der Obstbaumzucht der Fall seyn, deren Nüzlichkeit man jezt ebenfalls erst zu begreifen anfängt. Aber, lieber Moll, es wird noch ein Punkt bald zur Sprache kommen, dessen Möglichkeit in andern Gegenden Bayerns bereits allgemein anerkannt ist, den aber unsere Bauern hier durchaus nur lächerlich und verächtlich finden.

Zweites Kapitel.

Von dem Nuzen des Haltens und Einspannens der Kühe statt der Ochsen und Pferde.

Simon. In den obern Gegenden Bayerns sieht man ganze Ortschaften ihr Feld mit Kühen bearbeiten. Vor 40 Jahren hat man das noch nicht gethan. Aber der Krieg hob beständige Einspann aus und entzog dem Felde die Pferde. Was wollte man thun in der Noth? Man spannte die Kühe vor den Pflug. Und sieh da: man entdekte darin bald große Vortheile!

Pferdefleisch ist ein theures Fleisch, und doch mag's Niemand essen. Der Dünger taugt nicht viel; das Pferdevieh wird immer weniger werth, kann nicht gemästet, und zum Nuzen des Hauswesens geschlachtet werden, und will weit besser gehalten seyn, als das Rind. Nichts ist erbärmlicher anzusehen, als so ein Paar elende Weidepferde, und doch gibt es arme Teufel von Bauern, die sich schämen wollen, mit gesunden starken Ochsen zu fahren, geschweige denn erst mit Kühen.

Aber das Einspannen der Kühe ist für gemeine Bauern eine Hauptquelle zu großen Vortheilen. Man kann mit dem

Futter, welches ein Pferd braucht, zwei Kühe reichlich ernähren, und der jährliche Nuzen der Kuh an Kalb und Milch läßt die Haltung der Ochsen weit hinter sich.

Im Wesentlichen ist der Vorzug des Einspannens der Kühe vor den Ochsen folgender:

Erstlich ist es für die hiesige Gegend, wie überall, wo milder und leichter Boden ist, augenscheinlich, daß ein Paar gut gehaltene Kühe so gute Dienste im Akerbau thun, wie ein Paar Ochsen.

Zweitens ist bekannt, daß die Kuh den Ochsen an Lebhaftigkeit und Gewandtheit weit übertrifft und dadurch den allenfallsigen Abgang an Stärke hinlänglich ersezt.

Drittens ist es bewiesen, daß der Milch-Ertrag der Zugkühe sich kaum merklich verringert, wenn man ihnen zur Zeit der stärksten Arbeit mit etwas besserm Futter zusezt.

Und wenn man nun weder Pferde noch Ochsen im Futter hat, so begreift sich wohl, daß man da nicht drei oder vier Kühe wie jezt, sondern zehn bis zwölf solche halten und in der Arbeit immer mit ihnen abwechseln kann.

Man weiß, daß die Milch der arbeitenden Kühe weit fetter, als die der unthätigen ist. Verliert man also von der einen Seite auch etwas an der Menge, so gewinnt man auf der andern wieder an der Güte, und sobald die Zugkuh nur einige Tage wieder Ruhe hat, dann ist auch die Menge des Milch-Ertrages wieder der vorige. Und dieses ist doch während der größten Zeit des Jahres der Fall, besonders im Winter.

Viertens: Während dieser Zeit muß der Pferde- und Ochsen-Besizer sein Zugvieh als ein todtes und fressendes Kapital ansehen; der Kuhbauer aber gewinnt täglich Milch und — von seiner vermehrten Kühe-Zahl so viele Kälber. Denn das Einspannen hindert hieran aus gesagten Gründen nicht.

Fünftens: Da das Stallvieh aus Mangel an freier Bewegung und frischer Luft manchen krankhaften Anfällen ausgesezt ist, oder auf der Weide, wie ich vorhin gesagt habe, verkümmert, so sind bei einer vernünftigen Behandlung die Zug-Kühe sogar noch besser daran, als die Nicht-Zugkühe.

Sechstens: Ist der Vortheil der Zugkühe hinlänglich dadurch bewiesen, daß in jenen Gegenden, wo man einmal damit Versuche gemacht hat, Niemand mehr den verspürenden Nuzen

aus der Hand läßt, und staunend über die gute Sache sich nur beklagt, daß er so lange diese Wohlthat nicht gekannt habe.

Siebentens: wenn man durch die Haltung mehrerer Kühe auch noch die Fortpflanzung und Vermehrung des Rindvieh-Geschlechtes begünstigt erwäget, so verdiente bei dem allgemeinen Mangel und der großen Theurung des Rindviehes diese Sache wohl selbst die Aufmerksamkeit der Regierungen; gleichwie

Achtens in Anschlag zu bringen ist, daß bei der größern Menge der Zugkühe auch die sonst öden Pläze bearbeitet werden können; daß mit ihnen nun auch der Arme die Pläze bearbeitet, die ihm sonst kaum den Akerlohn zu ersezen Hoffnung machten, den er aber nun nicht mehr rechnet, seit er seine Arbeit selbst thut. In ganz Bayern würde sich der Kuhstand bald wie 4 zu 1 vermehren, und die Pferdezucht und Ochsenmastung keineswegs darunter leiden, da man in den Ställen jener Klasse der gemeinen Bauern, wovon hier die Rede ist, wie gesagt, nur elende Gerippe von Weidepferden, oder Dechselein's findet, die den Bauer sammt Haut und Haar auffressen, ohne ihm je einen andern Nuzen zu verschaffen, als daß er mit ihnen schleppend und nothdürftig sein Feld bestellt.

Hat auch hie und da ein Bauer eine etwas bessere Mähne, so folgt daraus weiter Nichts, als daß er solche blos aus lächerlichem Dünkel deßhalb mit den besten Nahrungsmitteln versieht, damit sie dem Eigenthümer keine Schande macht, indeß das arme Milchvieh mit dem schlechtesten Futter zufrieden seyn muß, weil seine Magerkeit und Kraftlosigkeit im Winter wenigstens den fremden Augen verborgen bleibt und im Sommer allerlei Entschuldigungen leidet. —

Moll. Da hab' ich dich nun deine Meinung ohne Unterbrechung zu Ende sagen lassen, und wirklich muß ich dir in Allem völlig recht geben.

Ich selbst kenne als Beispiel die Geschichte der Gemeinde Obereisensheim. Vor Kurzem noch lagen dort ganze Flächen öde, wie hier bei uns. Da kam der dortige Gastgeber zum Schwan, Tobias Hertwig, jezt aus Dankbarkeit der Unvergeßliche genannt, auf den Gedanken, das Anspannen der Kühe einzuführen. Es machte ihm Anfangs sehr viele Beschwerden. Seine Nachbarn sperrten Augen und Mäuler auf, und spotteten endlich, wie sie es nannten, über die Narrheit. Es wollte ihm

Anfangs der Muth sinken, und der Spott der Unverständigen machte ihn zaghaft; allein es waren in der Gemeinde doch ein Paar verständige Männer, welche sich sogleich auch für den guten Entzwek an's Werk machten, und so — gewann die neue, nie gesehene, verspottete Sache bald bessere Würdigung, bald allgemeine Nachahmung. Alle öde liegenden Pläze wurden umgerissen und angebaut, und nicht nur der Privat-, sondern auch der Staats-Vortheil hat nun zugenommen, weil jezt doppelt so viel Getreide, wie ehemals, dort gebauet wird.

So könnte es ja bei uns auch seyn, und es hat mir gleich gefallen, als ich bei meiner Hieherkunft auf deinem Hofe Kühe einspannen sah. Ich werde das Nemliche thun, und für die zwei ausgemergelten Pferde, die ich da vom Ded-Bauer übernehme und sogleich verkaufe, drei Kühe beischaffen.

Drittes Kapitel.

Forthausen konnte der Ded-Bauer Gschray nicht mehr; aber darum blieb er doch der grundgescheide Gschray.

Simon und Moll waren unter diesen Gesprächen nach Haus gekommen, wo sie ein einfaches Mahl erwartete, das sie mit Frohsinn genoßen. Sie plauderten sodann noch lange miteinander, bis endlich die Nacht ihre schwarzen Flügel über den Erdkreis ausbreitete und die Schwäzer trennte.

Als Moll in seiner Kammer war, warf er sich auf die Kniee, und flehte inbrünstig zu Gott um Erleuchtung und Segen in seinem neuen Stande. Er konnte lange nicht schlafen; endlich ergoß aber der Gedanke, daß Simon sein Freund sey, himmlische Ruhe in sein Herz, und ein erquikender Schlaf schloß seine Augen bis zum hellen Morgen.

Dieß war der Tag, an welchem der Kauf obrigkeitlich nach gesezlicher Form bestätigt werden sollte. Solches geschah auch zu Aller Zufriedenheit, und Moll bat nun seine neue Obrigkeit um ihr gnädiges Wohlwollen, ohne welches der Unterthan, auch bei der strengsten Erfüllung seiner Pflichten, so oft widrigen Zufällen preisgegeben wird. Den Gschray ersuchte er nicht minder, daß er, so lange er noch auf dem Hofe bleiben würde, gute Wirthschaft führen möchte. Zwar war dieß im Kaufe als Schuldigkeit bedungen und überdieß sogar ausdrüklich festgesezt worden, „daß Gschray von nun an pünktlich nach der Vorschrift des Käufers arbeiten müsse."

Allein den guten Willen kann man obrigkeitlich nicht in Kauf geben, und diesen suchte Moll zu gewinnen.

Moll trat nun sogleich seine Wirthschaft an. Da gab es nun bald Allerlei zu ändern; der neue Besizer hatte auch neue Gedanken. Aber auf Alles, was Moll anordnete, erwiderte Gschray, daß dieses auf seinem Hofe nicht gut thue. So war Moll's Aufmerksamkeit zuerst auf die Düngerstätte und die Mistjauche gerichtet, welche den Brunnen gleichsam umschlossen, und wovon leztere theils in den Brunnen, theils auf den Fahrweg ganz unbenuzt floß. Moll wählte einen schiklichern Plaz, stekte den Umfang der neuen Miststätte aus, ordnete an, wo eine Grube zur Sammlung der Mistjauche gegraben und ausgemauert werden sollte, bestellte hiezu einen Maurer und einen Zimmermann, der einen neuen Abtritt fertig machen mußte, und befahl Gschray, daß er, da er selbst auf ein Paar Tage verreisen müsse, mit Beihülfe des Gesindes bis zu seiner Zurükkunft das Nöthige herstellen solle. Allein Gschray, der seinen Unwillen darüber kaum verbergen konnte, ließ nach Moll's Abreise Alles beim Alten, und noch überdieß seiner Zunge freien Lauf, so, daß Moll vor allem Gesinde, welchem ohnedieß jede Gelegenheit, Nichts arbeiten zu dürfen, willkommen ist, nur lächerlich gemacht wurde.

Moll, der während seiner Abwesenheit glaubte, daß Alles, was er angeordnet hatte, pünktlich so geschehen werde, fand bei seiner Zurükkunft noch Alles so, wie er es verlassen hatte. Er argwohnte in seiner Gutmüthigkeit nicht, was Gschray hinter seinem Rüken gesagt hatte, sondern glaubte den heuchlerischen Entschuldigungen wegen zu vieler Arbeiten und anderer Zufälle, die es unmöglich gemacht hätten, Moll's Aufträgen Folge zu leisten. Allein bald sollte es sich zeigen, welchen bösen Willen Gschray der Ausführung seiner Verbesserungs-Entwürfe entgegenseze.

Viertes Kapitel.

Und der Oed-Bauer Gschray sprach: — Eh' ich eine Kuh einspanne, will ich lieber meinen Bauernhof herschenken!

Freund, sprach Moll zu Simon: Da hab' ich mir auf meiner Reise drei recht hübsche Kühe eingehandelt, die man mir

morgen in den Hof bringen wird, und ich will nun sechs Kühe zum Zug abrichten, meine zwei Pferde jezt sogleich weggeben, die Ochsen aber auf die Mast stellen, und Gschray muß das Feld, wie es bei dir geschieht, mit den Kühen bestellen. Simon lächelte. Das wird Gschray nicht thun wollen, meinte er.

„Ei, das müßte kurios seyn, entgegnete Moll. Ihm kann's ja ein's seyn, ob er zwei Kühe oder zwei Ochsen am Pfluge hat, da der Erfolg auf meine Rechnung fällt."

Simon. Du kennst den Gschray nicht, lieber Moll, und sein eben so dummes, als boshaftes und aufhezerisches Weib! Ich selbst spanne meine Kühe erst seit ungefähr acht Monaten ein, und die Sache macht hier so viel Aufsehen und Lärm und Getümmel und Gespött und Hohn, daß man noch jezt von andern Dorfschaften herbeiläuft und mich und die unerhörte Sache wie ein Geschöpf aus dem Monde angafft.

Moll. Daß doch der Bauer Alles, was nicht altes Herkommen in seinem Dorfe ist, verspottet! Er sollte sich's ja nicht merken lassen, daß er in der Welt noch so wenig gesehen hat und ausser einem Umkreise von etlichen Stunden mit den Gebräuchen und Vortheilen anderer Gegenden noch ganz unbekannt ist. —

Moll sagte nun zu Gschray, daß er Willens sey, ebenfalls, wie Simon, die Kühe als Zugvieh einzuspannen.

O Herr! erwiederte Gschray, das geht einmal nicht an. Es thut's nicht, sag' ich dem Herrn!

Moll. Ei, warum nicht? Thut's ja beim Simon Strüf auch!

Gschray. Ja — der hat ganz andere Kühe, größere, stärkere Kühe, — und wer weiß, wie lange er seinen Narren-Streich noch fort macht!

Moll. Ich habe erst vor einigen Tagen mit ihm darüber gesprochen; er wird die Vortheile, die das Anspannen der Kühe für die ganze Haushaltung hat, gewiß nie mehr fahren lassen.

Gschray. Meinetwegen! Aber das ist mit meinen Kühen einmal nicht möglich. Sie sind zu klein, zu schwach; sie würden keine Milch mehr geben; sie sind auch zu alt; sie lassen sich nicht mehr abrichten; sie würden sich die Hörner ausdrehen.

Moll. Ich habe auf meiner Rükreise gestern unweit von hier drei recht hübsche Kühe gekauft, und wir können nun sogleich sechs Kühe einspannen und die Pferde verkaufen.

Urschel, Gschray's Weib, — (belfert hinter dem Ofen hervor) — Das ginge uns noch ab: Kühe einzuspannen! Daß die Leute über uns auch was zu lachen hätten!

Moll. Lassen wir sie lachen! Wer zulezt lacht, lacht am Besten. Unser Nachbar Simon ist gewiß kein Narr, und er spannt doch auch Kühe ein.

Urschel. Mag er einspannen, was er will; wir spannen auch ein, was wir wollen! —

Moll fühlte sich hiedurch empört, und die Saiten seines Herzens schlugen gewaltig verstimmte Töne. — Er ging zu Simon, der ihm sogleich seinen innerlichen Mißmuth ansah. Beide schwiegen. — Endlich fing Moll an: „Ich habe es nun schon zur Sprache gebracht, daß ich, wie du, meine Kühe als Zugvieh gebrauchen will." — Simon schwieg noch still: er merkte nun, wo seines Freundes Mißmuth begraben liege. Nach einigem Stillschweigen fing endlich Moll wieder an: „Guten Willen finde ich eben nicht bei Gschray und seinem Weibe."

Simon. Ich habe es dir vorhergesagt.

Moll. Aber da fällt mir ein Mittel ein, das Alles sogleich in richtigen Stand sezen würde.

Simon. Nun? Und dieses Mittel —?

Moll. Liegt in deinen Händen, Simon. Du allein kannst mir helfen.

Simon. Und so geschieht's dann auch. Sag' an —!

Moll. Gschray wendet mir hauptsächlich ein, daß seine Kühe zu klein, zu schwach seyen. Er sagte, sie würden sich sogleich die Hörner ausdrehen. —

Simon (Lacht). — Hat er denn nicht gesehen, daß man sie unter kein Joch zwengt, sie sich also die Hörner nicht ausdrehen können? Hat er denn nicht gesehen, wie ich meine Kühe angeschirre?

Moll. Deine Kühe sind in seinen Augen ganz andere Kühe, als die seinigen. —

Simon. Darin hat er recht. Ich gäbe ihm für Zwei von den seinigen nicht Eine von den meinigen.

Moll. Die drei Kühe, welche ich nun gestern gekauft habe, sind sehr schön. Allein ich sehe nun wohl, Gschray hat den Willen und die Geduld nicht, sie zum Einspannen abzurichten. Möchtest du mir nicht für diese drei Kühe abgerichtete von den deinigen geben?

Simon. Herzlich gerne! Ich wünschte dir noch mehr thun zu können.

Und so geschah es denn auch. Nach ein Paar Tagen hatte Moll vier abgerichtete Kühe im Stalle. Als es nun dazu kam, sie in Simons Beiseyn einzuspannen, machte Gschray, dessen verkehrter Sinn sich nun gleichsam selbst eingespannt sah, sich immer ausweichende Geschäfte im Hofe herum, und alles Gesinde verkroch sich mit heimlich verhaltenem Kichern und Lachen. Gschray's Weib sah höhnisch und verstohlen durch das kleine Stubenfenster auf den Hof, und nur die Kinder, worunter ein Knabe von 13 Jahren war, sprangen unter einfältigem Gelächter herum. Alsbald kamen auch einige Nachbarn herzu, und einer derselben, Dik genannt, schilch zu Gschray hin. —

Inzwischen waren die Kühe eingeschirrt, und Gschray wurde herbeigerufen.

Gschray geberdete sich nun wie toll, als er mit den, im ruhigen Wiederkauen dastehenden starken Kühen fahren sollte. Allein Moll erinnerte ihn nun mit Ernst an seine beim Verkaufe seines Hofes gerichtlich eingegangene Verbindlichkeit des Gehorsams. — „Unter der ausdrüklichen Bedingung sagte er, daß du während der Zeit deines achtmonatlichen Bleibens im Hause als mein Dienstbote arbeitest, wie ich es haben will, habe ich dir abgekauft, und du mußt fahren."

Da brüllte Gschray mit schäumendem Munde: „Ich will meinen Hof lieber herschenken, als daß ich mit den Kühen aus dem Gehöfe hinausfahre. . . !" —

Moll war nahe daran, die Geduld zu verlieren; allein wie die Sonne Gewölk und Nebel durchdringt und wohlthätig auch die Saaten der Bösen bescheint, so leuchtete das edle Herz unsers Moll jezt in seinem vollen Glanze. Er faßte schnell den Entschluß, sich selbst zu besiegen und seinen Gegner bloß zu verachten.

Simon, der von Gschray ein solches Widerstreben schon erwartet hatte, sagte zu seinem Freunde: Laß es gut seyn! Sobald die Ernte vorüber ist, werde ich dir einen meiner Knechte überlassen. Bis dahin gibt es noch andere Arbeit genug. Es bedürfte nur eines Wortes bei der Obrigkeit: so —

Moll. Das sey ferne, daß ich nach Lichtendorf zurükkomme, um zu streiten und Feindschaft zu pflegen. Gschray mag die kurze Zeit seines Hierseyns die Weidepferde wieder einspannen, der Knecht aber, den du mir, Simon, abtreten

willst, mit den Kühen fahren. Es gibt noch genug zu verbessern: wir wollen also anderswo anfangen.

Und hiemit wurden die Kühe wieder ausgeschirrt und in Simon's Stall zurükgeführt.

Fünftes Kapitel.

Vom Zusammentauschen der Aeker war Gschray auch kein Freund.

Simon Strüf hatte schon gleich zu Anfang seiner Wirthschaft nach dem Rathe des alten Frohmann seine unter fremden Grundstüken zerstreut liegenden Aeker u. s. w. mit den Nachbarn zusammengetauscht, und so seine Gründe in ein schönes Ganzes vereinigt. Nur mit Gschray konnte Niemand einen Tausch treffen, weil er für alle Verbesserungen ohne Sinn war.

Da jezt Moll diesen Hof im Besiz hatte, fanden sich sogleich Nachbarn ein, die schon lange auf ein solches Ereigniß gewartet — und ihre zwischen dem ehemaligen Eigenthume des Gschray zerstreuten Gründe zusammenzutauschen Lust hatten.

Moll nahm ihre Vorschläge mit Freuden an; allein nun gab es bei jedem Schritte, der da geschehen sollte, von Seiten der Nachbarn unter sich selbst wieder Anstände. Denn, wenn sie auch über den Flächen-Inhalt, den Moll mit der Kette selbst ausmaß, einig waren, so stritten sie doch noch über jede Kleinigkeit, und es schien ordentlich, als wollten sie einen großen Vortheil für die Zukunft lieber gar nicht gewinnen, als daß sie einen kleinen, unbedeutenden, den sie zu haben glaubten, aus der Hand lassen sollten. Auch suchte Gschray Zwietracht zu stiften und erregte öfters Zweifel über das Ausmaß, über die Güte des Bodens u. s. w.

Simon konnte allzeit ärgerlich werden, wenn ihm neue Hindernisse zu Ohren kamen. Allein Moll suchte ihn dadurch zu besänftigen, daß es überall, in jedem Zweige des menschlichen Wissens und Kennens derselbe Fall sey, und daß nur allmählig der Mensch zu allem Besseren gelange. „So hatte man ehemals, sezte er hinzu, gar keine Aeker, und das ist noch nicht so gar lange her. Da lebte man bloß von der Jagd — von der Menge Wildpret, wovon sich noch Spuren zeigen. Hernach baute man nur hie und da einen Flek an, und das mußten die Weiber besorgen. — Die Männer schämten sich dieser Arbeit, und lagen zu Hause auf einer Bärenhaut, daher man

noch jezt einen faulen Menschen einen Bärenhäuter nennt. Und so ging es herab bis auf unsere Zeiten, bald mit dieser, bald mit jener neuen Einrichtung. Alles hat sich verändert, und so lange die Welt steht, schneidet das Bedürfniß der Zeit immer neue Formen. Der Glaube an eine göttliche Vorsehung befiehlt uns aber auch zu glauben, daß es zum Bessern gehe."

„Gegenwärtig verlangt der Zeitgeist — fuhr Moll fort — für den Oekonomiebetrieb abermals mit Gewalt einen allgemeinen Schritt vorwärts. Und so schreitet ihn denn auch jeder kluge Landwirth jezt schon, diesen Schritt; nur der Träge bleibt zurük und verursacht dadurch seinen Nachkommen den empfindlichsten Schaden."

Diese Gedanken benüzte Simon trefflich zur Vermittlung bei dem Zusammentauschen der Grundstüke seines Freundes. „Handelt doch nicht um solche Kleinigkeiten — sagte er zu ihnen — und gönnet euch gegenseitig dieselben! Eure Grundstüke werden ja durch das Zusammentauschen um ein ganzes Zehntheil mehr werth, als sie jezt sind. Seht meine Wirthschaft an! Als ich sie vor 11 Jahren so zusammentauschte, glaubte Mancher, dem ich seinen eingebildeten Vortheil nach Willen ließ, was Wunder er nun gewonnen und Ich verloren habe. Spürte ich wohl seither einen Verlust? Ich brauche ja jezt kaum die Hälfte Zeit zur Arbeit, seitdem ich meine Gründe so beisammen habe, und bis ihr euer Arbeitsvieh und Geräth, euern Dung ꝛc. bald dort- bald dahin schleppt, ist bei mir die halbe Arbeit schon geschehen. — Und ihr könnt bei der Getrenntheit eurer Grundstüke mit dem besten Willen eure Wirthschaft nicht viel vorwärts bringen; denn ihr könnt ja nicht einmal bauen, was ihr wollt, und brachen, wann und wo ihr wollt. Dagegen kann ich bauen und brachen, wo ich will, was ich will, und wann ich will."

„Ihr solltet es gar nicht mehr nachgeben — fuhr er dann fort, — bis ihr's auch so weit gebracht habt. Es darf ja die Sache nicht auf Einmal und mit Uebereilung geschehen. Heute tauscht man da, ein anders Mal dort, und dann freuet Einen die Arbeit doppelt so sehr, wenn man seine Sache sich immer verbessern und in einen höhern Werth und Nuzen kommen sieht. Das Tauschen muß man aber bei der Obrigkeit melden, wo es keinen Kreuzer kostet und man im Gegentheil noch großes Lob erhält."

Sechstes Kapitel.

Vom Futter-Baue.

Die Grundstüke des Karl Moll waren nun zusammengetauscht, und er konnte sogleich nach der Ernte seine neue Wirthschaftsart nach Belieben antreten, wozu ihm Strüf Freundeshülfe zu leisten versprochen hatte. In der ganzen Nachbarschaft verbreitete sich jetzt Simons Ruf immer mehr, und es kamen Viele, welche Simon's Einrichtungen und Wirthschaft besehen und Manches von ihm lernen wollten. Vor Allen aber waren die Dachsheimer die fleißigsten, und Simon unterhielt sich mit ihnen auch am Liebsten, obschon er Jedem gerne Rath und Belehrung ertheilte. Da Molls Beispiel jetzt eben vor Augen da lag: so wählte Simon dieses zunächst zum Inhalt seiner Gespräche mit den Dachsheimern. Jedem andern aber empfahl er vorzüglich die Obstbaumzucht, welche zum häuslichen Wohlstande so Vieles beitrage. „Bauet Obstkerne, sagte er, so viel ihr auftreiben könnt, sollten es auch Holzäpfel- und Holzbirnkerne seyn! Man kann sie schon im zweiten Jahre zur Veredlung mit den allerbesten Sorten brauchen und nach acht Jahren bereits Früchte davon essen. Es geht damit nicht so langsam, als ihr bisher geglaubt habt; wenn man nur weiß, wie man damit umgehen muß."

„Vorzüglich aber trachtet durch Futtervermehrung auf die Vermehrung und Verbesserung eures Viehstandes; denn die Düngerstätte ist die eigentliche Goldgrube des Bauers. Haltet also euren Dünger und alles, was Dünger heißt, vorzüglich zu Rathe, und verwendet ihn sogleich zur Verbesserung eurer Grundstücke, damit ihr diese zur Vermehrung des Futters in Anspruch nehmen könnet. In einer jeden Wirthschaft läßt sich einiger Dünger ersparen, wenn man darauf aufmerksam ist. Wird nun dieser zur Vermehrung des Futters verwendet, so könnt ihr mehr Vieh halten, und es besser ernähren, wodurch ihr wieder mehreren und besseren Dünger gewinnet, was sodann zur wesentlichen Verbesserung des Getreidebaues beiträgt. Der Boden verbessert sich nun immer mehr, und kann bald auch einträgliche Handelsgewächse hinlänglich ernähren."

„Allerdings ist nun der Klee eines der vorzüglichsten Futterkräuter, und wer ihn baut, wird von der Nüzlichkeit desselben überzeugt seyn. Allein es gibt noch mehrere nüzliche Fut-

tergewächse, und man sollte auf mehr Abwechselung Bedacht nehmen. Die schmackhafteste Speise ekelt uns an, wenn wir sie immerfort und zu lange nacheinander genießen, und so ist es auch beim Viehe, wie wir auf einer fetten Weide zur Genüge erfahren können."

Die Dachsheimer ersuchten nun Simon Strüf, sie noch den Anbau anderer Futterkräuter zu lehren, was ihnen Simon auch versprach.

Siebentes Kapitel.

Von dem Rüben-Baue.

Simon. Wir haben mehrere Gattungen Rüben, die für das Vieh ein sehr nahrhaftes Futter geben.

Die weissen Rüben

sind, besonders getrocknet und geschroten, eine sehr zu empfehlende Beimischung unter das andere Futter.

Endl. Ich habe auch diese Rüben schon häufig, gewöhnlich nach der Ernte in die umgestürzten Stoppelfelder gebaut; allein ich finde, daß sie die Aeker gewaltig auszehren, und der Gewinn, den sie geben, gar oft wieder an den Körnern der folgenden Ernte verloren geht.

Simon. Da hast du Recht! Darum muß man ja keine Rüben in schon vorhin Düngerarme Felder säen, sondern gute Aeker dazu aussuchen, die den Verlust der Nahrung, welche die Rüben herausziehen, nicht so sehr spüren. Ich will dir aber noch ein besonderes Mittel sagen, wie du nicht blos die Verminderung einer schlechten Getreide-Ernte, sondern auch noch ein anderes Uebel beseitigen kannst.

Da nämlich den Rüben die Erdflöhe öfters sehr gefährlich werden, und dieselben, sobald als sie aufgegangen sind, gänzlich wegfressen, so muß man, um dieses zu verhüten, den Aker sogleich, wie die Rüben hervorkommen, mit Asche und Kalk, beides zusammengemischt, gut überstreuen. Hieraus entstehet neben dem Vortheil, daß man seine Rüben verwahrt, auch noch ein zweiter, nämlich, daß das durch die Rüben entkräftete Land nunmehr die verlorne Düng- oder Nahrungstheile wieder ersezt bekommt und die folgende Getreide-Ernte nicht darunter leidet, sondern weit besser ausfällt.

Endl. Das Letztere glaube und begreife ich wohl. Aber — die Erdflöhe werden schwerlich zu vertreiben seyn; denn gesetzt auch, daß Kalk und Asche dagegen helfen, so wäscht diese doch der Regen bald wieder ab!

Simon. Deine Bemerkung ist richtig; man muß aber thun, was man kann. Es gibt mehrere Mittel gegen die Erdflöhe, so wie gegen die kleinen Schnecken; nemlich das Walzen, welches aber nur in der Nacht geschehen soll. Bei dem nächtlichen Thau leckt die Walze die Erdflöhe mit der feuchten Erde auf, und den jungen Pflanzen bringt das Andrüken (bei trocknem Boden) Vortheil. Noch ein sicheres Mittel, die Erdflöhe zu vertreiben, ist Wasser, worin Wermuth abgesotten oder abgebrühet worden. Mit diesem Wasser, wenn es wieder kalt geworden ist, überspritzt man mit einer Gießkanne die Pflanzen, und die Erdflöhe werden sie bald verlassen. Kohlpflanzen können vor dem Verpflanzen etliche Stunden mit den Blättern in obiges Wasser gesteckt werden, so sind sie vor Erdflöhen auch sicher. Gewiß aber ist ein allezeit Hülfe bringendes Mittel gegen die Erdflöhe dieses: Man nimmt um 6 kr. Stangenschwefel, stößt ihn in einem Mörser zu Pulver, mischt ihn unter Sägekleien und überstreut damit das Pflanzenfeld. Eine Hand voll Schwefel unter einem Mezen Sägekleien ist die gehörige Portion zur Mischung. Dieses Mittel ist besonders allen Gärtnern zu empfehlen. Hühnermist ist auch ein gutes Mittel gegen die Erdflöhe, und übrigens wird wohl Niemand dieser Feinde wegen den Anbau der Rüben unterlassen! Sie verdienen unter den Wurzelgewächsen alle Empfehlung; sie geben dem Melkvieh eine wohlschmekende, fette Milch und Butter, mästen Schweine, Gänse u. s. w., und wenn man die schönsten und größten an schwache Bindfäden aufreihet und an der Luft abwelken läßt, so können sie mit großem Vortheil theils zur Speise für Menschen, theils auch für's Vieh klein geschnitten, als Beimischung und als eine Schmelze der Siede im Winter genuzt werden.

Alle Rübenarten lieben einen lokern, guten, tief gegrabenen Boden, der zwar nicht frisch gedüngt seyn, aber noch Dünger enthalten soll.

Endl. Gibt es denn unter unsern gewöhnlichen Rüben mehr, als eine Art?

Simon. Das glaube ich. Es nüzt euch aber nichts, sie

hier alle zu nennen. Nur folgende muß ich euch vorzüglich empfehlen:

Die Runkelrübe.

Diese vortreffliche Rübenart übertrifft alle andere an Nüzlichkeit. Wenn man diese Rüben in recht gut zubereitetes Land bringt, und die Witterung nur halbweg günstig ist, so erhält man Rüben von 8, 12 bis 16 Pfunden, welche nicht bloß die beste und trefflichste Fütterung für das Vieh im Winter abgeben, sondern ganz besonders gut zur Viehmastung, und sogar zur Gesundheit des Viehes sind. Selbst der Dünger von dem Viehe, welches mit diesen Rüben gefüttert wird, düngt weit besser, als der von andern Fütterungsarten. Man kann sie auch im Winter sehr lange aufbehalten, wenn man sie vor dem Froste in Sicherheit bringt. Was aber die Runkelrüben noch schäzbarer macht, ist, daß man ihre schönen, großen, fetten und sehr nahrhaften, viele Milch gebenden Blätter im Sommer 4 und 5mal abblatten kann, wo man ihnen nebst den Herzblättern jedesmal nur noch einige stehen läßt.

Dieses sind Vortheile, welche beträchtlich sind und gewiß alle Aufmerksamkeit verdienen; denn man erhält an ihren Blättern nicht nur eine beträchtliche Menge grünes Futter für den Sommer, sondern erlangt auch noch eine ungeheure Menge Rüben zum Futter auf den Winter.

Buzhofer. Ei! diese Rübe kenn' ich noch nicht!

Simon. Ich will dir einen Samen geben; den kannst du dann wie andere Rübsamen aussäen; besser aber ist es, wenn man die Pflanzen wie Krautpflanzen aussteket.

Die Runkelrübe wächst zwar in jedem mittelmäßigen Lande; aber sie erreicht in solchem nicht die Größe, und liefert nicht die Menge Futter durch ihre Blätter, welche sie erlangt und liefert, wenn man ihr ein recht gutes Land durch genügsame Düngung und gute Bearbeitung zubereitet. Ist der für diese Pflanze bestimmte Aker ein wenig feucht (doch nicht naß), so ist derselbe der Pflanze desto angenehmer. Es muß aber dieser Aker nothwendig schon im Herbste gedüngt werden, damit sich der Dünger noch vor Winter gut mit dem Erdreiche vermische. Alle Frühjahrsdüngungen zu Runkelrüben, so wie zu Kraut, sind fehlerhaft.

Ich seze voraus, daß derjenige, welcher sich mit dem Anbaue dieser so guten und so sehr nüzlichen Rübenart befassen

will, meinen Rath genau befolgt, wenn er anders den Nuzen, welchen er hofft, auch erlangen will. Denn gewöhnlich leidet die beste Sache Schiffbruch, oder kommt in einen üblen Ruf, wenn man eine gegebene Vorschrift gar nicht, oder nur zum Theil befolgt.

Ich sage euch also ferner: Ihr müßt den besten und fettesten recht gut gefaulten Dünger zu rechter Zeit auf den Aker fahren, damit derselbe vor Eintritt des Winters noch zweimal gepflügt werden kann. Daß ihr den Dünger nicht sparsam, sondern in genügender Menge anwenden und ohne Verzug ausbreiten und unterpflügen müsset, versteht sich von selbst. Das Erstemal wird der Mist drei bis vier Zoll tief untergeflügt, sodann das Land etliche Wochen liegen gelassen, damit der Dünger seine Kraft der Erde mittheilt. Nach Verlauf einiger Zeit wird das Land gut geeggt, und dann wieder nach einiger Zeit zum Zweitenmale geakert, jedoch jezt wenigstens ein paar Zoll tiefer, und wenn der Aker nicht zu schmal ist, das Pflügen in der Quere unternommen, oder wo dieß nicht angeht, wenigstens so schräge, als möglich verrichtet, endlich der Aker nochmal gut über's Kreuz übereggt.

Dieses Alles wird noch im Herbste verrichtet und nunmehr der Aker bis zum Frühjahre liegen gelassen. Nun sind die nährenden Theile des Düngers gehörig in den Erdboden vertheilt, und das Land ist zu guter Ernährung der Pflanzen gehörig vorbereitet.

Von der Aussaat und Pflanzung der Runkelrüben.

Der Runkelrübensame, welcher gerade so gestaltet ist, wie der rothe Rübensame, (Rannensame) wird im Monat April in ein eigenes Beet ausgesäet. Dieses muß schon im Herbste einmal recht gut und tief gegraben, im Frühjahre aber nochmal tief aufgegraben werden, und ein nicht zu mageres Land seyn. Der Same muß wenigstens einen Zoll tief unter die Erde gebracht, und nicht zu dik gesäet werden, damit die Pflanzen desto schöner werden. Wenn sie aufgegangen sind, und die trokne Witterung es nothwendig macht, müssen sie nothdürftig begossen, und übrigens vom Unkraute gereinigt werden.

So wie nun diese Pflanzen so groß geworden sind, daß die Blätter derselben ohngefähr 2 bis 3 Zoll Länge haben, so wird zur Verpflanzung oder Versezung geschritten.

Hiebei muß man aber die Zeit entweder nach einem gelinden Regen, oder bei zu hoffendem baldigen Regen wählen. Vor Allem wird der nach Vorschrift schon zubereitete Aker nochmal wenigstens 3 bis 4 Zoll tief aufgepflügt und die kurz vorher aus dem Pflanzenbeet gezogenen Pflanzen in den frischen aufgeflügten Aker eingesezt.

Dieses muß aber sogleich, während der Aker dazu gepflügt wird, geschehen. Die Pflanzen werden aus ihrem Pflanzbeete behutsam, und ohne die Wurzeln zu beschädigen, dann mit so viel Erde daran, als möglich, ausgezogen, damit sie so frisch, als nur thunlich, wieder in die Erde kommen. Hätte man dergleichen Pflanzen aber von fremden Orten herbeizuschaffen nöthig gehabt, so versteht sich's von selbst, daß dieselben bis zur Pflanzzeit in einem frischen Keller aufbehalten werden müssen, wenn sie von daher nicht sogleich auf den Aker gebracht werden können.

Das Einsezen in das Akerland muß mit Pflanzhölzern geschehen. Die Pflanzen müssen 2 Fuß von einander kommen, mit ihren Wurzeln recht gerade eingesezt, und die Erde daran vermittelst des Pflanzholzes gut angedrükt werden.

Sollte troknes Land oder trokene Witterung das Begiessen der Pflanzen gleich nach der Pflanzung nothwendig machen, so unterlasse man diese Vorsicht nicht, und mische, wo möglich, dem zum Begiessen bestimmten Wasser ohngefähr die Hälfte von guter Mistjauche bei. Es wird Niemanden diese Mühe gereuen, welche reichlich vergolten wird.

Nach der Auspflanzung hat man weiter nichts zu thun, als daß man diese Pflanzen den Sommer hindurch ein Paar Mal behakt, oder das Erdreich um dieselben herum auflokert, dieses aber nicht wie bei den Krautpflanzen an die Staude anhäufelt, sondern vielmehr oben herum von den Wurzeln etwas abzieht, weil diese Art Rüben lieber frei stehen, und aledann besser wachsen und größer werden, als wenn sie mit Erde bedekt sind.

Von Erziehung des Runkelrüben-Samens.

Man sucht im Herbste die schönsten Rüben aus, und verwahrt dieselben, ohne die Köpfe abzuschneiden, in einem frischen Keller bis zum Frühlinge, läßt hierauf ungefähr im Monate April ein Stükchen Land im Garten gut umgraben und sezt seine Samenrüben zwei Fuß von einander. Da der Same

aber nicht insgesammt zu gleicher Zeit reif wird, so muß man immer nur die reif gewordenen Stengel nach und nach abnehmen; dabei aber die beste Zeit nicht übersehen, sonst fällt der gute Same aus, und man bekommt hernach nur noch den schlechtesten.

Es ist auch nöthig, daß man die Samenstengel an kleine Pfähle bindet, weil sie sich sonst leicht umlegen.

Da sich auch der Samenstaub verschiedener Gewächse gerne miteinander vermischt, wodurch zwitterhafte Abarten entstehen, so muß man die verschiedenen Samenpflanzen nicht auf Einem Plaz beisammen, sondern wenigstens vierzig bis fünfzig Schritte auseinander erziehen. Daß man sich die Gesäme selbst erzieht, ist nothwendig, weil man sonst gar oft damit angeführt wird.

Vom Möhren- oder gelben Rüben-Baue.

Der anerkannte Nuzen der gelben Rüben (Möhren) ist so vielfältig, daß kein Bauer dieselben unangebaut lassen, sondern auf die möglichste Vervielfältigung derselben den ernstlichsten Bedacht nehmen sollte.

Denn nicht nur daß dieselben auf so mancherlei Art als Speise in der Haushaltung benüzt werden können, so geben sie auch für alles Vieh eine der besten Fütterungsarten ab, so wie sie auch zur Mastung des Rind-, Schwein- und Federviehs auf's Beste benuzt werden können. Auch Pferden und Schafen sind sie sehr dienlich und gesund. Hierzu kommt noch ihre Dauer, in welcher sie fast alle andern Gewächse übertreffen; und endlich ist ihr Anbau nicht schwer. Wer vollends Gelegenheit hat, junge, frühzeitige, gelbe Rüben in die Städte zu verkaufen, der kann aus selben einen kleinen Schaz sich sammeln. Kurz: diese Frucht hat so viele Vorzüge, daß Derjenige, welcher sie einmal im Grossen gebaut hat, sein Lob über dieselben gar nicht mehr mäßigen kann.

Buzhofer. So müssen wir sie denn auch anbauen! Was verlangen sie denn für einen Boden?

Simon. Ein milder, guter, fetter, nicht frisch gedüngter Aker ist für die gelben Rüben (Möhren) sehr schiklich und zuträglich; und ist das Land mit etwas Sand vermischt, oder ist es auch wirklicher Sandboden, und ist derselbe nur in gute Düngung gesezt, so wachsen die Möhren vortrefflich, und bekommen einen weit angenehmern Geschmak, als in anderm Erdreiche. Nur darf man den Möhren keinen zum Gras zu sehr geneigten,

keinen festen oder Thonboden anweisen; sie verlangen eine wohl durchgearbeitete, lokere, aber doch kräftige Erde.

Buzhofer. Da wär's also wohl am Besten, wenn man das Land dazu mit dem Spaten umgrübe?

Simon. Freilich. Wer indeß das Land nicht graben, sondern pflügen lassen will, der muß dasselbe sehr tief pflügen, oder noch besser, jede Furche zweimal pflügen lassen, folglich zwei Pflug tiefen, lokern Boden heraufbringen; denn je tiefer und besser das Land zu Möhren zugerichtet wird, desto schöner werden die Früchte.

Wenn nun der Aker recht tief gegraben oder gepflügt, und entweder mit dem Harken (Rechen) oder Egge recht klar gemacht worden ist, (welches erstere aber sogleich geschehen muß, wenn ein Stück Land gegraben wurde,) so wird der Möhrensame etwa im Monate April, nicht zu dick, ausgesäet. Vor dem Säen muß der Same gehörig zerrieben werden, weil sonst die Rüben zu viele Seitenwurzeln treiben.

Der Same muß im gegrabenen Lande entweder mit dem Harken, oder im gepflügten Lande mit der Egge untergebracht werden. Im letzteren Falle kann man ihn auch noch mit einer Walze überwalzen.

Sobald die Möhren aufgegangen und nur ein wenig herangewachsen sind, so muß das Unkraut auf's Sorgfältigste und unter guter Aufsicht herausgeschafft werden. Ich sage mit Fleiß unter guter Aufsicht; denn wenn man solche Arbeit Taglöhnern allein überlassen wollte, so würden diese das Unkraut ausjäten, und auch viele gute Pflanzen mit ausziehen. Geschieht das erste Jäten mit der nöthigen Sorgfalt, und ist der Aker nicht gar zu sehr mit Unkraut verwildert, so kann ein einmaliges Herausjäten genug seyn; geschieht diese Arbeit aber nur obenhin, oder ist viel von dergleichen unnüzen Gewächsen im Lande, wie dieses bei unachtsamen Landwirthen gewöhnlich der Fall ist, so wird einige Zeit nachher wenigstens noch ein zweites Jäten nothwendig. Diese Gattung Früchte leidet nicht von Erdflöhen oder Raupen. Ist das Unkraut ausgerottet, so werden die Früchte nunmehr ihrem Wachsthume überlassen, jedoch da, wo sie zu dik stehen, sollen die überflüssigen ausgerupft werden.

Will man ihnen jedoch noch eine Güte thun und das Wachsthum derselben noch mehr begünstigen, so überführe man

sein Möhrenland während oder nach anhaltendem gelinden Regenwetter mit Mistjauche in guter Quantität.

Endl. Wie bald werden sie denn zum Gebrauche schon reif?

Simon. Um in den Küchen immer junge Möhren zu haben, wird der Same zu verschiedenen Zeiten ausgesäet, und zwar vom März bis in Julius. So gedeihen nun die Früchte auch zu verschiedenen Zeiten zum Gebrauche. Wir wollen aber für unsern Zwek den Monat September als die Zeit der Ernte bestimmen. Da werden sie nun ausgerauft, oder mit einer Mistgabel ausgestochen. Nüzlich ist es, wenn man die schönsten und größten gleich auf dem Aker beim Ausgraben auf besondere Haufen wirft, und somit auch die kleinern und schadhaften sogleich absondert und diese alsdann zuerst zur Fütterung anwendet.

Wenn die Möhren nach Haus gebracht werden, so werden sie von dem Kraute befreiet, und dieses dem Viehe alsogleich mit verfüttert, die Möhren selbst hingegen werden sodann an einem sichern Orte vor dem Froste aufbehalten. Hat man nicht genugsame Keller, um dergleichen Fütterungen vor dem Froste sichern zu können, so werden an schiklichen Orten Gruben gemacht, die unbeschädigten Möhren darein geschüttet, mit etwas Langstroh belegt, die Gruben mit Brettern bedekt, und etwas Erde darauf geworfen. So kann man sie bis zum Frühlinge aufbehalten, auch den Bedarf nach Willkühr früher von Zeit zu Zeit aus den Gruben heraus nehmen.

Wieningauer. Das gefällt mir nicht übel! Nur fordert es viele Arbeit und guten, reinen Boden.

Simon. Das ist wahr! Dafür liefern aber die Möhren auch gutes Futter. Den Möhren- oder gelben Rüben-Samen muß man sich, wie überhaupt allen Samen, auf folgende Art selbst ziehen:

Im Herbste, so wie die Möhren ausgegraben worden sind, sucht man von den schönsten so viel aus, als man zum Samen für nöthig hält, schneidet das daran befindliche Kraut ziemlich nahe am Kopfe hinweg, doch ohne die Rüben zu beschädigen, und verwahrt nunmehr seine zum Samen bestimmten Wurzeln bis zum Frühjahre an einem solchen Orte, daß sie von dem Froste keinen Schaden leiden; doch darf der Ort nicht etwa zu warm seyn, damit die Möhren nicht vor der Zeit anfangen aus-

zuschlagen. Uebrigens sollen die zum Aufbewahren bestimmten Gemüse-Arten nie unordentlich auf Haufen gelegt, sondern an einem besondern Orte in Sand oder Erde gesezt werden.

Buzhofer. Da kann ich mir ja zu einem Samen gleich ein Paar Duzend schöne, große, gelbe Rüben bei einem Gärtner kaufen?

Simon. Freilich —! So wie nun das Frühjahr herannahet, und das Land gegraben werden kann, so wird ein zu der Menge der Samen-Rüben verhältnißmäßiges Stük Land tief und gut umgegraben, und sodann die Samen-Rüben 1 ½ Schuh weit von einander so tief in den Erdboden eingesezt, daß die Köpfe derselben nur über dem Erdboden zu sehen sind. Hiemit werden sie dem Wachsthume und Samentragen überlassen und dieses Stük Land so verwahrt, daß kein Vieh dazu kommen und Schaden anrichten kann. Da der Same nicht zu gleicher Zeit reif wird, so muß man die reifen Samensterne oder Kronen nach und nach abschneiden und auf einem luftigen Boden dünn auseinander breiten, bis sie ganz dürr werden.

Die Reife des Samens erkennt man daran, wenn die Samenkronen anfangen, troken zu werden und der Same sich ausreiben läßt. Einige schneiden alle Stängel auf Einmal ab, binden sie zusammen und hängen sie an einem luftigen und trokenen Orte auf, wonach der Same gelegenheitlich ausgemacht und gereinigt wird.

Man hat verschiedene Arten von Möhren an Farbe und Güte. Die gelben und goldgelben sind die besten. (Vergl. I. Theil S. 76.)

Achtes Kapitel.

Vom Kartoffel- oder Erdäpfel-Baue.

Simon. Kartoffeln sind immer ein sicheres Mittel, einen Bauernhof, welcher an Viehfutter Mangel leidet, ohne großen Kostenaufwand bald in fruchtbaren Stand zu sezen. Sie verdienen daher unter allen Futtergewächsen den ersten Rang.

Endl. Sie kommen ja gar aus einer andern Welt, hab' ich einmal gehört?

Simon. Franz Drake, ein holländischer Admiral, brachte im Jahre 1558 einige Stüke aus dem neu entdekten Welttheile Amerika.

Buzhofer. Halt! Das wäre ja schon vor . . 260 Jahren gewesen? Ich dachte, man kennt sie erst seit 100 Jahren?

Simon. Hundert und sechzig Jahre hat man ja gebraucht, bis man die deutschen Bauern nur hat bewegen können, sie auf ihren Aekern anzubauen — ! Man hat sie in Büchern ohne Aufhören als eine nüzliche Frucht empfohlen; aber da woll't ihr Bauern nie etwas thun und glauben, was in Büchern steht!

Ein Bauer. Ei, das gilt unsern Vorfahrern, und nicht uns!

Simon. Ihr seyd in andern Stüken wohl eben so! Wie lange und halsstärrig habt ihr euch nicht gegen den so nüzlichen Obstbau gestemmt! Es ist unglaublich, und doch wahr: der Mensch weiß, daß es eine Baumgattung gibt, die von sich selbst jährlich die allerbesten Früchte trägt, und doch sieht man in unsern Dörfern um Haus und Stadel nur lauter wilde Stauden, Felber, Erlen, Espen u. s. w. Man weiß, daß die edlen Fruchtbäume schneller wachsen, als die andern, welche keine Früchte tragen; daß die erstern, nachdem sie so viele Lebensfrüchte geliefert, das allerbeste Brennholz von der Welt geben; und . . . doch besinnt man sich, gute Bäume anzubauen! Man baut die Kartoffeln mit so viel Mühe alle Jahre; Obstbäume aber mit ihren ewigen Früchten, die man für Jahrhunderte lang nur Einmal bauen dürfte, sieht man mit unbegreiflicher Gleichgiltigkeit an —!

Die Bauern (stehen nachsinnend und schweigend um Simon).

Simon (mit einem Blik durch's Fenster auf seine Obstbaumfelder, — und dann sich zur Sache besinnend, fährt aus heiterer Seele also fort:)

Schön röthlich die Kartoffeln sind:
Und weiß, wie Alabaster;
Verdau'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind,
Geschweige denn für Schwein und Rind,
Ein rechtes Magenpflaster.

Aber — Nachbarn! die Kartoffeln, das wißt ihr, nehmen sowohl im Ertrag, als in ihrer ernährenden Eigenschaft ab, wenn man die nemliche Gattung zu lange auf seinen Gründen baut.

Endl. Ja ja, sie arten aus!

Simon. Wer nun ausgeartete Kartoffeln hat, der muß entweder aus einer andern Gegend sich bessere verschaffen, oder er muß sich neue Arten aus dem Samen erziehen.

Endl. Aus dem Samen? Wie geschieht denn das?

Simon. Man sammelt im Herbste (in warmen Jahrgängen) die runden, aber recht reifen, Knollen (Beeren) auf dem Kartoffelkraute. (Denn in diesen ist der Same.) Wenn man von den schönsten und reifsten die nöthige Menge beisammen hat, legt man sie auf Haufen, und läßt sie ein Paar Monate liegen. Alsdann wirft man sie in eine Schüssel mit Wasser, quetscht sie klein, gießt Alles, was oben schwimmt, ab, legt den auf dem Boden liegenden Samen auf Löschpapier, und hebt ihn mit Vorsicht, daß er gegen Moder verwahrt bleibt, auf. Im Frühjahre wird im Garten auf ziemlich gutem Lande ein Beet mäßig gedüngt und loker zubereitet; auf dasselbe werden mit dem Schaufelstiel etwa in Mitte April zolltiefe Rinnen gemacht, eine von der andern einen Fuß weit entfernt, und so — der Same weder zu dik, noch zu dünn, darein gestreut. Gehen die Pflanzen zu dik auf, so zieht man die überflüssigen heraus und verpflanzt sie auf ein anderes Beet. (Denn die Pflanzen sollen wenigstens 6 Zoll weit von einander stehen.)

Die Beete müssen beständig auf das Sorgsamste vom Unkraute rein gehalten, die Pflanzen aber bald angehäufelt werden. Um Michaeli, wenn das Kraut welk ist, werden die Stöke ausgehoben, und da findet man aus diesem Samen schon einige ziemlich große Kartoffeln. Die meisten sind etwas größer als eine Haselnuß, und fast lauter neue, bessere, — einige darunter aber auch schlechtere Sorten, welche man bald von einander kennen lernt. Die besten werden nun ausgesucht, gut verwahrt, und im folgenden Frühjahre wieder gelegt, und nun erntet man schon ziemlich viele große Kartoffeln. Im dritten Jahre gelangen sie zu ihrer gänzlichen Vollkommenheit.

Endl. Aber das geht lange her und ist umständlich.

Simon. Das finde ich eben nicht. Du kannst aber, wenn dir das zu weitschichtig ist, auch die Samenknollen ganz oder in Stüken zerschnitten in ein Loch legen, so wächst dir ein ganzer Busch von Pflanzen heraus, die du dann auf ein hergerichtetes Land versezen kannst.

Endl. Hast du es auch schon gehört, Simon, daß man, um eine reiche Kartoffel-Ernte zu bekommen, von den Kartoffeln nur die Augen ausstechen und legen darf?

Simon. Ich habe es selbst probirt, und wohl auf diese Art Früchte bekommen, aber nicht so viel, als aus den Stöcken, bei denen ich ganze Samen-Kartoffeln gelegt hatte. Auch die Keime, welche aus den in Kellern aufbewahrten Kartoffeln gegen das Frühjahr gar oft 8—10 Zoll hoch hervortreiben, habe ich nahe an dem Erdapfel abgelöst, und solche zur Probe reihenweise eingesetzt. Sie grünten in wenigen Tagen, und wuchsen freudig. Da ich die Pflanzen in sehr gut hergerichteten Boden versetzt, und, nachdem sie Blätter gewonnen und die gehörige Höhe erhalten, wie gewöhnlich mit Erde behäufelt hatte, gewann ich hievon ziemlich viele Früchte.

Buzhofer. Sapperment! So braucht man gar keine Kartoffeln mehr auszubauen, wenn schon ihre Augen und Keime Sam und Stamm geben?

Simon. Die leichtsinnig wachsende Kartoffel läßt sich allerdings viele Fortpflanzungs-Schwächungen gefallen; allein ihr könnt euch doch wohl denken, daß die Ergiebigkeit ihrer Ernte immer wesentlich von der Kraft oder Schwäche des Urtreibstoffes abhängig ist.

Ich halte es schon nicht für gut, daß man die großen Kartoffeln beim Ausbau in mehrere Stüke zerschneidet! — Denn es werden nicht nur viele Augen mit zerschnitten, sondern es gehet auch ein Theil des Saftes, der den treibenden Augen zur ersten Nahrung dienen soll, verloren, zu geschweigen, daß manche von den zerschnittenen Stücken verfaulen und gar nicht aufgehen.

Wieningauer. Aber ....ich hab' wahrgenommen, daß die großen Kartoffeln, wenn man sie ganz einlegt, gar zu viele Triebe machen, die sich in ein so überflüßiges Geflecht verwachsen, daß dieses am Ende der Frucht selbst Plaz und Kraft raubt.

Endl. Ja, ja, das ist wahr; deßwegen nehme ich zur Saat lieber die kleinsten Kartoffeln.

Simon. Die kleinsten sollst du auch nicht nehmen. Sie sind gewöhnlich der lezte Nachwuchs, und haben gemeiniglich nicht die gehörige Reife. Von ihnen können also auch nur schlechte Früchte kommen.

Ihr müßt euch zum Samen die Kartoffeln wählen, die von mittlerer Größe sind und viele Augen haben, und diese dann unzerschnitten auslegen. Dann bekommt ihr reiche Ernten!

Sodann begehet ihr noch einen andern Fehler bei eurer Kartoffel-Saat. Ihr pflanzt nämlich die verschiedenen Arten von Kartoffeln, das heißt: weiße und rothe, frühe und späte, gute und schlechte, auf einen Aker zusammen. Das ist gefehlt! Besonders darf man die sogenannten polnischen oder Vieh-Kartoffeln nicht unter und neben die guten sezen; denn es kann nicht fehlen, daß während dem Blühen ihr Samenstaub auf andere gute Stöke gebracht wird, wodurch nothwendig eine Ausartung verursacht werden muß.

Man wähle kein frisch gedüngtes Land zur Bestellung der Kartoffeln, sondern ein Feld, welches das Jahr zuvor gut gedüngt und mit andern Gewächsen bestellt worden ist. In umgerissenen Kleestüken, oder in Neubrüchen hat man gewiß immer eine ergiebige Kartoffel-Ernte zu erwarten.

Buzhofer. Da hab' ich eine Menge Pläze mit Stauden und Schlehedornwerk. Die will ich heuer alle reinigen und mit Kartoffeln bepflanzen.

Simon. Daran thust du wohl! — Die Kartoffeln vermehren sich lieber in der Oberfläche der Erde, als in der Tiefe.

Buzhofer. Halt'! Da fällt mir just was ein. Wie ich lezthin in der Schmiede war, erzählte mir der Schmied, daß man auf folgende Art in einem sehr engen Raum eine Menge Kartoffeln ziehen kann:

Man macht eine 3 Schuh tiefe und eben so weite Grube, bedekt den Boden $^1/_2$ Schuh mit lokerer und möglichst guter Erde; auf diese legt man in Menge Kartoffel an Kartoffel, jedoch so, daß zwischen jeder Kartoffel so viel Raum bleibt, daß man einen Finger dazwischen steken könnte. Ist dieses geschehen, so legt man wieder $^1/_2$ Schuh Erde darauf, und überläßt nun die Kartoffeln dem Wachsthum. Wie aber das Kraut einen Finger lang hervorgewachsen ist, dekt man wieder Erde darauf, so, daß vom Kraut nur noch die Spizen herausschen. Und so macht man es so oft, wenn das Kraut wieder nachwächst, bis die Grube nach und nach ganz mit Erde wieder angefüllt ist. Bei troknem Wetter muß man die Erdlagen wohl auch etwas begiessen. Das Kraut schlägt nun allemal da, wo es mit einer

frischen Erdlage überdekt wird, neue Wurzeln, treibt Keime zu Früchten, und im Herbste hat man die ganze Grube voll Kartoffeln, so, daß man sie gerade hinunter nicht einmal herausbringen kann, sondern von der Seite ausgraben muß.

Simon. Das habe ich auch schon probirt, und der Schmied hat dir die Wahrheit gesagt. Jedoch muß die Grube in einer sehr sonnenreichen Lage seyn, denn so tief unten ohne Luft und Sonne wachsen die Kartoffeln nicht gerne. Es ist daher eine etwas schräge, gegen die Mittags-Sonne zulaufende Grube besser, als eine gerade hinunter stehende, und das Erdreich soll für die Empfänglichkeit der Luft und Sonne sehr loker und etwas sandig seyn.

Ich will euch von der Kartoffel-Pflanzung noch eine neue Manier sagen, die ihr probiren könnt.

Man nimmt in der ersten Hälfte des Monats April eine Quantität Kartoffeln, legt sie in der Reihe fort, ganz enge zusammen in ein lokeres Gartenland, und bedekt sie 2 bis 3 Zoll hoch mit Erde. (Es versteht sich, daß man sie doch nicht gar zu dicht neben einander legen soll, weil ihre Keime sich sonst zu sehr ineinander verwachsen.) In der Mitte Juni, je nachdem es die Witterung rathsam macht, werden die davon aufgegangenen kleinen Pflänzchen, welche noch an den Mutter-Kartoffeln hangen, sammt den Mutter-Kartoffeln sorgfältig ausgehoben, die Mutter-Kartoffeln davon losgemacht, und jedes einzelne Pflänzlein auf ein gut zubereitetes Akerland in 2 Fuß breite Reihen, 1 Fuß weit von einander gepflanzt. Bei allenfalls ganz ausgetroknetem Erdreiche ist, wie bei allen Pflanzen-Versezungen, etwas Wasser in das Stekgrüblein nachzugiessen. Die Erde darf indeß bei diesen Pflanzen nicht so fest angedrükt werden, als dieß bei harten Pflanzen zu geschehen pflegt. Das Sezen der Pflanzen geht bei ordentlicher Anstellung der Arbeiter fast eben so geschwind, als das Legen der Kartoffeln.

Nach 14 Tagen werden die Pflanzen, welche sogleich und unfehlbar fortwachsen, wie gewöhnlich behäufelt und dann wie andere Kartoffeln behandelt.

Die Mutter-Kartoffeln, welche beinahe ganz gesund wieder aus dem Boden kommen, sind zu Viehfutter noch ganz brauchbar.

Wieningauer. Nun, das laß ich gelten! Denn ich habe schon sehr oft die Mutter-Kartoffeln im Herbste noch ganz unter den jungen Kartoffeln gefunden.

Simon. Ihr könnt euch wohl denken, daß diese Manier viel besser ist, als das Ausstechen und Einsezen der bloßen Augen. Denn hier erhalten die Triebe der Keime zu ihrer ersten Nahrung den Saft aus der vollen Kartoffel, von der sie erst getrennt werden, wenn diese ihnen ohnehin nichts mehr nüzen würde. Da übrigens durch das Anhäufeln leicht schiklich geholfen werden kann, daß das Kraut in einer etwas queren Richtung viele Wurzeln schlage und Fruchtkeime anseze, darf man sich von einem solchen Pflanzstoke eben so viele Kartoffeln hoffen, wie von einem Mutter-Kartoffelstoke.

Wieningauer. Da heißt es wohl: — „Prüfet Alles, und das Beste behaltet!“

Simon. Es ließe sich ein ganzes Buch schreiben, wenn man alle Manieren der Kartoffel-Pflanzung durchgehen wollte.

Einige haben den Glauben, daß die Kartoffeln größer werden, wenn man das Kraut, sobald es blühet, abbricht. Andere brechen nur einige Blüthen ab. Es ist aber gewiß, daß dieses den Kartoffeln schadet, und daß man das Kraut nicht eher abschneiden soll, als bis es völlig zu welken anfängt und dürr werden will. Wer das Kraut schon bei dem Blühen abschneidet, verdirbt gewiß seine ganze Kartoffelpflanzung. Ich weiß sehr gut, daß man vor einigen Jahren gerade das Gegentheil behauptet hat, aber leider! grundfalsch. Dieses Kraut ist übrigens als Viehfutter sehr schlecht, und kann besser benüzt werden. (S. I. Thl. S. 192. 303.)

Da sich die Kartoffeln sehr stark vermehren, zum Anbau wenig Mühe und Aufwand fordern, den Aker vom Unkraute reinigen und die besonders vortheilhafte Eigenschaft besizen, daß sie weniger, als andere Getreidearten mißrathen, so sollt ihr euch auf deren Anbau mit besonderer Emsigkeit verlegen.

Wenn man aber den Kartoffelbau in's Große treiben will, sind Menschenhände nicht hinlänglich, die großen Kartoffel-Felder gehörig zu behaken. Man bedient sich daher des Pfluges dazu, indem man die Kartoffeln mit selbem der Länge der Furche nach anhäufelt.

Es ist aber mit dem Pflug behutsame Vorsicht nöthig. Gleich kommt man damit den ausgelaufenen Wurzeln zu nahe, und durchschneidet sie mit der Pflugschaar; oder das Pflugrad, das Strichbrett, wohl auch der Tritt des Zugviehes knikt die aufgesprossenen Pflanzen ab.

Zum Theil kann man dagegen zwar dadurch helfen, daß man an die Nebenachse des Pfluges noch eine Achse von ein Paar Schuh lang befestiget, damit das Eine Pflugrad in der jenseitigen Furche läuft. Allein man bringt doch nie alle frisch aufgeakerte Erde so recht um die Pflanze herum, sondern lehnet sie nur meistentheils darneben hin: — das Gras bleibt oben auf den Stöken unberührt, benimmt der Frucht die Nahrung und verhindert den Eingang der wohlthätigen Lufttheile und eines gelinden, fruchtbaren Regens.

Sofort ist das Anhäufeln mit dem Pflug allein nie hinlänglich, sondern man muß hinter dem Pflug her noch allemal Leute mit Handhauen nachfolgen lassen, welche nun mit leichter Mühe und großer Geschwindigkeit die noch in der Furche liegende Erde in die Höhe um die Stöke ziehen und das unberührt gebliebene Gras abhauen. Man hat aber bereits ein eigenes Werkzeug zum Kartoffeln-Anhäufeln erfunden, welches Pferdehake, (Kartoffelpflug, Cultivator, Paßauf, Schaufelpflug) genannt wird. Dieses Instrument kann man nach Verschiedenheit des Bodens und der Zweke zur Arbeit verändern.

Buzhofer. Ei, wie muß denn das aussehen?

Simon. Es ist ein Pflug mit 1, 3 bis 5 kleinen Schaaren ohne Strichbrett, und ohne Vordergestell, schmal genug, um hinter einem Pferde zwischen den in Reihen angebauten Früchten während ihres Wachsthums durchgezogen zu werden. Sie rottet das Unkraut aus, lokert die Erde auf und häufelt an. Bei allen Brachgewächsen, Erdäpfeln, Kraut, Rüben, Erbsen ꝛc., welche in Reihen mit Zwischenräumen von beiläufig 2 Schuhen mehr oder weniger gesäet werden, leistet sie die vorzüglichsten Dienste, und erspart viele Menschenhände.

Endl. Und wie hast du gesagt? Kein Vordergestell hat's?

Simon. Statt des Vorderstelles hat es ein einziges Rad; oder nach Umständen auch gar keines. Es ist verschiedenartig zu ändern nach eines jeden Bedürfniß und nach eines jeden Gespann, bestehe dasselbe nun aus einem Esel oder aus vier Pferden.

Buzhofer. Dieses Instrument möchte ich haben!

Simon. Es gibt noch mehrere neu erfundene Akerwerkzeuge, die besser sind, als die alten. Ich werde nächstens zu einem Bauer eine Reise machen, welcher mehrere solche hat, und dann will ich euch meinen Befund getreulich mittheilen. Bis da-

hin müssen wir unsere Erdäpfeln schon noch, wie ich gesagt habe, mit dem gewöhnlichen Pflug anhäufeln.

Will man auch zum Ausbau der Kartoffeln den Pflug nehmen, so muß man nicht in jede Furche Kartoffeln legen, sondern immer eine Furche überschlagen, damit die Reihen wenigstens zwei Fuß weit auseinander kommen. In guter Erde soll ein Kartoffelstok $2^1/_2$ Fuß Raum haben. In diesen Reihen selbst müssen die Kartoffeln wenigstens wieder einen Fuß weit auseinander gelegt werden, weil die Pflanzen Raum brauchen, sich auszubreiten. Denn wenn sie zu dik gelegt werden, sofort sich im Wachsthume einander hinderlich sind, wird die Ernte schlecht ausfallen. Dieses geschieht auch, wenn man sie allzuoft hintereinander auf einen und eben denselben Plaz legt. Es ist dieses eine Hauptregel, die bei dieser Frucht besonders zu bemerken ist. Denn dieses Gewächs nimmt unter der Erde schon im ersten Jahre alle ihm anständige Säfte und Kräfte an sich. Bringt man also das nemliche Gewächs zweimal nacheinander in den nämlichen Boden, so findet es keine ihm schikliche Nahrung mehr. Dagegen gerathen andere Gewächse auf diesen Grundstüken gar wohl, weil sie nicht die nämlichen Nahrungstheile brauchen, und andere einsaugen.

Der Aker muß im Herbste gepflügt worden seyn, und will man ihn nicht ganz, nämlich mit 4 Furchen akern, so muß er wenigstens mit 2 Furchen angeraint werden. Hiedurch mürbet er sich, und der Frost zerreibt die Schrollen und Klösse. Denn in einem ungeschlachten Erdreiche können die Wurzeln sich nicht weit ausbreiten, und ihre zarten Fasern anheften.

Ist das Feld im Herbste angeraint worden, so wird es, sobald es im Frühlinge abgetroknet ist, ausgeakert. Ich halte diese Art zu akern für dienlicher, als wenn man den Aker gleich im Herbste mit Einmal fertig macht, weil er statt einmal alsdann zweimal aufgerührt wird. In der Mitte des Aprils wird er wieder so tief, als es der Boden nur leidet, gepflügt, welches die Rühr heißt. Hiedurch wird alle Erde loker gemacht, das Unkraut vertilgt und der Aker zur Einsaugung der nährenden Lufttheile empfänglich gemacht.

Alle Arbeiten, sowohl mit der Hand, als mit dem Pfluge, müssen bei trokner Zeit verrichtet werden, weil jede nasse Bestellung ein gewisses Mißrathen nach sich zieht. — Es ist daher rathsam, daß man lieber nach als vor einem Regen

akere und hake, damit die noch etwas feuchte Erde durch Sonne und Luft abgetroknet werde und sich loker erhalte. Geschieht die Arbeit bei nasser Zeit, so wird das neu aufgebrachte Land gleich fest, sezt sich zusammen und überläuft dergestalt mit Gras, daß ein fruchtbarer kleiner Regen nicht eindringt, sondern von der Oberfläche abläuft.

Zur Verhütung der Ausartung ist es nebst der gesagten getrennten Anpflanzung der verschiedenen Gattungen auch eine Hauptsache, daß man die Kartoffeln nicht zu früh aus der Erde nehme, weil man dadurch unreife Gewächse, folglich für das nächste Jahr unreifen Samen bekommt.

Die Reife der Frucht läßt sich daran erkennen, wenn das Kraut völlig troken ist, am Besten aber, wenn man einige Stöke auszieht, und findet, daß die Kartoffeln von den Wurzelfasern leicht abgehen.

Endl. O, man darf ja nur schauen, ob sie eine etwas rauhe und dike Schale haben, und ob sie, wenn man sie kocht, hübsch mehlig sind.

Simon. Man hat seit Kurzem eine besonders gute Kartoffelgattung unter dem Namen

peruvianische Kartoffeln,

aus weiter Ferne erhalten.

Diese sollte jeder Bauer zu bekommen trachten; denn sie übertreffen in ihrer ergiebigen Vermehrungs-Eigenschaft, und an einer besonders mehligen Güte alle bisher bekannten Kartoffel-Gattungen.

Buzhofer. Ei! So will ich diese Gattung gleich im künftigen Frühjahre anbauen!

Simon. Sie sind jezt noch sehr rar zu bekommen, da sie erst bekannt wurden. Mit etlichen Stüken aber kann ich zu einem Anfang schon aushelfen.

Diese Kartoffeln sind, so wie Früh-Kartoffeln, Pfund-Kartoffeln und alle ander noch vorkommende Sachen, in der Fürst'schen Oekonomie-Verbesserungs-Anstalt zu Frauendorf bei Vilshofen in Bayern zu haben.

Und nun haben wir wohl alles Hauptsächliche vom Kartoffelbau durchgegangen.

Eine besondere Düngungsart

muß ich euch aber noch lehren, die auf die Ergiebigkeit des Kartoffelwuchses außerordentlich wirket.

Man darf nemlich, wenn man die Kartoffeln nach dem Pflug legt, die Furchen nur mit einer Mischung von zerfallenem Kalk, Gips und Pottasche überstreuen, und diese sammt den Kartoffeln, die man darein legt, mit Erde bedeken, so erhält man beinahe doppelt mehr Frucht.

Auch erinnere ich mich so eben auf ein sehr gutes

Mittel, recht frühzeitig Kartoffeln zu erhalten.

Man bringe nemlich zu Ende Jäners die Saat-Kartoffeln in einen warmen Stall und vermische sie mit Erde. Sobald die strenge Witterung nachläßt, werden die auf diese Art zum Keimen gebrachten Saat-Kartoffeln auf das Feld gepflanzt, und wenn sie aufgegangen sind, wie gewöhnlich behandelt. Auf diese Art, vorzüglich bei obiger treibender Düngung, gelangt man, besonders wenn man ein sonnenreiches Land gewählt hat, schon im frühen Juli zu einer völlig reifen und großen Frucht. Auch weiß ich einen

Gebrauch der Kartoffeläpfel zu Gemüse.

Wenn nemlich die Kartoffelknollen (Aepfelchen) noch etwas hart und grün sind, so werden sie abgepflükt und zum Einsalzen gesammelt. Nachdem sie im Wasser wohl abgespült sind, legt man sie in eine zubereitete, abgeseihete, reine und starke Salzlake und läßt sie darin zweimal 24 Stunden liegen, damit sie, wie die Salzgurken, das nöthige Salz an sich ziehen. Dann werden sie aus der salzigen Lake herausgenommen und einige Stunden in einen Durchschlag gelegt, damit die Lake davon abzieht. Wenn dieses geschehen ist, nimmt man Weinessig, oder andern guten Essig und kocht sie darin bei einem mäßigen Feuer, daß die Knollen beinahe durchscheinend, aber — doch nicht zu weich werden.

In den Essig, worin die Frucht-Knollen gekocht werden, legt man vorher Kräuter nach Gefallen, oder etwas Nelken und einige Muskatblumen; davon bekommen sie einen sehr angenehmen Geschmak, und sind dann besonders sehr magenstärkend. So lange der Essig etwas warm ist, wird er nebst den eingemengten Kräutern abgeklärt, die Frucht-Knollen in ein gläsernes Gefäß gethan, welches mit Papier wohl überdekt und zugebunden wird, um sie zum Gebrauch aufzubewahren, wo dann

diese Kartoffel-Knollen das Ansehen von Oliven haben und wie Gurken gebraucht werden können. Sie sind nicht allein wohlschmekend, sondern auch gesund.

Buzhofer. Das probire ich im Herbste gleich.

Simon. Wißt ihr auch,

Wie man gutes Kartoffelbrod macht?

Man nimmt drei Theile Getreidemehl und einen Theil Kartoffeln. Den Abend vorher, ehe man baken will, sezt man wie gewöhnlich das Uhrer (die Säure) von der obigen Quantität Mehl an, und kocht auch die Kartoffeln; aber nicht zu weich. (Man prellt sie nur.) Sodann häutelt man sie ab und zerdrükt sie mit einer Nudelwalke auf einem Nudelbrette so fein, daß sie ganz einem Teige ähnlich sind.

Zu diesem Erdäpfelteige mischt man nun das Mehl.

Endl. Den nemlichen Abend noch?

Simon. Nein, am Morgen, wenn man baken will.

Endl. Und drei Theile Mehl, hast du gesagt? —

Simon. Ja; z. B., zu 1 Vierling Erdäpfel 3 Vierling Mehl, wovon jedoch 1 Vierling zum Uhrer nöthig. Die übrigen 2 Vierling also mischt man nun unter den gequetschten Erdäpfelteig, und ist das geschehen, so knetet man das Ganze gerade wie beim gewöhnlichen Brodmachen; nur muß der Teig etwas fester gehalten werden.

Endl. Kann man denn nicht auch weniger Mehl nehmen?

Simon. Auch; je nachdem man ein gutes Brod haben will! Man kann Mehl die Hälfte und noch weniger, also mehr Kartoffeln, als Mehl nehmen. Uebrigens wird dieses Erdäpfelbrod jederzeit, und wenn man auch das schwärzeste Mehl hat, sehr weiß und wohlschmekend!

Neuntes Kapitel.

Vom Tiefpflügen.

Simon. Ich habe euch früher gesagt, daß ihr durch mehreren und besseren Dünger zur wesentlichen Verbesserung der Grundstüke und zur Vermehrung des Getreidebaues beitragen könnet.

Endl. Ja, das wäre sehr zu wünschen! Ich weiß nicht,

wie es kommt! bei meinem Vater ernteten wir oft so viel, daß wir es nicht in den Stadel hinein bringen konnten, und seit vielen Jahren ergibt sich keine Ernte mehr so reichlich.

Simon. Das läßt sich sehr wohl erklären. Unsere ältesten Vorfahren bauten weder Getreide, noch andere Früchte, und lebten meistens vom Wild und von der zahmen Viehzucht. Endlich führten Zeit und Bedürfniß zum Aufbruch und Anbau der Erde. Lange Zeit hindurch war nun die obere Krume ihres Weidebodens ohne Dünger fruchtbar genug; endlich aber wollten ihre Ernten auch nicht mehr ergiebig werden, und da lernten sie düngen. Und dieses Düngen half nun wieder lange Zeit hindurch zu den reichen Ernten, die auch du bei deinem Vater noch gesehen hast. Allein nun wollen doch die Ernten nicht mehr so ergiebig werden, und da glauben Einige, daß die langjährige Durchfahrt des Pfluges die untere Erdlage ganz fest zusammendrüke, und den Grund der Akerkrume so fest wie eine Dreschtenne glätte. Sie meinen also, daß keine Ausdünstung mehr aus der Tiefe hervorkomme, und die Wurzeln der Pflanzen nicht mehr weit genug abwärts dringen können.

Endl. Das kann ich nicht glauben, weil die Kälte im Winter viel tiefer dringt, als die Akerkrume ist, und im Frühjahre nach dem Aufthauen der ganze Boden aufgelokert wird.

Simon. Ich bin auch deiner Meinung; allein da unsere Pflüge nicht tief greifen, und also nur wenige Erde zum Getreidebau dient, so wird diese durch das oftmalige Bebauen endlich ausgesaugt und unfruchtbar gemacht. Es ist also nothwendig, daß wir tiefer pflügen, eine frische Erde zum Anbau hervorbringen und eine tiefere Akerkrume gewinnen.

Endl. Das laß ich gelten! Aber an vielen Orten wird es gar nicht angehen, und meistens einen großen Schaden verursachen und den ganzen Aker unfruchtbar machen.

Simon. Dieses zu vermeiden, ist Vorsicht nöthig, und das Uebel zu verbessern, dient nun der vermehrte Düngerstand vortrefflich. Man muß den Boden und den Untergrund wohl kennen, denn an manchen Orten, hat man mir erzählt, liegt unter der Ueberkrume eine dünne Lehmlage, unter der sich lauter Sand befindet, so daß, wenn jene Lehmlage durchakert würde, alle Feuchtigkeit des Akers im Sandboden sich verlöre. Ferner muß man das Tieferpflügen nur allmählig immer weiter treiben, weil sonst zu viele noch unverwitterte Erde unter die

fruchtbare Akerkrume käme und die Ernten darunter leiden müßten. Auch muß der Düngerstand bereits so weit vorgeschritten seyn, daß eine doppelte Düngung auf einen solchen Aker kann verwendet werden. Allein dann, wenn alles Dieses zusammentrifft, ist das Tieferpflügen auch von einem ausserordentlichen Nuzen.

Buzhofer. Das kann ich glauben, und ich will sogleich meinen Grund und Boden untersuchen.

Simon. Auch soll das Tieferpflügen nur im Herbste zu den künftigen Sommerfrüchten geschehen, damit die wilde Erde im Winter etwas verwittert und die Saat nicht sogleich in die neue Erde kommt. — Ist nun die akerbare Krume tiefer geworden, so haben die Wurzeln mehr Spielraum, und bei nasser Witterung fließt das Wasser nicht so schnell ab, sondern findet in der tieferen lokeren Erde einen Behälter, der zu den Zeiten der Dürre für die Gewächse sehr wohlthätig wird, und der Bauer hat nun gleichsam ein zweites Gut unter seinem ersten gewonnen. Auch kömmt, wenn man mit dem Pflügen geschikt abwechselt, der Dünger in die Mitte der Akerkrume zu liegen, so daß die Unterlage ebenfalls gedüngt wird und ausruht, während die obere Lage Früchte trägt, was sodann im künftigen Jahre der umgekehrte Fall ist. — Ich versichere euch, daß, seitdem ich das Tiefpflügen eingeführt habe, ein Sak meines Korns, der vorher selten 136 Pfund wog, jezt 144 bis 152 Pfund wiegt, und mein Stroh stärker im Halme und länger, wie zuvor, wird.

Wieningauer. Deinem Beispiele muß ich nachfolgen; denn deine Felder beweisen, daß du recht hast.

Zehntes Kapitel.

Von der Zurichtung der Brachfelder.

Die Dachsheimer gingen nun nach Hause, nachdem sie versprochen hatten, den nächsten Sonntag wieder zu kommen. Sie untersuchten sogleich am nächsten Tage ihren Boden und fanden, daß die Unterlage aus mildem Lehm bestehe, welcher tiefer immer thoniger ward. Als sie daher am nächsten Sonntag wieder zu Simon Strüf kamen, erzählten sie ihm ihren Fund, der ihnen dazu Glük wünschte und sie nur aufmerksam

darauf machte, ob nicht in größerer Tiefe sich auch Mergel vorfinden dürfte.

Da jezt die Rede auf Moll kam, so kamen auch die Brachfelder zur Sprache, worüber ihnen Simon Folgendes sagte: Eine Hauptregel bei der Zurichtung der Brachfelder ist diese: daß man dieselben troken und nicht naß brache oder pflüge. Je trokener diese Arbeit verrichtet werden kann, desto besser ist es. Wer troken bracht, der hat besonders bei solchen Feldern, welche mit Queken oder anderm Unkraute bewachsen sind, (gute Landwirthe lassen dergleichen freilich nicht aufkommen) schon Vieles gewonnen, weil nun die durch den Pflug heraufgebrachten Unkrautwurzeln bei mäßig warmem Sonnenschein verdorren, die Pflanzen folglich verderben, und bei einfallendem Regen um so leichter zur Fäulniß gebracht werden, und somit dem Aker noch eine Düngung gewähren. Selbst die so schwer zu vertilgenden Queken müssen absterben, wenn ein Aker troken gebracht und der Sonnenhize bloß gestellt wird."

Buzhofer. Aber — wenn man einen von Natur aus etwas festen Aker so troken bracht, so wird er ja zu schollig?

Simon. Das ist zwar wahr; man darf aber nur einen mäßigen Regen abwarten, oder nach starkem Regen so lange warten, bis das Erdreich wieder ein wenig abgetroknet (aber nicht ganz troken geworden) ist, und sodann mit guten, scharfen, wo möglich eisernen Eggen darauf ziehen, so werden sich die großen Erdklöße zerstükeln, oder klar machen lassen.

Buzhofer. O! das so genau abzuwarten, ist nicht allemal möglich!

Simon. Auch wahr! So muß man wenigstens eine gute Auswahl unter seinen Feldern zu machen suchen, und die schlimmsten, am Meisten mit Unkraut versehenen, zuerst und bei trokener Witterung aufzupflügen sich angelegen seyn lassen.

Leichte oder sandige Felder lassen sich eher und ohne Nachtheil bei feuchter Witterung pflügen, als ein fettes und festes Erdreich.

So gut und nüzlich aber das Brachen bei trokener Witterung ist, so schädlich ist es, wenn man es bei zu nassem Boden unternimmt. Ein Bauer würde bei Weitem nicht so vielen Schaden leiden, wenn er zu einer solchen Zeit seine Knechte in's Bett legen und sein Geschirr oder Zugvieh ganz müssig im Stalle stehen ließe, als daß er das Feld, wenn es zu naß ist, akern läßt, da die

Felder dadurch so verdorben werden, daß man lange Zeit dazu braucht, um sie wieder in lokern und tragbaren Stand zu sezen.

Eilftes Kapitel.

Zu welcher Zeit, und wie das Brachen geschehen soll.

Simon. Diejenigen Brachfelder, welche mit Winterfrüchten bestellt werden sollen, müssen im Monat Junius zum Erstenmale gepflügt werden.

Endl. Da muß aber das erste Pflügen ganz seicht geschehen. —

Simon. Ich finde dieses nicht nothwendig, vielmehr halte ich es für besser, wenn man den Pflug nicht so leicht greifen und etwas mehr Erde nach oben bringen läßt.

Wieningauer. Das sag' ich auch! Es wird ja die Erde der Luft und Sonne mehr ausgesezt, mehr geschwängert und zum Fruchttragen geschikter.

Simon. Das ist auch mein Grundsaz. Beim Akern geschehen überhaupt sehr viele Mißgriffe. Einige lassen sogar immer mitunter eine Furche Erde mit Unkraut bewachsen liegen, oder deken sie mit der daneben aufgefahrnen Furche zu. Da nun aber ein Aker desto fruchtbarer wird, je besser er umgebrochen und klar gemacht ist, so kann man leicht denken, daß diese faule Methode nichts taugt.

Loker (fein) und tief pflügen ist immer eine Hauptsache. Wenn die Wurzeln der Pflanzen sich im lokern Erdreiche weiter als sonst ausbreiten können, müssen sie ja mehreren Trieb erlangen und bessere Früchte bringen.

Oder, — man beschmiere nicht alle seine Felder mit Samen, und warte, bis man bessere Düngervorräthe hat, dünge dagegen weniger Land und gut, so wird man auf einem Tagwerk gut gedüngten und wohl zugerichteten Feldes bei der halben Arbeit mehr erbauen, als auf zwei Tagwerken. Denn wenige und gut bestellte Felder geben mehr, als doppelte Früchte. Das tiefe Pflügen hat auch noch den gewiß nicht unbedeutenden Nuzen, daß das untergestürzte Gras weit eher zur Fäulniß gebracht wird.

Endl. Ueber alles Gesagte bin ich mit dir einverstanden, Strüf! Aber wie machst du's denn jezt weiter mit dem gepflügten Brachaker?

Simon. Er bleibt nun so lange liegen, bis das untergepflügte Gras gefault und mürbe geworden ist. Alsdann wird der Dünger angefahren.

Buzhofer. Halt! Muß denn nicht der Aker zuvor noch geeggt werden?

Simon. Richtig! Das hätte ich bald vergessen! Der Aker wird vorher geeggt und vom Unkraute gereinigt, sodann aber der Dünger alsbald untergepflügt, wobei man aber den Pflug so stellen muß, daß er etwas tiefer als das Erstemal eingreift, oder mehr Erdreich herauf gebracht wird, und das Land wird abermal gut und klar geeggt; denn vor jedesmaligem Wiederpflügen muß der Aker zuvor gut und tüchtig durchgeeggt worden seyn.

Das dritte Pflügen wird ohngefähr im August vorgenommen.

Endl. Aha — das Rühren mit dem Hakenpfluge!

Simon. Dieses soll nun abermal etwas tiefer als vorher, und zwar mit Nuzen quer durch unternommen werden. Hierauf wird das Land wieder geeggt.

Endlich vom Ende August bis Ende Septembers (nach Lage und Oertlichkeit) verrichtet man das vierte und lezte Pflügen zur Saat, und damit sich der Same besser auf dem Aker vertheilen könne, und nicht an einem Orte zu dik und am andern zu dünn zu liegen komme, so müssen die Saatfurchen so schmal als möglich gehalten werden.

Und nun, liebe Nachbarn, noch ein Wort zur Beherzigung gegen die Brache. Nemlich, von all der jezt beschriebenen Mühe und Arbeit auf die leere Brache hat man von seinem Felde ein ganzes Jahr lang — Nichts!

Zwölftes Kapitel.

Warum der Dünger nicht auf ungestürzte Brache gebracht werden darf.

Simon. Viele Landwirthe haben die Gewohnheit, ihren Dünger auf dem Brachaker auszufahren und denselben sodann beim ersten Pflügen unterzustürzen.

Dieses Verfahren ist aus doppelter Absicht nicht gut. Denn bekanntlich haben die Brachfelder immer etwas Gras und bei schlechten Wirthen sind sie öfters durch Queken ganz verwildert. Wird nun der Dünger auf die verrasten und verquekten Felder

gebracht, und sodann untergepflügt, so ist man nicht im Stande, die Queken und übrigen Unkrautpflanzen gehörig auszueggen; denn der Dünger wird wieder mit aus dem Aker und oben darauf gebracht, wo derselbe alsdann an Luft und Sonne verzehrt, mithin dem Felde entzogen wird.

Endl. Hm! — Gesezt aber, es wären keine Queken, noch sonst viel Unkraut auf dem Aker? —

Simon. So kommt dennoch der Dünger beim zweiten Pflügen meist oben auf den Aker zu liegen, er muß also bis zum dritten Pflügen oben auf dem Aker liegen bleiben und hat das vorhin gesagte Schiksal.

Endl. Aber er kommt ja beim dritten Pflügen wieder in die Erde!

Simon. Wahr! Allein das vierte Akern oder Saat-Pflügen bringt ihn wieder nach oben, und nun bleibt er gänzlich da liegen, und wird der Saat entzogen.

Buzhofer. Ich habe vielmal meinen Dung erst in die Saatfurche ausgefahren.

Simon. Da kann er sich mit dem Erdreiche nicht mehr recht vermischen, das Stroh steht überall empor und so wie nun der Same eingeeggt wird, so wird auch der ganze Dünger mit auf den Aker gebracht und muß zum Schaden der Saat oben darauf liegen bleiben.

Endl. O! der Dünger kömmt dessen ungeachtet dem Aker und den Früchten zu gut.

Simon. Ich weiß es sehr wohl, daß Viele erst nach der Saat obenauf düngen, und in manchen Fällen ist es sogar räthlich. Allein ich lobe mir den Dünger im Aker, damit er den Wurzeln der Pflanzen nahe liege und ihnen Nahrung gebe, und nicht auf demselben, daß er nicht von der Luft und Sonne ausgetroknet und dem Aker entzogen werde.

Ganz anders verhält sich's, wenn man den Aker mit Kalk, Asche, Teichschlamm und dergleichen düngt. Diese, so wie die Mistjauche kann man ohne Bedenken oben auf die Saat bringen.

Daß übrigens während dem Akern und Eggen die Queken und das sonstige Unkraut möglichst bei Seite geschafft werden müssen, versteht sich von selbst.

Buzhofer. Aber wenn man aus Brachfeldern eine Vornüzung ziehen will, z. E. an Erbsen, Sommerweizen, Hirse ꝛc.

und man will sie im Herbste doch noch mit Korn besäen, so können sie ja unmöglich mehr viermal gepflügt werden?

Simon. In diesem Falle kann es freilich nicht seyn, deßhalb muß man diese Aeker gleich anfänglich im Frühjahre, wenn sie zu Sommerfrüchten zugerichtet werden, gut und tüchtig bearbeiten. Auch sind manche dieser Vorfrüchte den Aker auszehrend und nur in seltenen Fällen räthlich.

Dreizehntes Kapitel.

Herbstzurichtung der Felder, in welche die gewöhnlichen Sommerfrüchte als Gerste und Haber auf's folgende Jahr kommen sollen.

Endl. Wie hältst Du es denn mit der Herbstzurichtung der Felder?

Simon. Bald nach bestellter Wintersaat müssen diejenigen Winterstoppelfelder, in welche zum künftigen Sommer Gerste und Haber gesäet werden soll, wenigstens einmal gut und tief gepflügt, oder wie man sagt, gestürzt werden, damit theils die Stoppeln, theils das an denselben befindliche Gras verfaulen könne, und die Felder einige Düngung dadurch erhalten. Viele Bauern verrichten diese Arbeit oder das Stoppeln im Herbste entweder gar nicht, oder doch sehr spät, obgleich lezteres doch immer noch besser ist, als wenn es gar nicht geschieht. Manche unterlassen diese Arbeit aus Noth oder wegen Mangel an Futter, und daher lassen sie ihr Vieh so lange als möglich auf diese Felder hüten.

Endl. Ja, das müssen wir freilich thun, und dafür ersparen wir das Futter im Stalle.

Simon. Dieses wenige Futter aber müßt ihr theuer mit dem Dünger bezahlen, welchen das Vieh verliert.

Endl. Ei, der Dünger fällt ja vom Vieh doch auf unsere Aeker!

Simon. Und wird von Luft und Sonne ausgetroknet. Da hudeln sie ihre Stoppelfelder alsdann im Frühling zum Haber gewöhnlich nur einmal und zur Gerste — zweimal um. — Dabei entbehren Aeker auch die wohlthätige Winterdüngung, indem die Kälte die Erde nicht so auflösen, und der Schnee nicht so sehr in dieselbe eindringen kann.

Buzhofer. Simon! Warum pflügst Du denn deine Felder bald in der Länge, bald in der Quer oder übers Kreuz, und nicht immer in der alten Lage, wie wir?

Simon. Dieses ist sehr nothwendig und nüzlich, weil dadurch das Erdreich weit besser miteinander vermischt wird, als wenn man den Aker immer einmal wie das andere der Länge nach pflügt.

Endl. Das können aber wir nicht, weil unsre Aeker zu schmal sind, und sich nicht nach der Quere akern lassen!

Simon. Da seyd ihr selbst Schuld daran: Warum tauscht ihr sie euch nicht bequemer zusammen?

Vierzehntes Kapitel.

Von breiten und schmalen Akerbeeten.

Simon. Bei dieser Gelegenheit muß ich euch auch noch meine Meinung über breite und schmale Akerbeete sagen. Ich glaube nemlich, je weniger Furchen man macht, desto vortheilhafter ist die Akerbenuzung, indem durch die vielen Furchen, in welchen nur wenig oder gar kein Getreide wächst, immer beträchtlich an der Ernte verloren geht.

Ich mache also schmale Beete und viele Furchen nur auf solchen Aekern, welche vieler Nässe ausgesezt sind, um die Nässe von den Beeten ab und nach den Furchen zu leiten.

Dagegen mache ich auf jenen Aekern, welche keiner Nässe ausgesezt sind, nur etliche aber sehr breite Beete mit wenigen Furchen.

Ich mag aber breite oder schmale Beeten machen, so treibe ich dieselben in der Mitte etwas hoch an, und gebe ihnen also etwas Wölbung, damit sich die Nässe eher nach den Furchen ziehet.

Dagegen ist an solchen Orten, wo die Felder abhängig liegen, und demnach keine Nässe haben, das glatte Akern ohne Wölbung besser.

Buzhofer. Ei! So können wir's ja auch so machen!

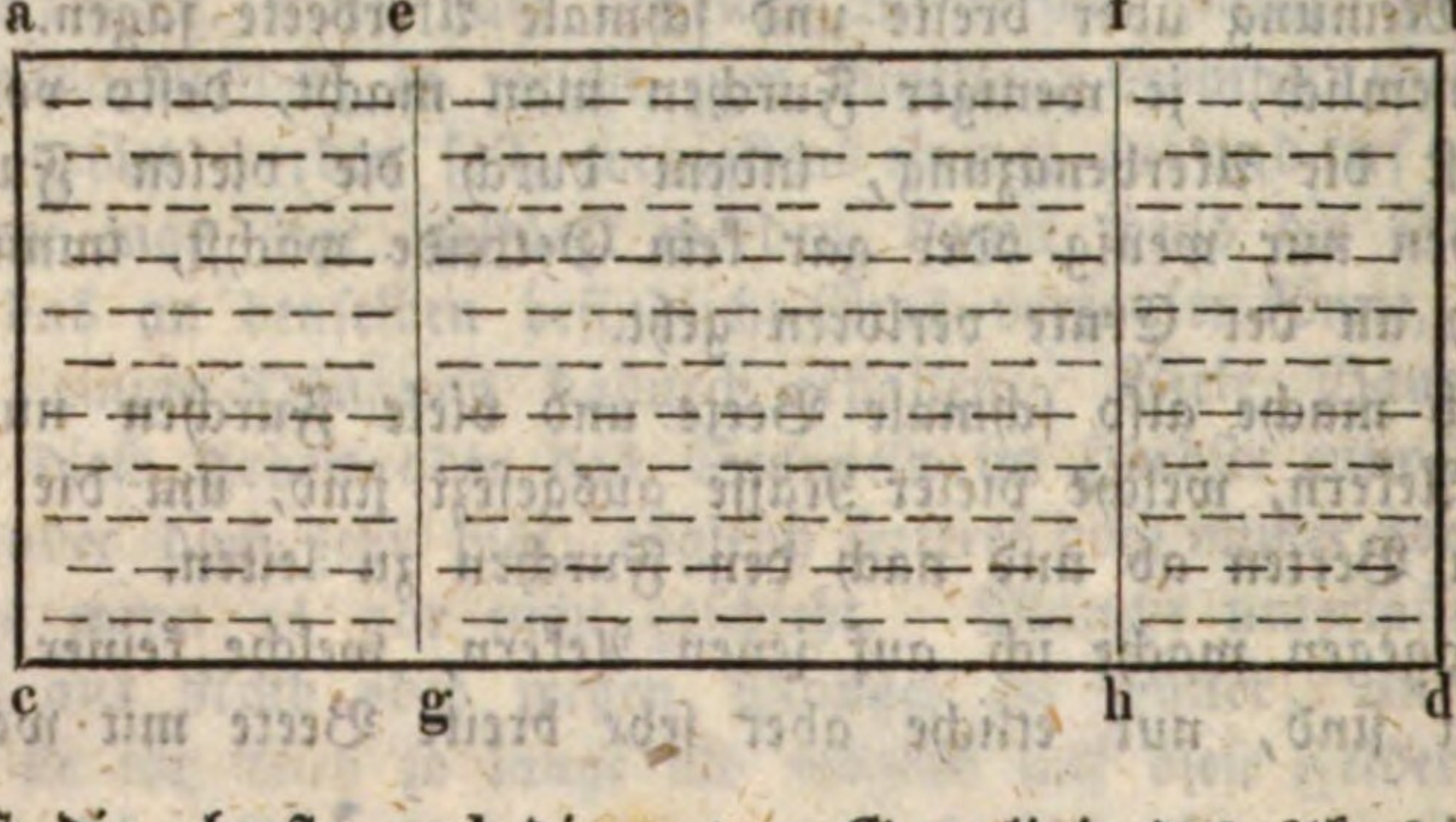
Simon. Das sollt ihr auch, und ihr werdet an euren Ernten bald den großen Nuzen spüren. Denn ihr macht eben eure schmalen Bifange aus bloßer Gewohnheit so fort, wie sie eure ältesten Vorfahren gemacht haben. Dieser Schlendrian ohne Nachdenken und Verbesserung raubt euch aber jährlich viel von euren Ernten.

Schlimm genug, daß man auf solchen Feldern, welche in der Wage liegen und der Näsſe sehr ausgesezt sind, schmale Beeten und viele Furchen machen, folglich sich seine Ernte verringern muß! — Ich muß euch hier auch noch den klugen Einfall eines Bambergers erzählen.

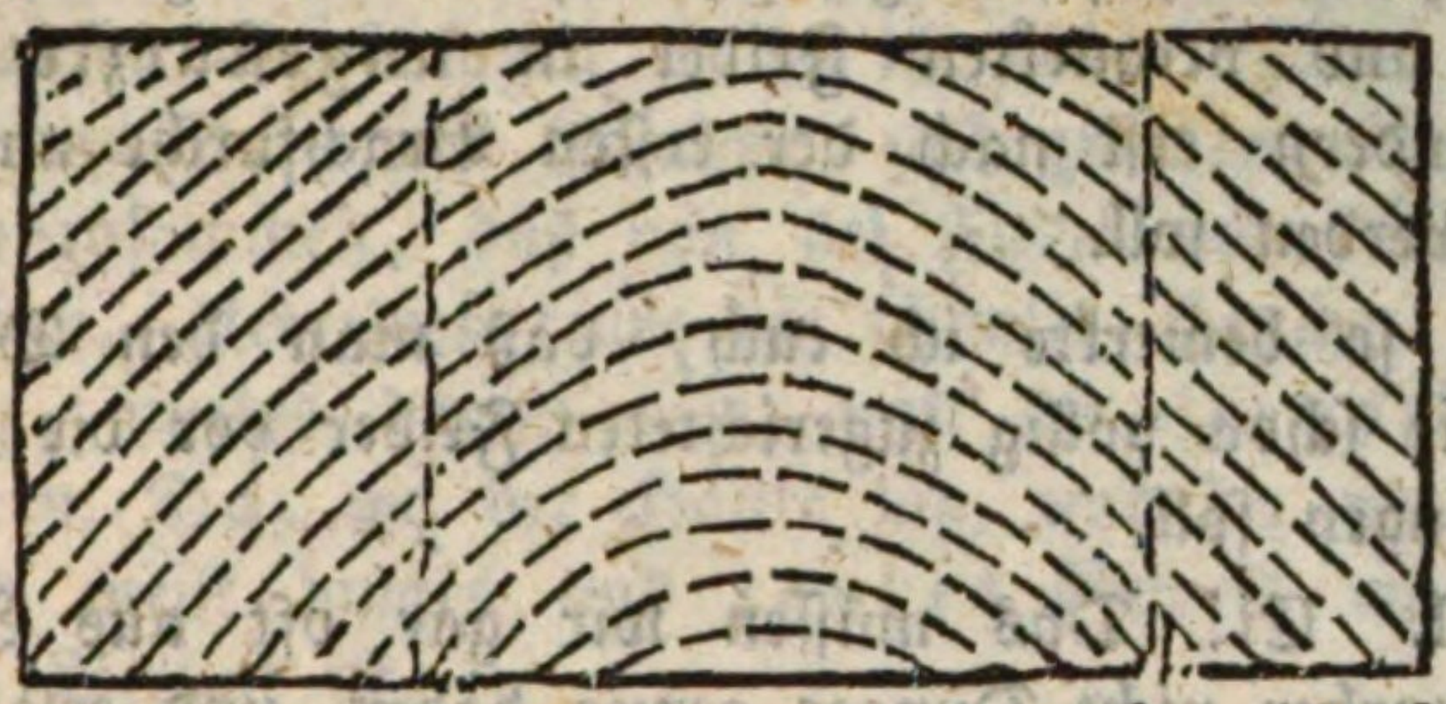
Fünfzehntes Kapitel.

Ein einfaches Mittel, wie ein Landmann in der Nähe von Bamberg seinen an einer Anhöhe liegenden Aker ohne Wasserfurchen gegen Wasserbeschädigungen sicherte.

Der Aker desselben hatte beiläufig folgende Figur:



ab ist die oberste, cd die untere Grenzlinie des Akers. Beide hatten beiläufig eine parallele Richtung mit dem Rüken und mit dem Fuße der Anhöhe. Zwischen aecg und fbhd war die Abflächung gleichförmig, aber zwischen efgh war eine muldenförmige Vertiefung, die wahrscheinlich durch das öftere Ausflößen des Bodens entstanden war. Alles Wasser, welches sich auf diesem Felde und auf den höher oder seitwärts liegenden Aekern sammelte, senkte sich in die muldenförmige Vertiefung, und verdarb, wenn sich bei Plazregen ein beträchtlicher Strom sammelte, Frucht und Land zugleich. Wasserfurchen fruchteten nicht, und machten das Uebel ärger, weil sie zuerst ausgeschwemmt, und zu tiefen Gräben gerissen wurden. Nur dadurch half sich der Besizer, daß er den Beeten, die mit den Seiten ab und cd eine parallele Richtung hatten, eine andere Richtung gab, die aus folgender Figur beiläufig ersichtlich wird.



Er akerte nemlich, bei a anfangend, etwas aufwärts, und führte die obersten Furchen nicht ganz durch den Aker. Sobald er bei dem vierten und fünften Beete die Furche durch den ganzen Aker ohne Absaz ziehen konnte, so richtete er in der Gegend, wo die muldenförmige Vertiefung anfing, seine Pflugfurche mehr bergaufwärts, und senkte sie, wenn er die größte Vertiefung erreicht hatte, in gleichem Maße wieder abwärts, so daß die Furche ein ganz gleichmäßiges Gefälle erhielt, durch welches das Wasser aus der muldenförmigen Vertiefung herausgeleitet wurde. Auf diese Art wurde jede Akerfurche ein kleiner Ableitungskanal, die vorhin konzentrirte Wassermenge vertheilte sich in diese Kanäle, und floß unschädlich durch die Seiten a c — b d und c d ab, ohne daß eine Wasserfurche mehr nothwendig war.

Sechszehntes Kapitel.

Vom Düngen der Felder.

Simon. Vor Allem aber habt ihr auf das Düngen der Felder mehrere Sorgfalt zu wenden; denn mit einerlei Dünger-Vorrath kann ein gescheuter Bauer viel, ein ungeschikter hingegen weniger ausrichten. Düngen und Düngen ist zweierlei.

Alle Düngungsmittel müssen gehörig vergohren haben, oder gut verfault seyn. Dieses gilt vorzüglich vom Pferdemist, welcher, wenn er nicht gut gefault ist, dieselben Kräfte bei Weitem nicht hat. Dieser, so wie der Schafdünger, wirken übrigens zwar geschwinder, als der Mist vom Rindvieh; allein die Felder bleiben beim Schaf- und Pferdemist bei Weitem nicht so lange fruchtbar, wie beim Dünger vom Rindvieh. Diesen spürt man in seinen düngenden Kräften länger im Aker.

Ich hab' euch schon gesagt, daß der Dünger nicht auf die verrasten und verquekten Felder in ungestürzte Brache gebracht, sondern erst nach der ersten Brachfurche auf den Aker gefahren werden soll.

Eben so bemerkte ich euch, daß man den Dünger auch nicht in die schon völlig zugerichteten Felder vor die lezte Saat-Furche bringen soll.

Endl. Ei! Das müssen wir gar oft aus Noth thun, weil wir vorher nicht Dünger genug haben, und erst auf etwas frischen Mist von unserm Viehe warten mußten.

Simon. Ich kenne diese Armuth gar wohl. Da habt ihr jedesmal einen gar vielfachen Schaden, sowohl an schlechtern Ernten, weil ungegohrener und nicht gehörig verfaulter Mist niemals gut düngt, als auch an dem gänzlichen Verluste des Mistes selbst für besseren Gebrauch.

Was nüzt ein solches Düngen? Macht euch einmal daran, daß ihr euren Dünger vermehrt, wie ich euch gesagt habe.

Und wann ihr düngt, so laßt die kleinen Haufen, oder den ausgebreiteten Mist nicht so lange uneingepflügt auf den Aekern liegen, daß er da ganz ausgezehrt wird von Luft und Sonne und seine Kraft noch auf dem Aker verliert. Der Dünger muß, so wie er auf den Aker gebracht worden ist, ohne Zeitverlust untergepflügt werden. Beim Unterpflügen selbst muß man wieder eigens acht haben, daß der Mist sorgfältig unter die Erde kömmt. Man soll jedesmal ein Kind mit einem Stoke hinter dem Pfluge hergehen, und allen Dünger, welcher auf dem Aker liegen bleibt und von dem Pfluge nicht unter die Erde gebracht worden ist, in die Furche einlegen lassen, damit derselbe durch die folgende Furche gehörig mit der Erde bedekt wird.

Eben so muß der Schafpferch sobald als nur immer möglich untergepflügt werden, und darf nicht, wie es hie und da zum Schaden der Felder und des Eigenthümers geschieht, Monate lang auf dem freien Felde liegen bleiben. Nur zu oft habe ich diesen Fehler bemerkt, und dabei gesehen, daß die ohnehin sehr sparsam auf den Feldern gelegenen Schaflorbeeren so zusammengedörrt waren, daß man nicht wußte, ob es Kirschkerne oder Schaflorbeeren sind. So — sah ich den besten Schafpferch auch gar oft bei starken Gewitterregen ganz weggeschwemmt, oder auf Haufen zusammengeschlemmt.

Den Mist vor Winter auszufahren und auf dem Felde in großen Haufen abzuschlagen, rathe ich nicht. Denn erstens hat man doppeltes Auf- und Abladen, und zweitens schmelzen diese Haufen so zusammen, daß von 50 Fuder nur etliche 30 noch übrig bleiben. Ueberdieß rinnt die schönste Jauche, wie Dinte so schwarz, nuzlos davon weg; und die Hauptkraft geht also verloren. Da, wo der Haufe lag, und da, wo die Jauche floß, wird meist langes und taubes Getreid wachsen, was wieder ein Verlust ist.

Ich behalte meinen Dünger stets bis zum wirklichen Gebrauche in meiner Miststätte.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Kalkdüngung.

Simon. Hier muß ich auch noch diese Düngung anführen. Seitdem dieses gute Düngmittel bekannt geworden ist, haben alle diejenigen Landwirthe, welche den Kalk mit der nöthigen Vorsicht gebraucht haben, ihren Düngermangel gar sehr ersezt, und sich dadurch zugleich die trefflichsten Felder und Ernten verschafft. Die Kalkdüngung ist also eines der besten Hülfs-Mittel für alle Diejenigen, welchen es am genügsamen Viehdünger mangelt. Man muß aber auch hierin, so wie bei jeder Düngung, den verhältnißmäßigen Gebrauch wissen, weil man sich sonst eben so viel Schaden dadurch zuziehen kann, als Nuzen.

Buzhofer. Wie viel hat man denn Kalk auf einen Aker nöthig?

Simon. Das muß dich die gute oder schlechte Beschaffenheit deiner Felder lehren. Wenn die Felder von Natur gut sind, so bedarf man nicht so viel, als auf andere, welche schlechter sind. Eben so ist auch der Kalk selbst nicht überall von einerlei Güte. Man muß also bisweilen von einer schlechtern Sorte auf einen Aker ein Paar Scheffel mehr annehmen, als man von einer guten Sorte nehmen dürfte. Es ist daher rathsam, zuvor nur Versuche zu machen, und lieber etwas weniger, als zu viel auf den Aker zu bringen, bis man durch mehrere Uebung und öftern Gebrauch die Güte des Kalks besser kennen gelernt hat.

Auf einen Aker, wohin man einen Scheffel Korn aussäet, kann man 8 — 10 Scheffel Kalk ausstreuen. Sucht man sich übrigens so einzurichten, daß man auf seine Felder wechselsweise einmal ordentlichen Dünger und das andere Mal Kalk bringt, so wird man sich über die Vermehrung seiner Ernten in Körnerfrüchten gar sehr zu freuen Ursache finden. — Der Kalk hat auch sogar Einfluß auf die Schwere des Getreides. Eben so hat der Kalk noch die Tugend, daß er vieles Unkraut und Gras auf den Feldern verdrängt, welches denjenigen Landwirthen, die die Reinigung ihrer Felder wünschen, gewiß nicht unangenehm seyn wird.

Der Kalk kann zu verschiedenen Jahreszeiten, im Frühjahre und im Herbste, zu den Wintersaaten auf's Feld gebracht und theils mit untergepflügt, theils auch oben aufgestreut werden, jedoch verdient das Unterpflügen den Vorzug, und nur bei Klee-Feldern und Wiesen pflegt man ihn oben aufzustreuen.

Zu beiderlei Gebrauch muß er aber zuvor in Staub verwandelt worden seyn.

Endl. Wie geschieht denn das?

Simon. Um den Kalk in Mehl oder Staub zu verwandeln, fährt man die gebrannten Steine auf die Saatfelder, welche damit gedüngt werden sollen, in mäßigen und mehreren Haufen, legt diese Haufen unten breit und rund an, und läßt sie nach oben etwas spizig zulaufen.

Endl. Aha! wie einen Zukerhut!

Simon. Sodann dekt man sie mit etwas Stroh zu, und bringt auf dieses einige Erde, damit der Wind das Stroh nicht hinweg führen kann. Die hiezu nöthige Erde gewinnt man, wenn man rund um den Kalkhaufen einen kleinen Graben zu formiren sucht, welcher zugleich dazu dient, daß bei eintretendem Regen das Wasser abfließen kann.

In dieser Verfassung läßt man den Kalkhaufen etliche Wochen stehen, worauf er von selbst zerfällt, und sich in Staub verwandelt. Wenn die Witterung sehr troken und die Zeit zum Düngen dringend ist, so kann man die Kalkhaufen auch mit etwas Wasser anfeuchten, um den Kalk eher aufzulösen.

Man kann ihn nun entweder beim zweitenmale Pflügen der Brachfelder mit unterpflügen, oder auch vor die Saatfurche auf den Aker bringen. Diesen in Staub verwandelten Kalk muß man aber an einem windstillen Tage ausstreuen, weil sonst vom Winde gar viel hinweggeführt werden würde.

Endl. Wie streut man ihn denn auseinander?

Simon. Die zum Ausstreuen bestimmten Personen nehmen kleine hölzerne Fäßchen, füllen diese mit Kalk an, tragen sie in der einen Hand, und in der andern haben sie kleine Mulden, mit welchen sie den Kalk ausstreuen; jedoch muß dieses Ausstreuen so gleich, als nur möglich, geschehen.

Wer die Kalkdüngung in's Große treibt, der kann sich und den Arbeitsleuten die Arbeit um Vieles erleichtern, wenn er sich einen verhältnißmäßigen Kasten auf einem mit niedrigen Rädern versehenen Karren befestigen läßt. Diesen Karren zieht leicht eine Kuh, und neben her gehen ein Paar Personen mit Schaufeln und verrichten das Ausstreuen so gleich, als es nur möglich ist.

Hat man gut abgelegene Erde oder Schlamm, so kann man den Kalk mit dieser auf folgende Art vermischen:

Wenn die Erde herbeigeschafft wurde, so kommt zuerst eine Schicht von dieser Erde oder Schlamm; alsdann eine Schicht Kalk und so wechselweise fort, jezt eine Schicht Erde und dann wieder Kalk. Oben wird der Haufen gut mit Erde zugedekt. In diesem Haufen löscht sich der Kalk leicht, und wenn die so angelegten Haufen auseinander bersten, so werden sie auf's Neue mit Erde bedekt, damit das Flüchtige vom Kalke nicht verloren gehe. Ehe der Kalk alsdann auf's Feld ausgestreut wird, muß Erde und Kalk wohl untereinander gearbeitet und die Kalkklumpen gehörig zerschlagen werden. Ist der Aker, worauf der Kalk kommen soll, leichter Art, so nimmt man zu dieser Vermischung schwere Erde; ist er aber stark und schwer von Natur, so mischt man eine leichte Erdart unter den Kalk, und man hat sich alsdann um so mehr Nuzen von einer solchen Vermischung zu versprechen.

Daß übrigens die Seifensieder-Asche (Pottasche) noch zu den besten Düngmitteln auf Felder und Wiesen gehört, wißt ihr ohnehin. Zu den Wintersaatfeldern muß die Düngung mit Asche im Herbste geschehen; zu den Sommerfrüchten, Klee und Wiesen hingegen kann man im Herbste und Frühjahre düngen. Herbstdüngung äußert ihre Wirkung zeitiger; die Grundstüke müssen aber nicht abhängig seyn, sonst fließt die düngende Kraft mit dem Schnee über dieselben hinweg.

Ein guter Landwirth muß sich wohl merken, wie es auf seinen Feldern überall mit der Düngung steht, daher es bei grossen Höfen gut ist, wenn man es sich aufschreibt: 1) Wie und wann dieses oder jenes Stük Land gedüngt worden; 2) wie viel und

was für Fuder darauf gebracht worden; 3) was für Düngsorten darauf gekommen sind, und wie oft man mit Kalk und anderm Dünger abgewechselt hat. Man muß beständig seine Wirthschaft im Kopfe, oder, der Vergeßlichkeit wegen, auf dem Papiere haben.

Achtzehntes Kapitel.

Moll macht eine weite Reise.

Simon hatte kaum geendigt, als Moll in Reisekleidern in die Stube trat und Strüf erzählte, daß er von seinem Grafen in eine 30 Stunden weit entfernte Stadt zur Betreibung einer sehr wichtigen Angelegenheit berufen worden sey. Simon schüttelte den Kopf und konnte seine Mißbilligung nicht unterdrüken. „Wie ist es dir möglich," sagte er, „jezt zur Zeit der Ernte von hier abzureisen, da du doch weißt, wie deine Wirthschaft mit Gschray bestellt ist?"

Moll. Ich weiß dieses sehr wohl: allein ich bin dem Grafen so vielen Dank schuldig, daß ich mein halbes Vermögen für ihn opfern würde. Und dann — habe ich ja dich hier, lieber Simon; du wirst gewiß für meine Wirthschaft die beste Sorge tragen.

Simon. Gewiß. Allein, da ich selbst alle Hände voll zu thun habe, so kann nicht Alles so geschehen, als wenn du selbst zur Aufsicht gegenwärtig wärest. Ueberdieß kennst du Gschray's bösen Willen, der jede Gelegenheit benüzt, etwas zu versäumen, um die Schuld sodann auf deine Verbesserungen hinüberwälzen zu können.

Moll. In Gottes Namen! Für dieses Mal muß ich es mir gefallen lassen.

Simon konnte im Grunde seines Herzens Moll nicht Unrecht geben; denn er hielt ein undankbares Herz für einen undankbaren Aker, der nie gute Früchte tragen will. Er sagte also Moll ein brüderliches Lebewohl, und versprach, sein Bestes für ihn zu thun, worauf Moll auch mit erleichtertem Herzen sogleich abreiste.

Neunzehntes Kapitel.

Wie man reines Samengetreide erlangen könne.

Als Moll fort war, fuhr Simon fort: Gutes und reines Samengetreide ist ferner eine Hauptsache, Nachbarn! Ein solches zu erlangen, muß man

Erstens keine Mühe sparen, alle seine Felder auf's Beste von allen Unkrautpflanzen zu reinigen, welches keine Unmöglichkeit ist, wenn man nur den gehörigen Ernst braucht. Dieses bestätigen meine Felder.

Zweitens. Alles zu Samen bestimmte Getreide muß in der Scheune auf's Sorgfältigste von allem Unkrautgesäme gereinigt werden, welches ebenfalls keine unmögliche Sache ist.

Drittens. — Wenn man seine Felder und Samenkörner gereinigt hat, so muß man das schlechte weggefallene Getreide und Unkrautgesäme nicht, wie es in vielen Wirthschaften theils aus Unwissenheit, theils aus Nachlässigkeit geschieht, dem Vieh (es sey, welcher Art es wolle) ungeschroten oder ungekocht in zu großer Menge geben.

Endl. Warum denn das nicht?

Simon. Weil vieles Unkrautgesäme so harte Schalen hat, daß weniges Vieh es verdauen kann. Es geht daher unverdaut wieder ab, kommt in den Dünger und mit diesem wieder zu frischer Besamung auf die Felder, welche nun, und wären sie auch noch so gut gereiniget worden, auf's Neue mit Unkraut angestekt werden.

Wißt ihr wohl, warum dem Schweinmist Schuld gegeben wird, daß er so viel Unkraut im Felde erzeugt? Nicht der Schweinmist hat daran Schuld, sondern — Ihr, weil ihr die Schweine meist mit solch unreinem (geringem) Getreide u. s. w. füttert, ohne solches zu kochen. Da kömmt nun alles Unkrautgesäme, welches seiner Hartschaligkeit wegen unverdaut wieder aus den Schweinen kömmt, auf eure Aeker.

Viertens. Ich will den Fall sezen, daß Mancher sein Samengetreide aus Unwissenheit in der Scheune nicht gehörig zu reinigen verstehe, so lasse man sich die wenige Mühe nicht verdrießen, von jeder Sorte wenigstens $^1/_2$ Scheffel recht rein zu lesen (klauben).

Buzhofer. Ei, was nüzt denn $^1/_2$ Scheffel?

Simon. Was es nüzt? Das will ich dir gleich sagen! Seht, Nachbarn! wenn man diesen gereinigten Samen in Kraut- oder Erdäpfelland säet, welches durch das mehrmalige Haken vom Unkraute befreit und gewöhnlich auch sonst gut hergerichtet ist, so bekömmt man von diesem $^1/_2$ Scheffel schon ziemlich viel reines und gutes Getreide. Solches lege man nun in dem Stadel besonders, damit es nicht mit unreinem vermischt werde.

Endl. Aha! Dann nimmt man dasselbe allein zum künftigen Samen?

Simon. Von diesem rein erhaltenen Getreide nehme man auch wieder eigens nur den Vorsprung oder die besten Körner zur künftigen Saat, so wird man bei guter Reinigung seiner Felder bald zu einer ganzen gereinigten Ernte kommen.

Uebrigens hüte man sich, den Tauben und Hühnern dergleichen unreines Getreide auf den Hof zu schütten, weil alles Unkraut-Gesäme vom Hof wieder in den Mist und von da auf die Felder kömmt.

Daß man bei nassen Jahren trachten müsse, wenigstens sein zu Samen nöthiges Getreide troken in die Scheune zu bringen, ist eine Hauptsache, die nicht genug empfohlen werden kann.

Uebrigens muß man den Samen auch öfters wechseln.

Zwanzigstes Kapitel.

Vom Kornbaue.

Simon. Korn wird bekanntlich am Stärksten gebaut, weil wir es zu unsrer gewöhnlichsten Nahrung gebrauchen.

Wie sorglos man aber diese Frucht an sehr vielen Orten in jeder Beziehung behandelt, ist mehr als zu bekannt.

Buzhofer. Ei! Es wird doch wohl jeder Bauer das Kornbauen verstehen?

Simon. Versteht es der Oedbauer? Er hat nun 18 Jahre auf seinem Gute gewirthschaftet, und als er heuer sein Zehentkorn zum k. Rentamte einliefern sollte, nahm man ihm's nicht einmal an, so schlecht war es.

Buzhofer. O! Vom Oedbauer ist das kein Wunder!

Simon. Er glaubt aber doch, daß er Alles besser versteht, als Andere! Er disputirt mit Jedem, der es anders machen will, als er. Und so — gibt es noch gar viele Oedbauern.

Ich habe euch nun gesagt, was ihr in Ansehung der Bearbeitung der Felder, ihrer Düngung und der Güte des Samens zu beobachten habt. Ich finde es übrigens nicht nothwen-

dig, euch über den Kornbau eigene Regeln vorzuschreiben, da euch hierin die Erfahrung selbst belehrt haben wird.

Endl. Ueber das Einzige habe ich mich schon oft gewundert, warum bei dir das Korn in den Kleefeldern so viel schöner wird, als bei uns?

Simon. Ich akere meine Kleefelder ohne weiteres vorheriges Pflügen und Eggen zur Saat nur einmal mit schmalen Furchen auf, säe das Korn obenauf und egge es recht gut ein.

Endl. Das habe ich wohl gesehen, und thue es auch; allein das Korn wird mir halt doch nie so schön, wie dir.

Simon. Ich habe Anfangs in den Kleefeldern auch schlechtere Ernten erhalten, bis ich durch den vermehrten Futterbau endlich in solche Düngervorräthe gesezt wurde, daß ich meine etwas magern Kleefelder entweder im Herbste, oder bald im Frühling sogleich mit Düngmitteln, und hauptsächlich mit Mist-Jauche, überführen lassen konnte. Dadurch ersezte ich für's Erste dem Aker die Kraft, welche der Klee aus demselben gesaugt hatte, und für's Zweite nahm ich zum Kleebau ohnehin schon so viel möglich meine besten Aeker, welche von sich selbst schon so viele Nahrung in sich hatten, daß sie nach Umreissung des Klees noch gute Kornernten hervorbrachten.

Daher rathe ich jedem Liebhaber und Anfänger vom Klee-Bau, daß er hiezu anfänglich (bis er durch mehreres Futter und vergrößerten Viehstand zu mehrerem Dünger gelangt,) die besten Felder aussuche; denn dadurch erlangt er nicht nur den Vortheil, daß er bald vieles und gutes Futter erhält, sondern er verliert auch nichts an der Getreide- und Stroh-Ernte. Bei Besäemung schlechter Felder hingegen mit Klee fallen die angezeigten Vortheile größtentheils weg; denn man erhält nicht nur schlechte Klee-Ernten, sondern auch darauf magere Getreide-Ernten.

Endl. Hat's da gefehlt!?

Simon. Wer Sommerkorn aussäen will, der muß das Land hiezu bereits im Herbste gedüngt, ein Paar Mal vor Winter geakert und geeggt und vom Unkraute gereinigt haben. Im Frühling wird dieses Land sodann, sobald es die Frühjahrswitterung erlaubt, und der Aker, ohne zu schmieren, geakert und geeggt werden kann, auf's Beste zugerichtet, und sodann die Saat ebenfalls so zeitig, als möglich, unter die Erde gebracht. Denn wenn die Aussaat zu spät im Frühling geschieht, wenn die etwa im Aker befindliche Winterfeuchtigkeit schon vertroknet ist und

trokne Witterung oder austroknende Winde noch überdieß dazu kommen, so hat man sich eine schlechte Ernte zu versprechen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vom türkischen Weizen, Mais oder Welschkorn.

Simon. Diese Frucht kennen viele Bauern nicht, und ihr Nuzen ist doch so vielfältig, daß man schwerlich eine Getreideart finden wird, welche dieser gleich zu schäzen wäre. —

Buzhofer. Ah, geh!

Simon. Wenn der türkische Mais in ein für ihn schikliches Land gepflanzt wird, so gibt ein Stengel mehrmals zwei Kolben und jeder Kolben zwei, drei und mehrere hundert Körner.

Buzhofer. Und zu was kann man sie denn brauchen?

Simon. Aus dieser Frucht kann nicht nur allein ein sehr schönes Mehl zum Baken, sondern auch gute Grüze bereitet werden.

Und alle Thiere fressen den türkischen Weizen sehr gern, und lieber, als alles andere Getreide. Gänse, Truthühner und Enten fressen ihn ganz, Hühner und Tauben als Grüze und werden sehr leicht davon fett. — Die Pferde sind ebenfalls sehr begierig darnach, ja, sie lassen das beste Gras stehen, wenn sie an einen solchen Ort kommen können, wo türkischer Weizen steht. Auch kann man ihn den Pferden, wenn er reif ist, zum Futter geben; denn er füttert viel besser, als Haber.

Zur Mastung für Rindvieh ist diese Frucht weit besser, als andere Getreidesorten, sowohl in den Kleien, als im Mehle. — Die Schweine sind nicht weniger gut damit zu mästen, und ihr Fleisch wird besser davon, als von anderm Getreide. — Auch die Schafe fressen ihn sehr gern und können damit fett gemacht werden. — Zur Mästung für junges Federvieh ist derselbe allem übrigen Getreide vorzuziehen, weil es sehr geschwind fett davon wird. Aus den unreifen Aehren kann man eine sehr angenehme Speise bereiten, wenn dieselben gebraten werden. Selbst aus den Stengeln und andern Theilen dieser Frucht kann man den besten Syrupzuker bereiten.

Buzhofer. Wenn er so gar gut wäre, müßten wir ja doch auch schon etwas davon gehört haben!

Simon. Er wird in Steyermark, im Innkreise und andern Orten bereits sehr stark gebaut und sehr schäzbar gefunden.

Endl. Ei, jezt erinnere ich mich, daß ich vor einigen Jahren schon einige Körner von diesem Welschkorn in meinem Garten baute. Es wurde aber nicht reif.

Simon. So war es die rechte Gattung nicht. —

Buzhofer. Wie? Gibt es denn mehrere Arten?

Simon. Freilich, z. B. der bekannte großkolbige türkische Weizen wird nicht an allen Orten reif, noch weniger aber der plattkörnige weiße amerikanische. Ich probirte beide Arten. Den leztern pflanzte ich zum Versuche in die sonnenreichste Lage, und sah mit Vergnügen das riesenmäßige Wachsthum bis zu 15 Schuhen hoch mit einer drei Viertel Ellen langen Kolbe. Allein, reif wurde er nicht.

Buzhofer. Was für eine Art wird denn also bei uns reif?

Simon. Die kleine Sorte, Quarantino genannt, ist die beste für unser Land. Diese braucht nur drei Monate von der Aussaat bis zur Reife, hie und da auch weniger oder mehr, je nachdem die Lage des Landes ist, ob nemlich dasselbe mehr oder weniger hizig und der Sonne und Luft ausgesezt ist; denn an schattige Orte darf man diese Pflanze nicht bringen, weil sie die Wärme liebt.

Buzhofer. Was für ein Erdreich verlangt denn diese Frucht?

Simon. Einen oft und gut bearbeiteten und reich gedüngten — nicht festen, sondern lokern, mit Sand vermischten Boden, der von allen Schmarozerpflanzen rein gehalten werden muß. Sie wächst auch im Sandlande sehr gut, wenn dieses nur nicht zu mager ist; dagegen kommt sie in einem thonigen oder lehmigen Erdreiche nicht so gut fort, wächst und reift da viel langsamer, und pflanzt man sie in sehr fettes Land, so treibt dieselbe mehr in Stengel und Blätter, als in Kolben und Körner.

Will man diese Frucht aber im magern Sandlande erbauen, so muß man dieses Land vorher erst mit etwas gut gefaultem Rindviehmiste düngen, oder in Ermanglung dessen mit Asche.

Endl. Um welche Zeit, und wie — wird denn dieser Mais gepflanzt?

Simon. Die Anpflanznng geschieht im April — Mai, in kältern Gegenden auch noch im Juni. Das hiezu bestimmte Land muß bereits im Herbste gedüngt und der Mist bald unter die Erde gebracht werden. Im folgenden Frühlinge wird

dasselbe auf's Neue noch ein Paar Mal tief geakert und sonst gut zugerichtet; alsdann wird der Same zu der gedachten Zeit in ordentliche Reihen, wie man das Kraut zu pflanzen pflegt, gestekt oder gelegt.

Buzhofer. Was? Wie? Der Same wird gestekt?

Simon. Man bereitet hiezu kleine Gruben, welche zwei Fuß weit von einander entfernt seyn müssen, legt sodann in jede dieser Gruben vier bis höchstens sechs Körner rund in derselben herum, so daß jeder Kern in ein besonderes Loch zu liegen kömmt. Sodann bedekt man den Samen ohngefähr einen guten Zoll hoch mit Erde. Würde man den Samen tiefer unter die Erde bringen, so könnte derselbe, wenn nasse Witterung einfiele, leicht faulen. Dieses geschieht auch oft, wenn man die Körner vor der Pflanzung einige Zeit einweicht, und nach der Pflanzung anhaltendes Regenwetter einfällt.

Buzhofer. Gesezt aber, man könnte trokene Witterung vermuthen?

Simon. Dann kann man die Samenkörner ohngefähr zwölf Stunden oder eine Nacht vorher einweichen, und wenn das Land aus Sand besteht, so würde es wohl gethan seyn, sie in Mistjauche einzuweichen.

Endl. Geht der Same bald auf?

Simon. Wenn das Wetter halbwege warm ist, so kömmt er zwischen zehn bis vierzehn Tagen zum Vorschein.

Endl. Und wie muß man ihn denn hernach warten?

Simon. So wie der türkische Weizen ohngefähr 6 Zoll hoch gewachsen ist, so muß er etwas behakt und gut mit Erde angehäuft, auch von allem Unkraute befreit werden. Dieses Behaken oder Anhäufeln wird nach Befinden ein-, auch wohl zweimal im Sommer wiederholt, welches vorzüglich dazu dient, das Unkraut zu vertilgen, weil dieses den Pflanzen sehr nachtheilig ist. Wenn der Mais endlich etwas herangewachsen ist, oder eine Höhe von ein Paar Schuhen erreicht hat, so pflegen mehrentheils bei der Wurzel viele Zweige oder Nebenschößlinge hervorzutreiben, welches aber eben so viele Räuber sind, die dem Stoke nicht nur die Nahrung wegnehmen, sondern auch das zeitigere Reifen der Körner verhindern. Es müssen folglich diese Räuber mit Behutsamkeit, sobald sie sich zeigen, von den Stöken, ohne jedoch diese zu beschädigen, losgemacht werden.

Endl. Aber dieses Steken in Reihen, und dieses Reinigen von den Nebenschößlingen, nimmt ja eine erschrekliche Zeit weg?

Simon. O gar nicht, wie du denkst; und das Ganze können müßige Kinder verrichten.

Wieningauer. Nun, das laß ich gelten! So fände doch auch die Klasse derjenigen Jugend, welche alle Wege und Gassen im Bettel durchziehet, eine nüzliche Beschäftigung!

Simon. Der türkische Weizen kann mehr Dürre vertragen, als andere Getreidearten.

Endl. Aber auch mehr Nässe?

Simon. Auch. Nur dann wird viele Nässe schädlich, wenn sie zu Ende des August, oder im Anfange des Septembers, wenn die Körner zu reifen anfangen und die Kolben dürr werden sollen, eintritt, weil alsdann die Kolben von inwendig zu faulen anfangen, und die Körner, wenn sie auch bereits reif sind, etwas schimmlich werden. Der Schimmel schadet aber nichts, weil derselbe beim Abmachen der Körner wiederum mit abgehet.

Wenn die Körner endlich in den Kolben anfangen, hart zu werden, so kann man die Gipfel von denselben, welche ohnehin um diese Zeit welk werden, abschneiden und zum Futter für das Vieh troknen und aufheben. Dieses Geschäft muß man aber nicht übereilen, sonst vertroknen die Kolben, ehe die Körner recht reif sind. Auch die Blätter sind sehr nuzbar in die Oekonomie. Man nimmt nemlich von Zeit zu Zeit die grünen Blätter von den Stengeln, troknet dieselben und hebt sie auf zum Winter-Futter für Pferde und Rindvieh, wo sie alsdann wie Häkerlinge oder G'sott geschnitten und mit Nuzen verfüttert werden.

Beim Abnehmen der Blätter muß man aber dieses beobachten, daß nur die untersten und größten weggenommen werden; diejenigen Stengel aber, welche blühen, dürfen nicht von Blättern entblößt werden, und man muß dann so lange warten, bis die Blütezeit vorüber ist.

Die troknen Stengel dürfen auch nicht weggeworfen werden, sondern man hebt dieselben ebenfalls bis zum Winter auf; alsdann geben sie noch ein gutes Futter für die Schweine, welche sie wegen ihrer Süßigkeit gern fressen.

Da der Mais einen großen Raum nöthig hat, so bleiben in den Reihen breite Zwischenräume, die von den hohen Pflanzen

beschattet werden. Diese Zwischenräume kann man vortheilhaft mit geradstehenden Zwergbohnen, Kürbissen, Sonnen-Blumen, Rüben und Kartoffeln bepflanzen. Ein großer Fehler ist es, den Mais zu dicht zu bauen.

Buzhofer. Und wie bald ist denn dieser türkische Weizen förmlich zu ernten?

Simon. Nach Beschaffenheit des mehr oder weniger warmen Sommers, entweder in der Mitte, oder gegen das Ende des Septembers. Da werden die Kolben abgenommen, nach Haus geschafft, daselbst von den Bälgen befreit zwei und zwei zusammengebunden, an einem luftigen und trokenen Orte zum Abtroknen aufgehängt und sodann ausgemacht.

Das Unbequemste beim türkischen Weizenbau ist das Ausmachen der Körner, weil diese so dicht und fest aneinander sizen, daß sie durch das Dreschen nicht losgehen.

Einige haben nun hölzerne Maschinen, wie Mörser gestaltet, um die Kolben los zu bringen. Andere reiben ihn über ein Stük schmales Eisen oder hartes Brett, über den scharfen Rand einer eisernen Pfannenhandhabe, oder über einen Roßstriegel. Ich aber bringe sie, wenn Kolben und Körner recht troken geworden sind, in meinem Breinstampfe so heraus, wie man den Brein knojet, (wie man Hirse ausstampfet).

Zum Samen sucht man im Herbste die schönsten und reifsten Kolben, deren Körner eine hell glänzende Oberfläche haben, aus, troknet dieselben gehörig, damit sie nicht schimmlich werden, und verwahrt sie, ohne die Körner los zu machen, bis die Pflanzzeit wieder herannahet, an einem luftig und troknen Orte. Dann stekt man nur die schönsten Körner.

Buzhofer. Den bau' ich künftiges Jahr gleich! Also die Quarantino-Gattung ist die beste?

Simon. Ja, der kleine amerikanische Mais, oder auch Florentiner Cinquantino genannt. Er hat die Eigenschaft, daß er, je früher er in die Erde kömmt, um desto später reift. Seine Aussaat hängt indeß sehr vom Klima, der Witterung und Orts-Lage ab. Man kennt diese Gattung gleich an ihrem besondern schraubenartigen Wuchse. An Farbe ist aller Mais verschieden, entweder durch das Erdreich oder Ausarten. Dieses hat indeß nichts zu bedeuten, jedoch ist die weiße Farbe vorzuziehen. Er gibt einen mehr denn 100fältigen Ertrag. Uebrigens kann der Mais, wenn er einmal aufgewachsen ist, mehr Extre-

me von Witterung ertragen, als alle übrigen Getreidearten. Ein anhaltender Regen schadet seiner Blüte nicht im Geringsten, er verträgt das Ausdörren durch die Sonne viele Wochen lang, und wird er auch vom Sturmwinde niedergebeugt, so richtet er sich nach einigen Tagen leicht wieder auf. Selbst die Schlossen schaden dem Mais nicht; er wächst wieder aus, wenn er noch nicht in der Blüte ist, und später kann ihm der Hagel nicht schaden.

Ein bewährtes Mittel zu einer fast gewissen und guten Mais-Ernte, kann man übrigens noch lesen in der Bauernzeitung aus Frauendorf v. J. 1821 S. 43.

Die unreifen Kolben in Essig eingelegt, geben einen außerordentlich guten Salat zum Verspeisen. Ganz reif sind die Körner, wenn sie voll Milch sind und über glühende Kohlen gebraten und warm gegessen werden, ein wahrer Lekerbissen, und die innern Blattscheiden, in welchen die Kolben sich eingehüllt befinden, können ihrer Elastizität wegen in Sesseln und andere Kissen gefüllt werden.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Vom Buchweizen oder Heidekorn.

Simon. Diese Frucht ist in Ansehung ihrer Blüte für die Bienenzucht, und als Frucht für die Nahrung der Menschen und des Federviehes eine schäzbare ökonomische Pflanze, die wirklich bekannter seyn sollte, als sie ist. Sie gibt auch als Grünfutter eine reichliche und eben so nahrhafte Nahrung für das Rindvieh, als der beste Klee, und erschöpft das Land nicht so sehr. Buchweizen kann im Falle eines Hagelschlages als Nothfrucht noch im Juni angebaut werden, und verdient daher große Aufmerksamkeit. Auf Stampf- und Grüzmühlen erhält man aus ihm eine Grüze, die zur angenehmsten und gesundesten Speise dient.

Buzhofer. Ach! Jezt versteh' ich's: das ist ja der Haidnbrein? Den hab' ich selbst schon gebaut; er braucht keinen Dünger, sondern wächst wie die Pilze ohne alle Pflege. Aber das ist ja eine so schlechte Frucht, daß sie des Bauens und Abbringens nicht lohnt: wächst ja kaum 6 bis 8 Zoll hoch!

Simon. Glaub's schon! Wie will dir denn die Frucht wachsen, wenn du den falschen Grundsaz hast, daß sie keinen

Dünger braucht? Jede Pflanze, sie sey auch, welche es wolle, muß die nöthige Düngung und Nahrung erhalten, wenn sie gut wachsen und gute Früchte bringen soll; und dieses gilt nicht weniger auch vom Heidekorn.

Will man gute Ernten vom Heidekorn erhalten, so muß dasselbe auch in solches Land gebracht werden, welches nicht mager und gut zubereitet worden ist.

Man pflegt dasselbe theils in Brachfeldern, theils in Winterstoppelfeldern zu erbauen, und in erstere sodann im folgenden Herbste Korn in die Heidekornstoppeln zu säen. Aber da können die Ernten nie zum Besten ausfallen, wenn nicht das Brach-Feld durch gute Düngung in gute Verfassung gesezt worden ist.

Will man also das Heidekorn als eine Vornuzung aus dem Brachfelde ziehen und sodann im Herbste Winterkorn in die Heide-Kornstoppeln säen, so ist es schlechterdings nothwendig, daß man das hiezu bestimmte Brachfeld noch vor Winter gut dünge und den Dünger unterpflüge. Kann man dieses Land alsdann vor Winters Eintritt noch einmal pflügen oder stürzen und so in Stürzfurchen bis zum Frühlinge liegen lassen, und erst im Frühlinge vor der Saat eineggen, so wird man sich um so mehr Nuzen schaffen.

Buzhofer. Du sagst, man müsse das Feld nach geschehener und untergepflügter Düngung vor Winters Eintritt noch einmal pflügen? Auf diese Art kömmt ja der untergepflügte Dung aller wieder in die Höh', und bleibt den ganzen Winter obenauf liegen?

Simon. Das wäre gefehlt! Er würde dadurch viel von seinen düngenden Theilen verlieren. Er muß unter der Erde liegen, damit er sich dieser während der langen Zeit besser mittheile.

Buzhofer. Folglich darf man zweimal nicht pflügen!

Simon. Man kann und soll zweimal pflügen. Aber merkt euch ein für allemal, was ich jezt sage: Wenn man nemlich Brachfelder, aus welchen man durch Sommerfrüchte eine Vornuzung ziehen will, im Herbste noch zweimal zu pflügen gedenkt, so muß man den Dünger erst beim zweiten Pflügen auf den Aker bringen und unterpflügen.

Buzhofer. Ah! Nun ist es recht.

Simon. Gesezt aber, man hätte gute Winterstoppelfelder, und wollte das Heidekorn im folgenden Frühjahre in diese säen; so müssen auch diese vor Winter noch gestürzt werden.

Wenn dergleichen Felder indeß nicht in recht guter Düngung stehen, und es fällt hiezu noch überdieß trokene Witterung ein, so wird man keinen sonderlichen Schlag mit seiner Heidekorn-Saat machen.

Hat man das Heidekorn aber in gutes Land gebracht, und die Witterung ist günstig, so daß bisweilen warme Regen kommen, alsdann kann man auch auf's zwölfte Korn und darüber Rechnung machen.

Endl. Um welche Zeit wird es denn ausgebaut?

Simon. Das Heidekorn kann weder viel Kälte noch viel Nässe vertragen, mithin muß man dasselbe weder in nasse oder gallige Felder bringen, noch im Frühlinge bei nasser Witterung in die Felder einschmieren.

Wenn das Land auf vorgedachte Weise im Herbste bereits durch Düngen und zweimaliges Pflügen gut vorgerichtet wurde, so wird der Aker bei gutem Wetter eingeeggt, und ohngefähr gegen das Ende des Monats Mai fein schmalfurchig zur Saat gepflügt, dann der Same ausgesäet und eingeeggt. Folgt bald nach der Aussaat ein warmer Regen, so hat man schon Vieles gewonnen, weil es alsdann bald keimt, aufgeht und gut heranwächst. Für solche Wirthe, welche aus ihren Aekern das Unkraut nicht selbst vertilgen wollen, hat diese Pflanze noch die besondere Empfehlung, daß sie durch ihre erstaunliche Bestaudung (im guten Erdreiche) alles Unkraut unter sich erstikt und den Aker also ohne Mühe davon befreit.

Die Blüten dieser Frucht sind eine der besten Nahrungen für die Bienen, so wie das Stroh ein Futter für das Rindvieh abgibt, wenn dasselbe gut eingebracht worden ist. Jedoch nimmt man es mehrentheils nur zum Einstreuen, da es vom Vieh doch nicht gar gerne gefressen wird.

Manche säen das Heidekorn spät aus; allein dieses ist eben so wenig gut gethan, als wenn dasselbe gar zu zeitig ausgesäet wird.

Wieningauer. Gibt es davon auch mehrerlei Arten?

Simon. Es gibt eine kleinkörnige, etwas in's Schwärzliche fallende, und eine größere Art, deren Körner mehr in's Lichte fallen. Die erste Art ist die beste, weil sie schönere Grüze gibt, als die zweite.

An manchen Orten wird der Buchweizen nicht allein wegen des Samens gebaut, sondern auch als Dünger benüzt. Zu

dem Ende wird der Same im magern Boden ausgesäet, und die Pflanzen, wenn sie bis zur Blüte herangewachsen sind, niedergewalzt und untergepflügt, sodann das Land nochmal gewalzt, und endlich mit Roggen bestellt. Im ganz magern Boden möchte aber diese Düngungsmethode doch nicht genügen.

Der Buchweizen hat vermöge seiner vielen ausgebreiteten Wurzeln die Eigenschaft, den Boden loker zu machen, ohne ihm viel Kräfte zu entziehen. Er ist daher eine gute Brachfrucht, nach welcher mit Vortheil Roggen gesäet werden kann.

In kalten Gegenden wird zur grünen Fütterung im Spätjahre der Buchweizen nach der Roggen-Ernte gesäet, wo er wegen seines schnellen Wachsthums zwar nicht zeitig wird, aber doch ein gutes Futter liefert. Nachdem dieses abgemäht worden ist, werden die Stoppeln untergepflügt. Dieses ist für den Aker ein sehr gutes Düng- und Auflokerungsmittel. Schade, daß zu dieser Absicht der Buchweizen in vielen Gegenden gar nicht benüzt wird.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Vom Erbsenbaue.

Simon. Der Nuzen und Gebrauch der Erbsen ist manigfaltig. Am Meisten werden sie sowohl grün als reif zu Suppen und Gemüsen verspeiset. Außerdem geben sie aber auch ein gutes Mehl, das, zum dritten Theil unter Roggenmehl verbaken, ein schönes, gesundes Brod gibt.

Zur Fütterung und Mastung des Viehes sind die Erbsen ebenfalls sehr nuzbar, besonders wenn sie in Menge gebaut worden sind.

In unserer Gegend stehen die Erbsen dem Weizen im Preise gleich. Da nun aber Erbsen in viel schlechterm Lande fortkommen, als Weizen, so sollt ihr diese Frucht billig mehr anbauen, als es bisher geschehen ist.

Endl. Was für Land ist dazu denn am Besten, und wie soll es zugerichtet werden?

Simon. Wenn man vom Erbsenbaue die rechten Vortheile ziehen und gute Ernten erlangen will, so muß man hiezu von seinen Brachfeldern bereits im Herbste das nöthige Land aussuchen, und hiezu keinen festen, sondern etwas milden, auch, wo möglich, mäßig feuchten, (jedoch nicht nassen) Aker wählen,

diesen reichlich mit guten Dünger düngen, denselben bald unter die Erde bringen, wo möglich aber den Aker vor Winter zweimal pflügen.

Wenn nun das Frühjahr herannahet, und die Witterung so beschaffen ist, daß man mit dem Pfluge, ohne im Felde zu sudeln, arbeiten kann; alsdann lasse man es seine erste Sorge seyn, den Erbsenaker gut zuzurichten, und seine Erbsen, welche ebenfalls rein von anderm Gesäme, auch nicht madenfressig seyn sollen, auszusäen.

Um die Erbsen von den Samen des Unkrauts zu reinigen, darf man sie nur von einem etwas schief gestellten Tische langsam herunter in ein untergestelltes Geschirr laufen lassen, wobei die kleinen und flachen Unkraut-Sämereien auf dem Tische zurükbleiben.

Die Erbsen muß man auf den eingeeggten Aker obenauf säen, und dieselben mit schmalen Furchen höchstens drei Zoll tief unterpflügen, sodann gehörig eineggen und alsbald leicht überwälzen, welches besonders bei etwas leichtem Felde sehr nöthig und nüzlich ist, damit die in dem Aker befindliche, den Erbsen nöthige Feuchtigkeit nicht so leicht von Luft und Sonne hinweggenommen werden kann.

Endl. Um welche Zeit werden sie denn ausgebaut?

Simon. Es ist jedesmal besser, sie früher als zu spät unter die Erde zu bringen. Denn die spät gesäeten Erbsen leiden in den Monaten Juni und Juli von den zu dieser Zeit fallenden Mehlthauen gar sehr, wenn sie in die Blüten fallen; da hingegen die zeitig gesäeten wenig oder gar keinen Schaden leiden, weil diese zur Zeit schon verblüet und zu körnen angefangen haben.

Ich habe mehrmals, wenn die Witterung im Februar so günstig war, daß ich mein im Herbste bereits ein Paar Mal zugerichtetes Erbsenfeld gut pflügen konnte, meine Erbsen in diesem Monate ausgesäet und untergeakert. Sie gingen schön auf, erreichten die Höhe eines Zolls und darüber, es kam Frost, der die Wagen trug, und Schnee darauf, daß man mit Schlitten fahren konnte, und dieser Schnee blieb wohl mehrere Wochen liegen.

Endl. Nun, da waren wohl die Erbsen alle hin?

Simon. Nein, dessen ungeachtet hatten meine Erbsen keinen Schaden gelitten, sondern ich erlangte die schönste Ernte,

da ich im Gegentheil von derjenigen Saat, welche ich mehrere Wochen später aussäen ließ, nur mittelmässige Ernten erhielt.

Indeß will ich euch eben nicht den Februar als bestimmte Zeit zum Ausbau vorschreiben, sondern ich glaube, daß die beste Zeit die erste Hälfte des Märzes ist, welche Saat gewöhnlich in der eilften Woche blühet.

Noch sicherer geht man, wenn man wenigstens eine frühe und spätere Aussaat von Erbsen macht. Fallen alsdann keine Mehlthaue in die spätere Saat und es gerathen beide Saaten, so ist es desto besser.

Buzhofer. Aber die Erbsen saugen den Boden aus?

Simon. Keineswegs; sie gehören vielmehr zu den verbessernden Feldfrüchten, indem sie durch den Abfall ihrer Blätter und Stengel den Boden auflokern, und ihm nicht nur durch ihren Schatten die Feuchtigkeit erhalten, sondern auch befruchtende Theile aus der Atmosphäre zuführen. Man säet daher, wenn das Land ein wenig gut ist, sehr oft Roggen ohne Düngung in die Erbsenstoppeln. Allein das rathe ich nie; ich halte zu viel auf Düngung! Der Erbsensaat ist besonders die Kalk-Düngung sehr zuträglich, und hat ein Boden an sich keine Kalktheile, so gedeihen die Erbsen nicht. Hat der Boden aber gar zu viele Kalktheile, so werden die Erbsen im Kochen nicht gerne weich. Es ist aber leicht zu helfen; man darf sie nur in Eisengeschirr, oder mit Zulage eines Stük Eisens in Flußwasser kochen.

Den ausgesäeten Erbsen stellen die Krähen und Tauben ausserordentlich nach. Wenn sie einmal die Kost davon genommen, so wühlen und stören sie mit ihren Schnäbeln sogar die bereits mit Keimen und Wurzeln versehenen Samenkörner wieder heraus.

Endl. So? da könnte was Schönes daraus werden!

Simon. Es ist allerdings bedenklich. Denn da die Erbsen nicht so gut und leicht unter die Erde zu bringen sind, als eine andere Getreideart, welche ungleich kleiner ist, als diese; so bleiben gar leicht viele Erbsen unbedekt auf dem Aker liegen, und loken diese Gäste herbei. Auch werden alle diejenigen Erbsen, die nur mit wenig Erde bedekt werden, bei einem entstehenden Regen ganz von Erde entblößt.

Buzhofer. Ei, was ist denn da zu machen?

Simon. Viele Landwirthe lassen ihre ausgesäeten Erbsen

mehrere Tage lang bewachen, um dieses Geflügel abzuhalten. Allein die Tauben und Krähen stehen gewöhnlich früher auf, als die Wächter, ja, sie sind so verwegen, daß, wenn sie von dem Wächter auf dem einen Ende des Akers vertrieben werden, sie auf das andere Ende fliegen, und so den fluchenden Wächter beständig im Kreise herumjagen.

Wieningauer. Die Bestien! Da möchte Einer zugleich lachen und weinen!

Simon. Es ist aber leicht zu helfen. Man darf ja nur die Erbsen unterpflügen, statt eineggen. Damit ist all dem Uebel abgeholfen, und es erwächst daraus noch der besondere Vortheil, daß die Erbsen mit mehr Erde bedekt werden, folglich mehrere Nahrungstheile aus der sie umgebenden Erde durch stärkere Ausbreitung ihrer Wurzeln an sich ziehen können. Sie treiben dann weit schönere Stöke, die mehr und schönere Schoten ansezen, und somit die Ernte an Körnern und Stroh vermehren.

Endl. So wird man wohl überall so gescheut seyn, und sie unterpflügen?

Simon. Wo der Sohn das Untereggen und Bewachen vom Vater und Großvater gesehen hat, da probirt's gewiß Niemand anders, als er es nach alter Gewohnheit nun schon einmal im Griff hat.

Daß man die Erbsen im Früh- und Spätjahre sehr gut als grünes Futter, oder auch (wie den Klee) dürr zum Winter-Futter bauen kann, versteht sich von selbst.

Hiezu gehört auch der Bohnenbau, welche geschroten ein sehr gutes und nahrhaftes Futter für das Vieh geben, und eben so, wie die Erbsen, gebaut werden. Kein Bauer soll den Anbau dieser nüzlichen Frucht- und Futter-Arten außer Acht lassen. Sie mißrathen sehr selten, geben auch Brachfeldern eine schöne Vornuzung, und zur künftigen Herbstsaat einen vortrefflichen milden und von allem Unkraute gereinigten Aker, weil gut und dicht stehende Erbsen alles dieß vertilgen, wobei man obendrein das noch einmal Pflügen ersparen kann; denn man darf dergleichen Erbsenstoppeln alsbald zur Saat schmalfurchig akern, und Weizen oder Korn darein säen.

Ich baue jezt folgende Sorten von Erbsen:

1) Die große holländische weiße Klunker-Kocherbse. Sie trägt wohl 20fältig. Die Frucht ist sehr groß und

rund, ihr Geschmak gut. Sie ist äusserst dünnhäutig und balgt sich leicht ab. Die Blüte ist weiß.

2) Die astrakanische große gelbliche Erbse. Hat gleiche Eigenschaft, ist aber noch größer und schwerer.

3) Die graue holländische oder Capererbse.

4) Die Pariser Golderbse. Sie wird von Würmern fast gar nicht angegriffen; endlich an Bohnen, die sogenannten Futter-, Pferde- oder Saubohnen, von welchen leztern die sogenannten Windsorbohnen eine Abart sind.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Vom Linsen- und Wikenbaue.

Simon. Die Linsen verlangen einen lokern, milden, nicht weniger in guter Düngung stehenden Boden, als die Erbsen; nur darf derselbe nicht naß seyn, weil diese Pflanze weder an der Wurzel, noch am Kraute viel Näße vertragen kann.

Man muß zum Linsenbaue unter seinen Ländereien eine gute Auswahl zu machen suchen, wenn man nicht schlechte Ernten erhalten will.

Kann das für Linsen bestimmte Land ebenfalls im Herbste gedüngt und zugerichtet werden, so ist es desto besser, und man verfährt dabei eben so, wie ich bei den Erbsen gesagt habe. Auch ist bei dieser Frucht der Kalk ein vortreffliches Düngmittel, und trägt nicht wenig zu ihrem Wachsthume bei.

Man kann die Linsen entweder in ein Brachfeld oder aber in ein gutes Stoppelfeld säen; doch muß lezteres ebenfalls gut zugerichtet worden seyn, und die Aussaat kann man, wenn die Witterung tauglich ist, gegen Ende März oder auch im folgenden Monate April veranstalten. Die Reinheit des Samens ist auch bei dieser Frucht nothwendig.

Man kann diese ebenfalls oben auf den eingeeggten Aker aussäen, und sodann mit schmalen Furchen, doch nicht über ein Paar Zoll tief, unter die Erde bringen. Das Stroh ist ein gutes Schaf- oder Hammelfutter. Dagegen soll es den Pferden schädlich seyn.

Uebrigens stehen die Linsen als Speise den Erbsen weit nach. Dagegen sind sie zur Mästung der Schweine ein vortreffliches Futter, und, eingequellt unter anderm Futter, vermehren sie bei den Melkkühen die Milch.

Endl. Gibt es deren auch mehrere Sorten?

Simon. Mir sind nur zweierlei Arten von Linsen bekannt:

1) Die Pfennig- oder Gartenlinse, welche ungleich größer und besser ist, als
2) die gemeine Linse.

Endl. Welches Land fordert denn

Der Wikenbau?

Simon. Man wählt hiezu am Besten Brachfelder, deren Boden von Natur nicht zu bindend oder lettig, sondern so viel möglich loker und mürbe ist. In einem sehr festen Erdreiche wollen sie nicht gerathen, wohl aber wachsen sie gerne auf Neurissen. Das Land wird auf eben die Art, wie ich bei dem Erbsenbaue gesagt habe, im Herbste wohl zugerichtet, und in dieser Verfassung bis zum Frühjahre liegen gelassen.

Die beste Saatzeit der Wiken ist bald nach der Erbsensaat. Will man sie jedoch zum Grünfutter-Bedarf nüzen, so kann man sie zu verschiedenen Zeiten im Sommer aussäen, und grün abgemäht das Rindvieh damit füttern, welches dieses Futter sehr gern frißt. Geschieht das Mähen vor der Blüte, so treiben sie nach, und können noch einmal abgemähet oder reif eingeerntet werden. In dürren Sommern aber, und auf trokenen Gründen würde man durch dieses Mähen Schaden machen, weil die Stöke austroknen würden.

Da sich diese Frucht gern auf dem Boden auflegt, und bei vielem Regenwetter unten leicht faulet, so kann man, um dieses zu verhüten, etwas Haber oder Gerste mit darunter mischen und aussäen. Man erlangt auf diese Art nicht nur ein weit schöneres Futterstroh, sondern auch mehrere und schönere Schoten und Körner. Wenn die meisten Körner in den Schoten reif sind, so werden die Wiken wie die Erbsen gerauft und zusammengeworfen, und, sobald sie gut troken sind, gleich eingeführt, also, wohlgemerkt, nicht gemähet, weil ihre Schoten gern aufspringen.

Endl. Jezt weiß ich aber noch nicht, wie sie ausgebaut werden?

Simon. Diejenigen, von welchen man die Körner und das dürre Stroh nüzen will, werden zeitig — nach Verhältniß der Witterung — im Anfange April, auf den im Herbste zuge-

richteten und vor dem Anbaue nochmal gut bearbeiteten und eingeeggten Aker obenauf gesäet, und wie die Erbsen ungefähr zwei bis drei Zoll tief mit schmalen Furchen untergepflügt, mit der Egge nochmal leicht überzogen, und wenn der Aker nicht gar zu feucht ist, auch gewalzt, damit die Feuchtigkeit nicht so leicht austroknen kann.

Endlich säet man die Wiken auch zum Gemengefutter aus. Viele säen blos Haber und Wiken zusammen zu diesem Gebrauch oder zum grünen Futter für ihr Vieh aus. Und dieses Gemenge-Futter gibt eine gar gute Fütterung für Kühe und Pferde, wobei die Beimischung des Habers um so viel besser ist, weil dieser nach dem Abhauen noch einmal heranwächst und alsdann abgegraset werden kann. Noch besser und nahrhafter aber wird dergleichen Mengefutter, wenn man zugleich etwas Erbsen mit darunter aussäet.

Dieses Gemengefutter pflegt man auch im Frühlinge, ungefähr im April, in das Brachfeld auszusäen; alsdann kann dasselbe bis Jakobi hin zweimal benüzt werden. Verlangt man dergleichen grünes Futter noch auf den Herbst oder gegen Michaeli hin, so säet man solches in die umgepflügten Wintergetreide-Stoppeln aus.

Da die Wiken eben so, wie die Erbsen, den Aker vom Unkraute reinigen, wenn sie gut und dicht stehen, so geben die Wikenfelder auch gute Kornfelder zur Herbstsaat ab; und dergleichen Wikenstoppeln dürfen ebenfalls nur einmal sogleich zur Saat gepflügt werden, weil sie das Land sehr loker und mürbe halten. Wollte man aber Weizen in solche Wikenstoppeln säen, so müßte man nothwendig etliche Scheffeln Kalk vor die Saat-Furche bringen, weil die Wiken das Land ziemlich aussaugen, wenn man sie stehen läßt, bis sie reif und dürr zu werden anfangen. So lange sie aber in ihrem grünen Zustande auf dem Aker stehen, ersezen sie demselben viele Nahrung aus der Atmosphäre, weil sie mit vielen Einsaugungs-Werkzeugen versehen sind.

Endl. Gibt es deren wieder mehrere Arten?

Simon. Ja! Zum Beispiel:

1) Die große narbonische Futterwike. Sie trägt sehr reichlich, wird hoch und groß, ihre Blüten liefern den Bienen viele Nahrung, und die Bohnen mästen sehr gut, ja, sie geben sogar für Menschen ein so treffliches Mehl, daß man es unter das Weizenmehl mengen kann.

2) Sehr interessant ist auch die zweijährige Wike, (Vicia biennis), weil sie viele Ellen hoch wächst, sich erstaunlich vermehrt und vortrefflich füttert. Sie dauert 2 Jahre, treibt immer viele Schößlinge aus der Wurzel, die sich im Sommer öfters abmähen lassen. Schade, daß sie noch so wenig bekannt ist. Besser kennt man

3) die Pferdewike. Man nimmt sie mehrmals zum Mengefutter unter den Haber und die Erbsen.

Wieningauer. Aber, wie ist euch, Nachbarn? Es ist schon später Abend! Wollen wir die ganze Nacht beisammen bleiben?

Die übrigen Bauern. Es vergeht einem hier wunderseltsam die Zeit! Wir danken, Simon, für deine freundlichen Belehrungen, und wollen sie zu Nuzen machen!

Simon. Thut das, und ihr werdet in wenigen Jahren an eurer Wirthschaft Wunder erleben! Für's Erste wird euer Vieh, dann euer Dung sich mehren. Dadurch werden eure Grundstüke immer mehr in Kraft kommen, das Zurükschlagen der Futterkräuter wird seltner werden, der Körner-Ertrag wird sich vermehren, weil keine Verwilderung des Akers um sich greifen kann; dieß wird euch auf eine vernünftige Eintheilung eurer Brache führen, und eure Güter werden in mehrfacher Hinsicht um einen doppelten Ertrag höher da stehen. Es ist hernach gerade, als wenn ihr zwei solche Güter hättet, wie ihr jezt Eines habt. Merkt euch's, folgt mir, und lebet wohl!

Zweites Buch.

Nun leg' ich Hand an's Werk! Es muß auch mir gelingen,
Mit Fleiß und Klugheit — überall —
Mir eben so viel Geld und Wohlstand zu erringen,
Wie es bei Simon Strüf der Fall.

Erstes Kapitel.

Simon Strüf als Freund in der Noth.

Die Ernte war vorüber, und das Zusammentauschen der Grundstüke zwischen Moll und seinen Nachbarn konnte nun wirklich ausgeführt werden. Strüf machte sogleich Anstalt dazu; allein, nun mußte er wieder erfahren, wie viele Hindernisse die Bosheit des Menschen selbst allem Guten in den Weg legt. Gschray betrachtete nemlich noch immer das verkaufte Gut als sein Eigenthum, weil es noch nicht baar bezahlt war, und obschon er sich gestehen mußte, daß Moll das Gut verbessere, so war es ihm doch ein unerträglicher Gedanke, das ein Anderer das Gut besser machen wolle, als er es selbst besessen hatte.

Als nun die Aeker zusammengetauscht werden sollten, kamen die Nachbarn zu Simon Strüf, und entdekten ihm bedenklich, daß ihnen Gschray die Giltigkeit des Tausches streitig machen wolle.

Strüf fragte sie etwas ärgerlich: „Warum? Kann Moll nicht mit seinem Eigenthume schalten und walten, wie er will?"

Die Nachbarn antworteten mit Achselzuken, der Hof sey noch nicht bezahlt, und wenn die Sache wieder rükgängig würde, und Gschray hernach den Hof wieder bekäme und den Tausch nicht gelten ließe, so hätten sie die Arbeit und die Auslagen umsonst.

„Ja so!“ — antwortete Strüf, — „da will ich helfen! Ich sage für alle Fälle gut, und ihr könnt deßhalb ganz unbesorgt seyn. Ich werde euch schriftliche Bürgschaft darüber leisten.“

Hiemit waren nun alle Nachbarn zufrieden gestellt, und der Austausch ging rasch vorwärts, indem die Nachbarn Gschray nur auslachten, wenn er mit anmassenden Drohungen sie furchtsam zu machen suchte.

So zeigte sich also Strüf auch als einen thätigen, Hülfe leistenden Freund in der Bedrängniß.

Zweites Kapitel.

Von der Rindviehzucht.

Strüf traf nun sogleich Anstalten zur Einführung der bebauten und bearbeiteten Brache auf den Aekern des Karl Moll, so sehr auch Gschray dagegen lärmen und schreien mochte. Den bösen Willen und die Trägheit des Lezteren machte aber Strüf dadurch unwirksam, daß er einen seiner Knechte in Moll's Dienste übertreten ließ. Da gab es nun bald so viel Futter für das Vieh, daß Moll die Anzahl desselben bedeutend zu vermehren beabsichtete.

Als daher am nächsten Sonntage die Bauern von Dachsheim wieder zu Simon Strüf kamen, fiel das Gespräch sogleich auf diesen Gegenstand, und bei dieser Gelegenheit versuchte Strüf, die Dachsheimer zu einer verbesserten Rindviehzucht zu bereden. Ich freue mich sehr, sprach er, daß ich bei allen meinen Nachbarn einen so rühmlichen Wetteifer für Verbesserungen, vorzüglich für Futtervermehrung, wahrnehme. Aber wenn man nun auch mehr Futter erhalten hat, so sollte man auch mehr Sorgfalt auf die Viehzucht verwenden. Allein, wie schlecht sieht es nicht in den meisten Stallungen aus, wenn man in selbe kommt!

Erstlich kann man in den alten gewöhnlichen Ställen, wo die Kühe mit den Köpfen nach der Wand stehen, keinen Schritt wagen, ohne sich auf's Aergste zu besudeln, weil Koth und Jauche immer im ganzen Stalle umher liegt und fließt.

Zweitens hängen in manchen Ställen die Deken noch vom vorigen Jahrhundert voller Spinnengewebe, daß sie öfters die Deke des Stalles ganz bedeken; und fragt man, warum dergleichen Unreinlichkeit geduldet wird, so ist die Antwort: O;

das ist bei unsern Eltern und Ureltern schon so gewesen und hat ihnen doch nichts geschadet. Es schadet auch uns nichts!

Drittens. Wenn man des Morgens in einen solchen Stall kommt, so ist der Geruch fast unausstehlich von den Ausdünstungen und Exkrementen des Viehes, und man verwahrt die Ställe wieder sehr sorgfältig, damit ja keine frische Luft hinein komme, so daß man sich gar nicht wundern dürfte, wenn das Vieh beständig allen möglichen Krankheiten unterworfen wäre.

Untersucht man die Krippen (oder Barren), so sind sie stinkend und sauer, weil man sich niemals die Mühe nimmt, dieselben so, wie sich's gebührt, vor jedem Futter auszuwischen. Betrachtet man endlich das Vieh selbst, so wird man nicht weniger in die größte Verwunderung gesezt; denn nicht nur der Staub und Kalk liegt fingerdik auf demselben, und das Euter und die Hinterschenkel sind so voll Koth, daß es ekelhaft ist, eine solche Kuh anzugreifen, und noch viel weniger bekömmt man Appetit, die Milch davon zu genießen.

So ungefähr sehen gewöhnlich die Viehställe der meisten Bauern aus.

Endl. Das ist wahr; und bisher war es selbst in meinem Viehstalle nicht viel besser. Aber nun will ich eine andere Wirthschaft darin anfangen!

Simon. Da sieh meine Viehställe an. Sie sind so bequem angelegt, daß man in denselben rund um das Vieh gehen kann, und sich seine Schuhe so wenig wie in einer reinlichen Stube schmuzig macht; die Krippen oder Barren stehen so reinlich, daß selbst ein Mensch sich nicht ekeln dürfte, etwas daraus zu genießen; der Geruch in meinen Ställen ist nicht stinkend oder erstikend, weil man hier nach Belieben die unreinen Dünste aus- und frische Luft einlassen kann; für Spinnengewebe würde man viel Geld geben müssen, wenn man diese in dem Stall sehen wollte; das Vieh sieht am ganzen Leibe so glänzend und rein aus, als wenn dasselbe mit Spek glänzend gemacht worden wäre, und dieses rührt daher, weil man's täglich mit dem Striegel striegelt, und mit Bürste und Staublappen zu reinigen pflegt; kurz, bei mir findet ihr gerade das Gegentheil von euch. Was in euren Ställen Ekel erregt, das sieht man hier mit Lust!

Doch ich will nicht von den Ställen, sondern von dem Viehe reden.

Zum Erbarmen stehen die Kühe und Ochsen in den meisten Wirthschaften, besonders im Winter und gegen das Frühjahr, vor dem Barren! An vielen Orten sind sie von der schlechten und noch dazu sparsamen Strohfütterung so abgemattet und ausgezehrt, daß sie bisweilen kaum allein stehen und die Haut auf den Knochen tragen können.

Endl. Ei, das wird jezt bald anders werden! Wir haben ja nun dreimal mehr Futter, als zuvor!

Simon. Man findet aber eine schlechte Benüzung des Viehes auch in Wirthschaften, wo es eigentlich nicht an Futter fehlt.

Mir sind Wirthschaften in Menge bekannt, wo man eine Kuh das ganze Jahr kaum auf 8 fl. benuzt, besonders wo die Dörfer von großen Städten weit entfernt sind.

Hier ist nun sowohl die schlechte und unrechte Behandlung überhaupt, als auch die unrechte Zeit Schuld, in welcher man seine Kühe vom Stammochsen belegen läßt. Da gibt es nun Klagen über Klagen! Aber dieß ist auch Alles, was man thut. Man läßt es beim Klagen bewenden, wirthschaftet ein Jahr wie das andere fort, und Niemand gibt sich die Mühe, die Ursachen des Uebels aus dem Wege zu räumen! Zwar hätten Manche den Willen dazu, aber sie werden durch ihre unwissenden und unverständigen Nachbarn im Dorfe auf hunderterlei in den Weg gelegte Hindernisse abgehalten. Ein Haupthinderniß ist die zwangmäßig zu haltende Brache.

Solche sollten wenigstens überall in ihrer Wirthschaft die sonstigen, zur Gewohnheit gewordenen Fehler abschaffen.

Wenn sie in die Brache keine Futterkräuter, keinen Klee u. s. w. bauen können, so sollen sie nur die übrige Gräserei so gut nur immer möglich verbessern. Das kann durch die Ueberfahrung mit Mistjauche auf eine ausserordentlich ergiebige Weise geschehen.

Sodann soll er an Plätzen, die er leicht unter Verzäunung bringen kann, andere Fütterungsarten an Erbsen, Wiken, Rüben u. s. w. anbauen, um sich dadurch den Verlust der Brache in etwas zu ersezen.

Buzhofer. Ja, wenn man nur Dung genug hätte, um mehr, als seine Getreidfelder erfordern, überfahren zu können.

Simon. Das Alles, was ich sage, zielt ja eben dahin, daß er durch eine bessere Viehzucht mehr Dung bekommen soll!

Aber es gibt Bauern, welche sich durchaus keine Begriffe von Verbesserungen machen können, welche über gar nichts nachdenken, und gar nicht begreifen, wie man auch durch das Nachdenken etwas anders machen könne, als es jezt ist!

Ich will nur

vom Austreiben des Viehes

reden.

Man nimmt gegen alle Vernunft keine Rüksicht auf schlechte Witterung, noch auf den auf dem Grase liegenden Thau und Reif, sondern jagt das Vieh hinaus.

Endl. Ei, die Stallfütterung können nicht alle Bauern einführen!

Simon. Sie könnten es wohl, wenn sich ein Dorf zusammen verstehen wollte.

Ich rede aber hier gar nicht von der Stallfütterung, sondern vom Austreiben bei sehr übler Witterung, oder bei Thau und Reif.

Das bringt ein gar ungesundes Geblüt in das Vieh. Man behalte zu solcher Zeit sein Vieh zu Hause im Stall, und gebe demselben bei Mangel an Gras und Heu lieber etwas Stroh, oder geschnittenes Gras mit Häkerlinge vermischt.

Auch bei gar zu großer Hize des Sommers, vorzüglich in den heissesten Mittagsstunden, soll man das Vieh im Stalle behalten. Hize und Fliegenplage treiben es an Orte, wo schlechtes, faules Wasser ist, und dieses bringt wieder gar ungesundes Geblüt und Stoff zu allerlei Krankheit in dasselbe.

Sehr oft sind die Weiden ohnehin so schlecht, daß es sich darauf nicht sättigen kann. Da soll ihm nun auch, besonders den Kühen, im Stalle Morgens, Mittags und Abends Gebrühetes über das Gras, welches die Mägde von den Aengern und Rainen eintragen, gegeben werden.

Ferner: Unsere Viehweiden sind fast alle durchgängig schlecht, und entweder troken und mager, oder naß und sumpfig. Man sey also doch nicht so nachlässig, diese Weiden so zu lassen, wie sie von selbst sind. Auch da soll man Hand zur Verbesserung anlegen, die magern mit Mistjauche überführen, die sumpfigen abzapfen, und also auch dadurch sein Vieh in bessere Umstände versezen.

Drittes Kapitel.

Von der Fütterung des Rindviehes im Winter.

Simon. Es versteht sich von selbst, daß ich auch euren Zugochsen das Wort reden muß. Diese sollen von Rechtswegen stets sehr gut bei Leibe seyn.

Endl. Dann würden sie bald lässig und faul zur Arbeit werden.

Simon. Dafür darf man wohl keine Sorge tragen! Ich sehe diese Zugthiere leider fast in allen Wirthschaften mager genug. — Fett, daß sie vor Fette nicht gehen können, sollen sie freilich nicht seyn, aber doch so, daß sie ein gutes eßbares Feisch auf die Schlachtbank bringen würden.

Endl. Nun, so laß uns hören, wie wir damit angehen sollen!

Simon. Die Winterfütterung soll man auf folgende Art anfangen.

Des Morgens um 4 Uhr muß der Ochsenjunge oder Ochsen-Knecht vorher die Krippe (den Barren) mit einem Strohwisch gut reinigen, alsdann wird den Ochsen ein Futter Siede eingeschüttet. — Ungefähr nach Verlauf einer halben Stunde erhalten sie das zweite Futter Siede, und abermal nach Ablauf einer solchen Zeit wird ihnen zum dritten Male ein Futter Siede vorgegeben.

Buzhofer. Siede; sagst du? Was ist denn das?

Simon. Unter Siede versteht man geschnittenes Heu und Stroh, Häkerling oder Gesotr genannt, welches man in einem Kessel mit Wasser aufsieden läßt, worunter man allenfalls Abspülwasser, geschnittenen Klee, gestossene Rüben, Kartoffel, Krautstrunken, oder gar Getreide gemischt hat.

In manchen Wirthschaften, wo man nicht auf Reinlichkeit und Ordnung hält, da wischt man weder die Krippen des Viehes gehörig aus, noch weniger gibt man das Futter in kleinen Portionen, sondern man schüttet es ihnen wohl auf Einmal vor. Dergleichen Unordnungen taugen aber durchaus nichts; denn das viele, auf Einmal vorgeschüttete Futter wird von dem Athem des Viehes erwärmt, und dadurch dem Viehe selbst unangenehm gemacht. Beobachtet man aber, das Futter in kleinen und mehrern Portionen vorzutheilen, so frißt das Vieh mit viel mehr Appetit und Lust.

So wie die Ochsen ihre Siede das lezte Mal ausgefressen haben, so soll ihnen etwas Stroh, welches aus Wirrgebunden oder Stroh von Sommergetreide besteht, in die Raufen gestekt werden (jedoch nur die Hälfte ihrer Portion) und so wie sie

dieſes verzehrt haben, ſo werden ſie da, wo man die Einrichtung gemacht hat, das Rindvieh im Hofe zu tränken, aus dem Stalle heraus an den Tränkteich gelaſſen, und zwar ein Geſchirr nach dem andern. Das Waſſer muß rein und friſch und nicht von den Mägden durch ihr Waſchen unſauber ſeyn.

Buzhofer. Dürfte man ihnen denn nicht Heu ſtatt Stroh geben vor dem Tränken?

Simon. Wenn man genug Heu hat, iſt Heu ſtatt Stroh um ſo beſſer.

So wie ſie nun ihren Durſt gelöſcht haben, werden ſie wieder in den Stall gebracht, wo ſie nun die andere Hälfte des zugetheilten Strohes ſchon auf der Raufe finden, welches ſie nun auch noch verzehren.

Während der Zeit, daß die Ochſen freſſen, muß auch das Geſinde das Morgenbrod zu ſich nehmen. Dann geht's, wenn man allenfalls Holz zu fahren oder andere Geſchäfte hat, mit ihnen hinaus — in's Freie!

Mittags gegen 11 Uhr gehört ſich's, daß den Ochſen die Krippen wieder gereiniget, und ein Futter Siede vorgegeben und damit ebenfalls, wie des Morgens, in drei Portionen eingetheilt, verfahren werde. Das Einlegen mit Stroh und das Tränken geſchieht auf eben die Weiſe, wie des Morgens, das Geſinde hält ſeine Mahlzeit unterdeſſen auch, und gegen 1 Uhr kommen die Ochſen wieder an ihre Arbeit. Hat man doppelt Geſpann, ſo iſt es deſto beſſer, es wird alſo jezt mit dem andern Geſpanne gewechſelt.

Endl. Wie aber, wenn der Hof voll Schnee und Eis iſt? Wenn das Waſſer vor Kälte friert? Kann man da auch das Vieh in den Hof laſſen?

Simon. Das verſteht ſich von ſelbſt, daß es da nicht ſeyn kann und darf. Da muß dem Waſſer vielmehr die Kälte durch etwas Warmes benommen und im Stalle ordentlich und richtig zu aller Zeit gegeben werden. In kurzen Tagen erhalten die Ochſen ungefähr um 5 Uhr das erſte Futter von Siede oder Häkerling, wenn die Krippen vorher gereinigt worden ſind. Damit ſie aber auch in den langen Nächten etwas zu freſſen haben, (denn ſie freſſen auch gerne des Nachts), ſo wird ihnen noch ſpät, entweder ein etwas ſtarkes Futter Siede in die Krippen gegeben, oder aber etwas Stroh in die Raufen geſtekt.

In den erſten Wintermonaten und wenn die Ochſen keine ſchweren Arbeiten zu verrichten haben, da freſſen ſie Siede und Stroh am Beſten; hingegen, wenn der Frühling kömmt und

die schweren Düngerfuhren und Akerarbeiten angehen, da will ihnen das Stroh und die Siede nicht mehr schmeken.

Man muß nun seine Zuflucht entweder zu Trebern, oder zum Schrotkasten nehmen, und dem Häkerling etwas davon beimischen, um den Ochsen Nahrung und Kräfte zu verschaffen. Doch wäre es zu spät, diese Schrotfütterung erst dann anzufangen, wenn sie bald wieder im Joche gehen sollen. Man muß sie nie zu sehr von Kräften kommen lassen.

Klar gemachte und erweichte Leinkuchen, womit der Häkerling und das Saufen gemengt wird, geben ebenfalls ein gutes, angenehmes und gesundes Futter.

Bei allen diesen Fütterungsarten und Beimischungen muß man auch nicht vergessen, seinen Ochsen öfters eine Hand voll Salz unter das Futter zu mengen.

Buzhofer. Was! Dem Vieh' Salz? Das wär' das Rechte! Seyen wir froh, wenn wir Menschen ein's haben!

Simon. Salz ist mitunter eine Hauptsache, und je öfter man dieses thut, je besser ist es; denn das Vieh liebt das Salz, nimmt auch davon gut zu; es nüzt ihm zur Verdauung, folglich zur Gesundheit.

Eben so ist es auch nöthig, daß die Zugochsen öfters mit Strohwischen über den ganzen Leib abgerieben, noch besser aber ordentlich gestriegelt, sodann noch mit wollenen Lappen recht gut abgewischt und somit vom Staube und Unrathe gereinigt werden.

Dieses gilt nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer; und wenn sie im Sommer von der Arbeit in Schweiß gesezt worden sind, so dürfen sie niemals gleich getränkt, oder sogleich in einem sehr kühlen, mit Zugluft versehenen Stall gebracht werden. Auch soll ihnen vor dem Trinken jedesmal etwas Heu aufgestekt werden.

Je länger man seine Zugochsen, und das Rindvieh überhaupt, im Frühlinge ohne auszutreiben im Stalle mit gutem Futter versehen kann, desto besser ist's. Man erlangt dadurch nicht nur mehreren Dünger, sondern diese Thiere bleiben auch bei ordentlicher Fütterung und Wartung besser bei Kräften, als wenn sie, sobald sich einige Grasspizen sehen lassen, sogleich auf die Hütung gejagt werden. Die Ochsen können sich niemals gehörig satt fressen, und das Gras kömmt auch nicht zu Kräften, da die meisten Hütungen ohnehin in sehr schlechter Verfassung sind und wenig Gras bringen.

Buzhofer. Geht es nur einmal gegen Johanni hin, so finden sie in Menge Futter auf den Brachfeldern, und wenn die Ernte eingegangen ist, kann man sie schon brav auf die Getreide-Stoppeln hüten.

Simon. Es ist wahr. Aber bei Landwirthen, welche ihre Felder gut reinigen, findet das Vieh nicht viel Gras auf den Feldern.

Vormals möchtest du freilich hart auf das elende Gras gewartet haben; aber deine Mühl-Quirten voll Brabanterklee wird dich bald anderen Sinnes machen!

Viertes Kapitel.

Von der Kälberzucht.

Buzhofer. Nun auch etwas über die Kälberzucht! — Da waren wir schon lange begierig darauf, indem wir so oft dein schönes Jungvieh bewunderten!

Simon. Ja, ich habe jährige Kälber, die größer als eure Kühe sind. Zu einer guten Kälberzucht gehört nicht nur ein guter, großer Stammochse, sondern auch gute, nicht gar zu kleine und zu alte Kühe und genügsames und gutes Futter! — Denn die trächtigen Kühe müssen nicht nur stets viele und gute Nahrung für ihre Leibesfrucht, sondern auch viele und nahrhafte Milch bekommen für die Kälber nach der Geburt.

Ihr beobachtet in den mehresten Stüken das Gegentheil von einer guten Kälberzucht. Die schlechte Fütterung, welche die Weidekühe größtentheils im Sommer auf den elenden Viehhütungen während ihrer Trächtigkeit haben, bricht schon dem Kalbe im Mutterleib den Hals!

Und da auch mit dieser schlechten Sommerfütterung die noch schlechtere Winterfütterung verbunden ist, so kann es gar nicht fehlen, daß die Kühe elende Kälber nicht nur sogleich auf die Welt bringen, sondern, da es diesen in den ersten Tagen ihres Lebens auch sogleich an kräftiger und hinlänglicher Muttermilch gebricht, so bleiben sie auch für die Folge Dürftlinge. Sie sind und bleiben schlecht! Dann müßt ihr aber auch das Kalb nicht, wie bisher, etwa nur drei, sondern wenigstens fünf Wochen an der Mutter saugen lassen. Das ist aber noch nicht Alles! Die rechte Behandlung eines Kalbes ist folgende:

Gleich nach der Geburt eines Kalbes wird dasselbe mit Salz bestreut und der Mutter zum Beleken vorgestellt. Wenn das

Kalb troken geworden ist, so wird es von der Mutter weggenommen an eine besondere Kälberkrippe gebunden, und nur des Morgens, Mittags und Abends während dem Melken zu der Mutter zum Saugen gelassen. Wenn sich aber dasselbe gesättigt hat, wird es wieder an seinen Ort gebracht und so fünf Wochen lang! —

Alsdann wird es zum Selbstsaufen aus einem hiezu schiklichen Fäßchen gewöhnt, worin ihm Milch mit etwas Wasser vermischt gegeben wird. Vorzüglich gedeihlich ist ihm dieses Wasser, wenn darin gedörrte Brennesseln gesotten werden. (Die gesottenen Brenneseln selbst kann man den Kühen schneiden und geben.)

Zugleich erhält es dabei etwas von dem besten Heu in eine niedrige Raufe gestekt, wovon es in einigen Tagen — von selbst zu fressen anfängt.

Diese Fütterungsart wird drei Wochen lang fortgesezt. Nun aber wird die Milch ganz weggelassen, statt dieser bloßes Wasser vorgesezt, in welches man nur ein wenig Haber, Wiken, oder Bohnenschrot abwechselnd nebst etwas wenigem Salz mischt, dabei aber so vieles Heu zu fressen gibt, als das junge Thier zu fressen vermag.

Nach Verlauf abermaliger drei Wochen fällt auch das Schrotsaufen gänzlich hinweg, und es erhält von nun an nur genugsames Heu und bloßes Wasser zu trinken, wobei aber das öftere Salzgeben nicht unterlassen werden darf.

Ist das Kalb im Frühling oder Sommer jung geworden, mithin zu einer Zeit, wo grünes Futter vorhanden ist, so erhält dasselbe, nachdem es, wie vorher gesagt wurde, sechs Wochen lang mit dürrem Futter gefüttert worden ist, im Anfange der siebenten Woche täglich nur einmal grünes Futter, welches abwechselnd aus gewöhnlichem Grase und Klee besteht, und nur einmal Heu, und endlich lauter Grünes, bei welcher Fütterungs-Art das junge Thier ganz unvermerkt an die grüne Fütterung gewöhnt wird.

Endl. O! Sie fressen das Grüne ohnehin je eher je lieber!

Simon. Das wohl! Aber ob es ihnen auch nüzlich ist? Es ist für diese jungen Thiere weit besser, wenn sie eine längere Zeit mit gutem Heu im Stalle erhalten werden können, ehe man sie auf das grüne Futter bringt, weil ihnen außerdem der Durchfall oft gefährlich wird.

Die Natur kann zwar wohl an Alles gewöhnt werden, allein die Veränderung muß nicht zu schnell geschehen. Diese jungen, kaum von der Milch entwöhnten, mit schlappen Magen versehenen Thiere, dürfen nicht in so schneller Abwechslung vom dürren zum grünen Futter gebracht werden.

Endl. O, lieber Himmel! Wenn wir ein Kalb so lange mit Heu füttern müßten! Deßwegen verkaufen wir die im November und Dezember gefallenen Kälber, und sezen erst jene gegen das Frühjahr fallenden ab, weil sodann die grüne Fütterung bald angewendet werden kann.

Simon. Das ist aber ein Fehler! Gerade die Kälber, die im November und Dezember fallen, sind zum Absezen die besten, aus der einzigen Ursache, weil sie nicht sobald zum grünen Futter kommen. Das Gras ist zwar dem Viehe nicht ungesund; allein mit den jungen Kälbern ist es ganz etwas Anderes. Dieses sieht man nur gar zu oft an den vielen elenden Kälbern im Frühjahre oder im Sommer, wenn sie entweder in den Grasegärten oder auf den Viehweiden vor Schwäche kaum gehen können, weil sie von dem vom Grase erhaltenen Durchfall ganz abgemattet worden sind. Hiezu kömmt nun noch, daß diese armen schwachen Thiere auf der Weide von den Fliegen und dem Ungeziefer so geplagt werden, daß sie sich kaum zu retten wissen, so daß sie auch dadurch immer noch mehr abgemattet werden, und weder wachsen noch zunehmen können.

Diejenigen Kälber hingegen, welche zeitiger im Winter abgesezt, mithin durch das gute trokne Heufutter, ehe die Zeit zum grünen Grase oder zum Austreiben herannahet, schon ziemlich groß und stark geworden sind, können alsdann auch mehr vertragen, wenn sie wieder in anderes Futter kommen. Doch muß die Veränderung auch bei diesen nie zu schnell, sondern nur nach und nach geschehen.

Eben so ist es ein Fehler, wenn man beim Absezen keine Rükficht auf die Mutter nimmt! Die Mutter kann in der Regel nur von ihrem fünften bis in's zehnte Jahr ein zum Absezen gutes Kalb zur Welt bringen, und weder frühere noch spätere Kälber taugen.

Eine Kuh geht 40 Wochen trächtig. Aeltere, starke fette Kühe oft um ein Paar Wochen länger. Es ist höchst nothwendig und vortheilhaft, daß man den Tag, wann eine Kuh vom Stammochsen besprungen wurde, aufschreibt.

Zur Nachzucht muß man allezeit nur die allerschönsten Kälber aussuchen, und wenn man genug Futter hat, so ist es auch einerlei, ob sie zu Weihnachten, zu Ostern oder noch später zur Welt kamen.

Wieningauer. Ich lasse dieses wohl gelten! Allein, man muß sich ja zu stark nach dem Milchbedarf richten. Zu gewissen Zeiten braucht man die wenige Milch zu nothwendig in die Haushaltung, als daß man sie von dem Kalbe könnte wegsaugen lassen.

Simon. Man kann auch die Kälber, wenn man Milch ersparen will, aufziehen, ohne sie an der Mutter saugen zu lassen.

Buzhofer. Ah, geh! —

Simon. Die richtige Verfahrungsart davon ist folgende:

Wenn von einer nuzbaren Kuh, die wenigstens schon zweimal gekalbt hat, ein tüchtiges Zuchtkalb fällt, d. h., wenn es mit starken Knochen, dikem Kopfe und breiter Brust und Kreuz versehen ist, so läßt man es, wenn es von der Mutter belekt worden (wozu man das Kalb vorher mit etwas Salz bestreuen kann, damit die Mutter diese Verrichtung desto gieriger vollziehe,) an derselben einigemal saugen, damit die erste dike Milch ganz wegkömmt, und bringt es, sobald es troken ist, in einen entfernten und warmen Stall, ohne es anzubinden. Hier bleibt es einen halben Tag ruhig liegen. Nach Verlauf dieser Zeit hält man ihm anfänglich nur einige Maß von der frisch abgemolkenen noch warmen Muttermilch in einem sogenannten Milch-Stüzen oder kleinen Eimer vor.

Gewöhnlich stellt sich das Kalb dabei einigemal sehr sonderbar und geht rükwärts, so weit es kann.

Steht es in einem Winkel fest, so hält man ihm den in die Milch getauchten Mittelfinger in das Maul.

Sobald es die Milch schmekt, saugt es am Finger und wedelt freudig mit dem Schweif. Nun muß ihm der Kopf in das Milchgefäß niedergehalten werden, wo es am Finger fortsaugt und langsam die Milch einschlürft.

Sollte es sich aber beim ersten Versuch nicht zum Saugen bequemen wollen, so ist dieß ein Zeichen, daß es noch nicht hinlänglich durstig ist. Man lasse es ruhig stehen, und wiederhole am andern Morgen den Versuch, wo es mit grösserer Begierde den Finger nehmen und die Milch auffaugen wird.

Den nächsten Morgen wird ihm anfänglich der Finger noch einmal gereicht, solcher aber, sobald es saugt, weggezogen. Wird das Wegziehen des Fingers nur einigemal versäumt, oder wollte man es an der Mutter anfänglich einige Tage fortsaugen lassen, so hielte es schwer, das Kalb später auf diese Art zum Saufen der Milch zu gewöhnen.

Hat es sich aber dazu gewöhnt, so werden ihm täglich Morgens, Mittags und Abends in jeder Portion drei Maß frisch gemolkene noch warme Milch von der Mutterkuh gereicht. Man fährt fort, ihm 14 Tage bis 3 Wochen die reine Muttermilch zu geben, und kann die lezten 4 — 5 Tage nur sehr wenig Roggenmehl darunter rühren.

Nach Verlauf dieser 3 Wochen wird die Hälfte der süssen mit einer gleichen Menge saurer Milch vermischt. Man kocht Haberschrot im Wasser, und rührt ihn unter diese Milch, oder auch dünn gekochte Erbsen oder Kartoffeln, doch bleibt Haber-Schrot vorzüglicher. Diesen Trank verdünnt man mit lauwarmem Wasser (oder besser, kocht ihn nochmal wie eine Suppe,) und läßt ihn dem Kalbe lau, in kleinen, aber öftern Portionen genießen, sechsmal des Tages. So fährt man 14 Tage fort.

Hierauf zieht man ihm die Milch ganz ab, stekt ihm gutes wohlriechendes Heu auf die Raufen, und gibt ihm täglich drei bis viermal die Suppe von saurer Milch und Haberschrot zum Getränke. Ist die Milch selten, so kann man sie durch Oelkuchen, Kleientränkchen und andere, für das Vieh nahrhafte Sachen, zu sparen suchen. —

Es wird sich jezt schon munter über das Heu in der Raufe hermachen, jedoch bekömmt es obiges Milch- und Schrotgetränk noch zwei Monate lang fleißig fort, und wird nun immer mehr wie jedes andere Kalb, das an der Mutter getrunken hat, behandelt.

Endl. Hm! Und soll's auch gut seyn so? —

Simon. Ich sehe dabei wesentliche Vortheile:

1) Gedeiht ihm die in gleiche Portionen zugetheilte Milch weit besser, und es wird fetter, als wenn es die Kuh besaugt. Es bleibt in dem abgesonderten Stalle ruhig liegen, und braucht nicht zur Kuh hin und her geführt zu werden;
2) kann es sich auf diese Art nicht übersaugen — was oft mehrere schädliche Zufälle veranlaßt;
3) läßt sich das Kalb weit leichter von der Milch entwöhnen,

geht besser an das Futter, sehnt sich nicht nach der Mutter und verliert nicht so viel Fleisch beim Absezen;

4) wird bei der frühern Entwöhnung eines Kalbes das Sehnen der Mutterkuh, und das heftige Blöken nach dem abgesezten Kalbe ganz vermieden; man beugt zugleich allen den Uebeln vor, welche durch das Milchverhalten und die dadurch oft veranlaßten Entzündungen des Euters entstehen;

5) wird die Kuh nicht so vom Fleisch gesaugt; und

6) wird viel für die Haushaltung erspart.

Endl. Aber es macht doch ziemlich viel Müh' und Scherei?

Simon. Die wird dich in der Folge gewiß nicht reuen! —

Fünftes Kapitel.

Von der Fütterung und Wartung des Jungviehes.

Simon. Viele Bauern treiben das Jungvieh auf die schlechtesten Hütungspläze, und sagen: das Jungvieh bringt uns keinen Nuzen, es kann also auch mit schlechterem Futter, als die Kühe und Ochsen, vorlieb nehmen.

Allein, das ist ganz fehlerhaft gehandelt. Ist denn dieses kein Nuzen, wenn ein gut gefüttertes junges Vieh in Einem Jahre eben so groß und viel munterer ist, als ein anderes schlecht gefüttertes oft in zwei Jahren kaum wird, und nun auch in der Folge nie mehr zu einem schönen und großen Stük werden kann? — Diesen jungen Thieren sollte man eigentlich die besten Grasepläze, wo sie vollauf zu fressen hätten, anweisen, damit sie desto mehr Wachsthum erhalten.

Auch dieses Vieh darf man bei starkem Thau und Reif nicht austreiben, und in der größten Sonnenhize dem Sonnen-Stich und dem Ungeziefer nicht Preis geben. Lieber lasse man es bei guter Witterung gegen Abend länger draussen!

An gutem, reinen frischen Wasser zum Tränken darf es ihm auch nie mangeln. Denn wenn das Wasser nicht rein oder sonst schlecht ist: so entstehen hieraus Krankheiten, oder doch schlechtes kränkliches Aussehen.

Im Winter wird dieses Vieh in manchen Wirthschaften auf eben die Art gefüttert, wie ich früher von den Zugochsen gesagt habe. Allein, auch diese Fütterungsart ist für das junge Vieh noch zu schlecht, und man sollte dasselbe mit mehr Heu und

besserem Futter, als die Ochsen, versehen, damit es besser gedeihen und zunehmen könne.

Endl. Ei, das junge Vieh füttere ich nicht so gut, wie die Ochsen, geschweige denn besser! Das Jungvieh hat weder Milch zu geben, noch Kälber zu erziehen, noch darf es so, wie die Ochsen, arbeiten; mithin kann's auch mit schlechtem Futter vorlieb nehmen!

Simon. Und da suchst du ihm hernach auch das schlechteste Heu und Grummet aus?

Endl. Freilich!

Simon. Und die Siede wird diesen Thieren auch nicht so klein und gut gemacht, wie den Ochsen?

Lippleder. Bei Leibe.

Simon. Das ist aber dein sehr großer Schaden. Diese fehlerhafte Einrichtung des Fütterns bei dem jungen Vieh muß durchaus abgestellt, und demselben, so viel nur immer möglich, auch im Winter von dem besten Heu, Grummet, Siede und Stroh gegeben werden, wenn man anders eine gute Nachzucht erhalten will.

Denn aus solchem Vieh, welches einmal in der Jugend durch schlechtes Futter verdorben und dadurch in seinem besten Wachsthume unterbrochen ist, wird sodann weder ein tüchtiger Ochs, noch eine schöne Kuh werden. Mithin erhält man nie einen schönen und nuzbaren Viehstand.

Sechstes Kapitel.

Von der nothwendigen äußerlichen Reinlichkeit des Viehes.

Simon. Auch irrt sich Derjenige weit, der da glaubt, zum guten Gedeihen des Viehes sey hinlängliches Futter allein schon genug.

Nein! Auch die äusserliche Reinlichkeit an dem Viehe ist eine nothwendige Erforderniß.

Nur aber in wenigen Wirthschaften denkt man daran, sein Rindvieh von dem Unflathe und Kothe zu reinigen. Die jungen Thiere müssen von ihrer zarten Jugend an bis in's Alter ihren Staub und Koth auf dem Leibe tragen, und wenn ihnen ihre Haut nicht durch das Wasser vom Himmel etwas abgewa-

schen würde, so würden sie ganz sicher noch eine zweite Haut blos vom Staub und Koth erhalten.

Die Bauern — (sehen Simon betroffen an).

Simon. Wer sieht es nicht, wenn dergleichen mit Staub und Unrath bedekte Thiere heraus in den Hof gelassen oder auf die Weide gebracht werden, wie sie theils an den Wänden, theils an den Bäumen oder sonst reiben und schaben, um sich dadurch einige Linderung wegen des auf der Haut fressenden Kothes zu verschaffen?

Endl. Der Staub jukt freilich; aber schädlich kann er doch nicht seyn?

Simon. Der beständige Staub und Koth auf der Haut verstopft nicht nur alle Schweißlöcher der Haut und die zur Gesundheit der Thiere so äusserst nothwendige Ausdünstung, sondern gibt auch Millionen kleinen, dem blossen Auge nicht sichtbaren Insekten darunter Aufenthalt, und es entstehen bald innerliche, bald äusserliche Krankheiten, die blos von der äusserlichen Unreinlichkeit herrühren.

Es ist daher eine ganz unerläßliche Nothwendigkeit, daß man das Vieh beständig vom Staub und Koth rein halte.

Um dieses zu bewirken, striegle und puze man sein Vieh so oft als möglich, oder doch wenigstens wochentlich ein Paar Mal, lasse ihm doch gewiß alltäglich mit wollenen Lappen den Staub am ganzen Körper wohl abwischen, und man wird in kurzer Zeit, bei übriger guter Pflege, ganz andere Gestalten von schönem und gesundem Vieh erhalten.

Wo Gelegenheit ist, das Vieh zu schwemmen, da unterlasse man es nicht, und wo diese mangelt, da lasse man sich die Mühe nicht verdriessen, jedes Stük Vieh im Sommer etliche Mal frei im Hofe ordentlich mit kaltem Wasser über den ganzen Leib recht rein zu waschen. Der Nuzen davon ist gewiß nicht gering, weil sich das Vieh nach dieser Behandlung sehr wohl befindet, und so zu sagen zusehends gedeihet.

Endl. Ei — was wär' das für eine Mühe! Unsereiner hat ohnehin so viele Geschäfte, und — das Gesinde? das hat mit andern Arbeiten genug zu thun, und ist bei diesen faul und nachläßig genug!

Simon. Durch ein gutes Wort, ein kleines Trinkgeld, welches doch mehr als zehnfach ersezt wird, kann viel zuwege gebracht werden.

Endl. Was? Wenn ich dem Gesinde Kost und Lohn gebe, soll ich es auch noch schmieren und appart mit Trinkgeldern bezahlen?

Simon. Willst du es schelten und prügeln? Wer Menschenliebe hat und einsieht, was das Gesinde für sauere Arbeit hat, wird ein kleines Trinkgeld, welches zur rechten Zeit angebracht, oft den größten Nuzen bringt, einigemal das Jahr nicht ansehen.

Ich wenigstens sehe dabei immer mehr Gewinn, als Verlust. Meine Dienstboten lieben mich alle, wie ihren Vater. Wäre der Nothfall da, daß sie bis in die halbe Nacht hinein arbeiten sollten, so geschähe es mit Freuden.

Die Bauern sahen Simon seltsam an. Es waren nemlich dieses Mal nicht blos die Dachsheimer gegenwärtig, sondern auch Bauern aus andern Dörfern.

Weil Simon nun einmal das Kapitel von der Rindvieh-Zucht vor sich hatte, so wollte er auch versuchen, was seine Nachbarn zur Einführung der Stallfütterung sagen würden.

Siebentes Kapitel.

Von der Fütterungsart beim Klee-Bau und der Stallfütterung.

Simon. Da, wo man die sogenannte Stallfütterung eingeführt hat, wird die Fütterung des sämmtlichen alten und jungen Viehes freilich auf einem ganz andern Fuße betrieben, wobei man nicht nöthig hat, seinem Viehe das Futter bisweilen an die Krippe zu schreiben, oder es gar mit bloßem Strohe abzuspeisen, sondern man füttert dasselbe den ganzen Sommer hindurch mit dem in Menge erbauten grünen Futter, und im Winter statt Stroh mit gutem Heu. — Da solltet ihr aber auch sehen, was das Melkvieh für eine Menge und gute Milch gibt.

Ein auswärtiger Bauer. Glaub's schon! Aber wo nimmt man auch genug Futter her?

Simon. Woher? Die nemliche Hutweide, die vorher kaum für eine Kuh Nahrung gab, kann 6 bis 8 Kühe erhalten, wenn sie umgearbeitet und zum Klee- und anderm Futterbau verwendet wird! Der Dünger wird dadurch mehr als noch

einmal vermehrt, und sezt den Landwirth in den Stand, seine Aeker und Wiesen zu verbessern und den Ertrag zu vermehren.

Im Sommer erhält das Rindvieh, so wie einmal die grüne Fütterung angeht, abwechselnd theils Klee, von dem man wenigstens 50 Pfund für ein großes Stük täglich rechnen kann, theils Wikfutter oder sogenannten Mang vollauf, so viel es nur fressen kann, doch immer nicht auf Einmal in zu großen Portionen, sondern mäßig nach und nach vorgelegt.

Dabei wird dasselbe täglich ein Paar Mal mit reinem kalten Wasser getränkt, und am Besten in den Hof an den Tränktrog gelassen, jedoch versteht sich, nicht gleich auf den Klee. Auch bei dieser Fütterungsart wird jedem Stük wochentlich einigemal eine Hand voll Salz mitgegeben.

Des Morgens, nachdem die Kühe beim Füttern gemolken worden sind, werden sie gestriegelt und gepuzt, wobei auch etwas Futter aufgeschüttet wird. Jedesmal, wenn ausgemistet wird, werden sie in den Hof gelassen.

Nachbarn! Würdet ihr einmal die fetten schönen Kühe bei dieser Gelegenheit im Hof herumspringen und scherzen sehen, ihr würdet gewiß jede Stunde bereuen, die ihr zu diesem Nuzen verzögert habt.

Der vorige Bauer. Die Sache leuchtet mir ein! Wenn nur meine Dorfnachbarn auch wollten!

Simon. Rede mit ihnen! Ich will euch sagen, wie ihr es am Klügsten einrichten könnt.

Die erste Anstalt, die ein Bauer bei Einführung der Stallfütterung treffen muß, ist, daß er

Erstens seine Wiesen und Grasländer so viel möglich zu verbessern suche, damit er eine größere Menge Futter erlangen könne.

Zweitens. Er muß etwas mehr Haber, und zwar aus seiner Brache, zu erhalten suchen, um mehr Körner und Stroh zu gewinnen; nemlich den Haber zu Mehl gemahlen als Angemenge, und das Stroh zu Streu.

Drittens. Richte man sich ein Jahr zuvor so ein, daß mehr Rüben, Kraut, Möhren, Kohlrüben, Kartoffeln, Mais u. s. w. erbaut werden.

Viertens. Anfänglich vermindere man den Viehstand, bis man sich durch eine neue Eintheilung und Bebauung der

Aeker und durch Urbarmachung der Hutweide ganz eingerichtet und sich genug Futtervorrath gesammelt hat. Dann kann nicht nur der vorige Viehstand wieder ergänzt, sondern nach und nach verdoppelt werden.

Ihr seht an Dem schon, was ihr bis jezt gethan habt, wie sehr man seine Lage verbessern kann! Bis es so weit mit euch kommt, will es noch nichts heissen! Ihr seht ja, daß auch ich meinen Viehstand verdoppelt habe.

Will man das Vieh im Sommer grün füttern, so muß im Frühlinge und Herbste die Veränderung des Futters nicht plözlich geschehen, sondern man mischt im Herbste zum grünen nach und nach mehr dürres, und im Frühjahre zum dürren mehr grünes Futter, damit das Vieh nicht auf einmal die Abwechslung spüre, sondern sich langsam daran gewöhne.

Jedes Futter, auch das grüne, soll geschnitten seyn, weil es dem Viehe gedeihlicher ist und dabei viel Futter erspart wird. Dieses kurze Futter wird jedem Stüke Vieh besonders in einem kleinen hölzernen Geschirre, welches man in die Krippe legen kann, so gegeben, daß zuerst das gehakte Stroh, Heu, Spreu u. s. w., dann die zerhakten Krautblätter, Rüben, Kartoffeln, Maisstengeln ꝛc. hineingefüttert werden. Auf dieses kann man dann und wann Habermehl, oder Wiken-, Bohnen- oder Gerstenmehl, auch Kleien mit etwas Salz streuen. Darüber gießt man siedendes Wasser, rührt es untereinander und läßt es ein wenig erkalten. Sodann gibt man es dem Viehe. Diese Brüh-Fütterung kann man auch im Sommer einführen; sie vermehrt die Milchnuzung noch einmal so stark; sie vermehrt und bessert den Dünger, und bringt größere und gesündere Kälber zur Welt.

Die rohen Erdäpfel können auf folgende äusserst vortheilhafte Art zur Brühfütterung benüzt werden: Die Erdäpfel werden reinlich gewaschen und zerquetscht. Sodann kommen sie in einen Zuber (Bottich), und werden mit vielem Wasser übergossen. Diese Masse wird in 24 Stunden gähren.

Will man nun dieses Wasser gebrauchen, nemlich um das kurze Futter damit anzufeuchten, so wird der zu Boden gesunkene Erdäpfelbrei umgerührt und dann auf das Futter geschüttet, so daß das Futter durch und durch angefeuchtet wird.

Ist das Wasser ganz verbraucht worden und noch Brei übrig geblieben, so wird frisches Wasser wieder darauf gegossen,

und so wie oben benüzt; nur darf das Wasser im Winter nicht zu kalt seyn.

Dieses gesäuerte Wasser wird von dem Viehe sehr gerne genossen, und dasselbe wird dadurch gereizt, auch das magerste damit angefeuchtete Stroh mit der größten Eßlust aufzuzehren.

Die Zugochsen und Zuchtkälber sind mit besserem Vortheile auch im Sommer mit ganz dürrem Futter zu füttern. Eine vieljährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß ich bei grünem Futter noch einmal so viel Gras gebraucht habe, als beim dürren. Beim dürren Futter wurden sie auch kräftiger, fetter, und waren weniger Krankheiten unterworfen, als beim grünen Futter.

Eine andere sehr gute Fütterungsart habe ich neulich bei einem Herrn Pfarrer gesehen.

Er thut sehr wenig Girstert (Gerstenohm) in einen Zuber, wirft etwas Treber oder andere Milch dazu, gießt ein Paar Handeimer voll siedendes Wasser darauf, läßt dann den Zuber zudeken und von Mahlzeit zu Mahlzeit so stehen.

So — dünstet sich das Girstert ab, die Gräten werden mild, durch die Treber oder das Gemisch wohlschmekend, und ehe er nun füttern will, wird in das so abgeweichte Girstert noch etwas warmes, bei zu starker Wärme aber etwas kaltes Wasser gegossen, hierauf ein troknes G'sott in den Barren gethan, und das eingenezte Gerstenohm mit einer Handschapfe darauf gegossen und darunter gemengt.

Dieses Girstert werfen viele Bauern weg, und besagter Herr Pfarrer hatte zuvor selbst nie einen guten Nuzen davon. Er hält noch einmal so viele Kühe, als sein Vorfahrer, und schreibt dieses hauptsächlich der Stallfütterung und dieser Erfindung mit dem Girstert zu.

Wieningauer. Das habe ich längst gethan, und auch bei genugsamen Heufutter im Winter die vom Getreide erhaltene Spreu nebst den andern Abgängen nicht ungenüzt gelassen, sondern sie theils mit gestampften Rüben, Kraut oder Kartoffeln, theils mit klein geschnittenem Heu oder Grummet reichlich vermischt, mit etwas Wasser angefeuchtet und dem Viehe alsdann als ein Zwischenfutter reichen lassen.

Simon. Daran hast du sehr wohl gethan.

Wieningauer. Aber Salz hat mein Vieh noch nie erhalten, Oelkuchen dagegen wohl.

Simon. Wie hast du's denn damit gemacht?

Wieningauer. Ich habe die Oelkuchen in Wasser eingeweicht, und das Aufgelöste dem Vieh unter das Futter gemischt.

Simon. Das ist nicht recht, das ist eine üble, fehlerhafte Gewohnheit, weil dieses Oelkuchenwasser leicht stinkend und dem Viehe nun zum Ekel wird. Man thut besser, wenn man die Oelkuchen klar macht, und von diesem Oelkuchenpulver jedesmal etwas mit unter das Futter oder die Siede mischt.

Altes und junges Vieh muß gleich gut, und das junge von Rechtswegen noch besser und mit mehrerem Heu gefüttert werden, wenn man großes und schönes Vieh erziehen will.

Achtes Kapitel.

Vom Melken der Kühe, Aufbewahren der Milch und Buttermachen.

Simon. Wo die Kühe im Sommer vollauf das beste grüne Futter, so wie im Winter genugsames Heu ꝛc. erhalten, da melkt man täglich nicht zweimal, sondern dreimal! Die Kühe müssen jedesmal recht rein ausgemolken werden. Denn wird einer Kuh zu der Stunde, da sie gemolken wird, nicht alle ihre Milch völlig abgenommen, so wird die Milch, welche im Euter zurükbleibt, allmählig wieder eingesogen, und die Natur erzeugt dann nicht mehr, als zum Ersaz Dessen erfordert wird, was wirklich genommen worden ist. Nimmt man nun diese verringerte Quantität abermal der Kuh nicht gänzlich ab, so veranlaßt dieses noch eine fernere Milchverringerung, und auf diese Weise kann es vom beständigen Herabsteigen vom Wenigen zum noch Wenigern so weit kommen, daß nur mehr eine Schale Milch noch erzeugt wird.

Auch sollen die Kühe nicht etwa nur auf zwei oder drei, sondern auf allen vier Strichen, und zwar, wie ich schon gesagt habe, gewöhnlich, wenn sie fressen, gemolken werden.

Es ist abscheulich, wenn die Kühe an ihren Eutern und Strichen so voller Koth und Unflath sind, daß einem reinlichen Menschen aller Appetit nach der Milch vergeht. Wenn dann erst gar noch die Hände der Mägde, die Melkgelten, Milchkannen und Seihetüchter voll Unflath sind, wenn die Finger theils von selbst, theils von dem an den Strichen befindlichen Kothe dermassen beschmiert und besudelt aussehen, daß sie kaum mehr Fin-

gern gleich sehen, da muß doch selbst den rohesten Ochsenknechten davor ekeln. Eine gute und reinliche Bäuerin soll dergleichen Unflätherei nicht dulden, den Kühen das Euter zum Oefteſten (ja jedesmal vor dem Melken,) mit frischem Wasser rein abwaschen lassen, und solches auch mit den Händen der Mägde, dann der Milchgefäße und Seihetücher einführen.

Gleiche Reinlichkeit muß auch an dem Orte herrschen, wo die Milch im Sommer sowohl, als im Winter aufbewahrt wird. Nicht nur die Deke, die Wände und der Boden sollen rein, sondern auch an den Seiten herum ordentliche Gerüste von Brettern aufgerichtet seyn, worauf die Näpfe gesezt werden. Die Einrichtung mit Dekeln von Tannen- oder Fichtenholz soll in den kleinsten Wirthschaften nicht vermißt werden. Aber leider! fast überall stehen die Milchgeschirre offen, so daß Staub, Müken, Fliegen, ja wohl gar öfters Mäuse hineinfallen, und der obenauf stehende Raum vom Staube und darin ersoffenen Insekten ganz grau aussieht. — Pfui! — Mir sind mehrere solche Wirthschaften bekannt, wo Mäuse in den Milchgefäßen fast täglich ihr Leben verlieren. Besser haben es die Ratten; diese ertrinken nicht, sondern Baden sich zum Zeitvertreib darin und lassen sich die Milch recht gut schmeken. Die Eigenthümer wissen es, bleiben aber bei dieser abscheulichen Unreinlichkeit ohne Ekel, und essen, so zu sagen, mit diesem Ungeziefer aus Einer Schüssel.

Im Erzgebirge und den angrenzenden Landschaften hat man fast überall die vortreffliche Einrichtung, daß in den Keller, oder in eine helle reinliche Kammer ein Röhrwasser geht. Da ist nun in der Mitte des Gemaches ein Bassin, das heißt: eine Vertiefung, und in dieser so viel immer frisch zu- und abfließendes Wasser, daß die Milchgefäße bis auf $^2/_3$ ihrer Tiefe darin stehen.

In unsern Gegenden hat man fast überall die üble Gewohnheit, die Milch in Wohnstuben, wo sogar oftmals Betten dabei stehen, in unzugedekten Gefäßen hinzustellen. Da ziehen sich nun aller Staub und Koth, alle üblen Ausdünstungen von den Menschen, aller Tabaksrauch und alle Beimischung von Unrath in die Milch.

Endl. Der Unfug ist bald gerügt; aber der Bauer hat keine so geräumigen Keller — wie ein Bräuer!

Simon. Aber es sollte doch nicht, wie vor tausend Jahren etwa der erste Besizer des Hauses das Loch gemacht hat,

noch immer so seyn. Hätte er's noch kleiner gemacht, so wär's und blieb's noch immer kleiner. Darf man denn keine Hand mehr daran legen?

Endl. Das schon! Wir wollen ja auch unsere Keller größer machen!

Simon. So ist es recht! — Die Lage der Keller unter den Gebäuden und gegen Mitternacht ist die beste. Die Sonne soll weder zu den Thüren, noch Kellerfenstern oder Löchern hineinscheinen können. Es ist nothwendig, daß der Keller ein Paar gute Zug- oder Luftlöcher habe, und von der Luft durchstrichen werden könne. Jedoch sind diese Zuglöcher in den heissen Sommertagen am Tage nicht, wohl aber des Nachts zu öffnen. Der Keller muß öfters mit Wachholder- (Kranwitt-) Beeren-Rauch geräuchert werden.

Das Buttermachen

könnet ihr ohnehin. Aber wie ihr eine Butter zwei Jahre lang ganz frisch erhalten könn't, das wißt ihr nicht. Ihr dürft nur die Butter in einem Butterfasse, wo man das Wasser unten durch einen Zapfen jedesmal ablassen kann, so lange waschen und so oft reines Wasser aufgießen, bis auch nicht die geringste Buttermilch mehr herauskommt, sondern das klare Wasser, so wie es darauf gegossen wird, eben so klar wieder aus der Butter herausgeht. Sodann wird die Butter gut und mit recht reinem Salze (etwa auf 1 Pfund Butter $2^1/_2$ Loth Salz,) gesalzen und recht durchgearbeitet. Alsdann wird sie in gute steinerne Töpfe eingelegt, auch oben darauf etwas Salz gethan, mit gut schließenden Dekeln eingedrükt und an einem kühlen, aber nicht feuchten Orte verwahrt.

Endl. Und da soll sie sich 2 Jahre lang frisch erhalten?

Simon. O ja! Wenn sie nur vor dem Zutritt der äussern Luft auch gut verwahrt ist. Es gibt noch mehrere Aufbewahrungsmethoden, z. B. die sogenannte schottische, die würtembergische und fränkische. Darunter ist aber die euch gezeigte Art die kürzeste.

Endl. Ich finde aber diese Aufbewahrung nicht nothwendig. Sie wird ja entweder ohnehin gleich verbraucht, oder zu Markt gebracht.

Simon. Mein lieber Endl! Wenn ihr Bauern in der Viehzucht und Milchbenüzung einmal weiter vorwärts wäret,

dann lieſſe ſich viel darüber ſagen. Deutſchland zieht eine Menge Butter vom Ausland!

Endl. Was? Man wird doch die Butter nicht —

Simon. Mit Butter wird ein ſehr großer Handel getrieben. Dänemark, Schweden und Holſtein verkaufen ihre Butter in Hamburg in ganzen Tonnen! Holland hat für ſeinen Butterhandel ſeinen Markplaz zu Amſterdam, und in England verkaufen die drei Provinzen Suffolk, Cambridge und York jährlich zwei Millionen achtmalhunderttauſend Pfund! — Ich will euch noch etwas lehren.

Approbirter Verſuch,

aus der Milch wenigſtens ein Drittel mehr, wie bisher, zu gewinnen.

Die Milch wird kühwarm in die gewöhnlichen Geſchirre ausgegoſſen; in jedes bringt man unmittelbar nach dem Aufguß ungefähr 20 Tropfen eiskaltes Brunnenwaſſer (oder einen Kaffee-Löffel voll), und läßt es in warmer Stube.

Binnen 12 Stunden wirft ſich die Milch, und geht in viel dikern Rahm, wie gewöhnlich, über.

In 24 Stunden aber ſauert ſelbe, und wird zum Buttern fähig, wobei man ſonach von zwei Kühen wenigſtens ſo viel erzielet, als bisher von dreien.

Neuntes Kapitel.

Ueber die Wichtigkeit und Vortheile des Käſemachens.

Simon. Wir Deutſche ahmen immer in vielen Stüken den Ausländern nach, und ſuchen entweder ihre Moden in Kleidungen oder auch in Speiſen nachzuahmen. Aber wenn es darauf ankommt, ihnen auch die Vortheile ihrer produktiven Induſtrie nachzuahmen, da ſchreiet und weigert ſich Jedermann dagegen.

Bei uns z. B., wo die Benüzung der Kühe noch in ihrer Kindheit iſt, werdet ihr mich auslachen, wenn ich euch den Vorſchlag mache — euch auf die Bereitung guter Käſe einzulernen.

Wieningauer. Ah, warum? Wenn wir damit umzugehen wüßten und den Vortheil davon einſähen, würden wir's wohl auch thun!

Simon. Ich will euch das Käsemachen, so, wie ihn jeder gemeine Bauer machen sollte, gerne lehren! Zuvor aber will ich euch berechnen, welch einen ungeheuern Nuzen ihr von euern Kühen durch das Käsemachen gegen jezt gewinnen könnet.

Wir können annehmen, daß 9 Maß recht gute Milch, wenn sie zum Aufnehmen die nöthige Zeit und den gehörigen Grad von Wärme hat. . .

Wieningauer (fallt ihm in die Rede). Laß die Berechnung seyn! Wir glauben wohl, daß du es ohnehin schon wirst berechnet haben, und wollen lieber gleich das Käsemachen lernen.

Simon. Meine Berechnung zeigt klar, daß durch das Käsemachen der Vortheil der Kuhbenüzung sich wenigstens verdopple. Das wissen die Ausländer gar wohl, darum führen sie so viel Käse zu uns herein, und unser Geld dafür hinaus.

Nur allein nach München werden von Tirol und Salzburg jährlich gegen **2500** Zentner zugeführt. Wird der Zentner nur nach **25** fl. gerechnet, so ergibt sich eine Summe von **62,500** fl. Die auswärtigen Käsehändler zu beiden Dultzeiten, deren jedesmal viele sind, verschleissen das Jahr hindurch sicher gegen **200** Zentner. Diese ebenfalls zu **25** fl., geben eine weitere Summe von **5000** fl. — Die übrigen bürgerlichen Handelsleute verschleissen das Jahr hindurch im Großen und Kleinen an Schweizer-, Holländer- und Lüneburger-Käsen gewiß **150** Zentner. Diesen nach **50** fl. gibt ebenfalls eine Summe von **7500** fl.

Diese **2850** Zentner betragen eine Summe von **75,000** fl. Nimmt man nun an, daß die übrigen Städte und Märkte in Bayern nur so viel, als die Stadt München Käse verzehren, so entsteht hieraus eine Summe von **150,000** fl.

Wenn nun auch in den Gebirgsgegenden Bayerns, gegen Tirol und Salzburg hin, für **50,000** fl. Käse als Jochberger- und Speisekäse verfertigt werden, so gehen doch hiefür jährlich **100,000** fl. in's Ausland.

Warum wird in Bayern so wenig Käse bereitet, da es doch sehr große Wirthschaften und Schwaigen gibt?

Buzhofer. Das ist bei uns was Anderes, als in Gebirgsländern, wo bessere Gräserei, mehr Viehweiden und mehr Milch ist!

Simon. Ich hab' mir's eingebildet, es wird auch hier wieder heißen: Bei uns thut es nicht gut!

Die Natur hat gegen kein Land, ja gegen kein Dorf in ganz Europa, so stiefmütterlich gehandelt, es aller Mittel zu berauben, Esparsette, grünen Kohl, Mohrrüben, Kartoffeln, Klee und andere Futterkräuter zahlreich anzubauen und mehr Kühe zu halten.

Einige von den vielen Ursachen, warum wir unsern Käse nicht selbst machen, sondern lieber das Geld dafür dem Ausländer geben, sind, weil Niemand die Ausfuhr des Geldes berechnet hat, mithin Niemand auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht wurde; Niemand im Käsemachen richtigen und zwekmäßigen Unterricht erhielt, weil der Futterkräuter-Bau, und mit diesem die Viehzucht, in gar keinem Verhältnisse mit dem Akerlande steht, und nicht betrieben, sondern eher vernachläßigt wird. Doch wir wollen zum Käsemachen selbst übergehen.

Zehntes Kapitel.

Die sehr leichte Kunst, Käse zu machen.

Simon. Wenn ich euch auch die Handgriffe zum Käsemachen deutlich beschreibe, so kann es doch seyn, daß, ob ihr's gleich accurat so macht, wie ich sagte, euer Käse doch nicht so gut wird, wie wenn ich ihn gemacht hätte. Denn es kömmt oft nicht allein auf die Handgriffe, sondern auch auf geheime Vortheile und Wissenschaft in Kleinigkeiten an. Diese will ich euch aber alle aufrichtig und deutlich aufdeken.

Seht, Nachbarn! Es ist bekannt, daß die Butter, die im Mai und September gemacht wird, sowohl an Geschmak, als Schönheit und Dauer aller übrigen vorzuziehen ist. Die Ursachen davon sind leicht einzusehen. Zu beiden Jahreszeiten ist die Hize gemäßigt, folglich kann die Milch gehörig aufrahmen, das Vieh genießt im Frühlinge junges und nahrhaftes Futter, im Herbst aber das in den Getreidestoppeln und in den abgebrachten Wiesen wieder gewachsene schöne Gras, wird zu keiner von beiden Jahreszeiten durch die Hize und das Ungeziefer geplagt, und liefert also viele und fette Milch.

Buzhofer. Also, wenn man dem Viehe den ganzen Sommer über junges und fettes Futter vorsezen, und es in

kühlen Ställen gegen Hize und Ungeziefer schüzen könnte, so würde man den ganzen Sommer über Maibutter machen können?

Simon. O ja, vorausgesezt, daß man auch seinem Milchkeller denjenigen Grad der Wärme geben könnte, den wir im Frühlinge und Herbst gemeiniglich haben.

Ferner: da die Milch von Kühen, die zum Erstenmale gekalbet haben, und so auch von ganz frisch melkenden Kühen, wässerig, die von alten, auch altmelkenden Kühen aber dik und mager ist, so folgt von selbst der Schluß: daß die mit vielen wässerigen Theilen beladene Milch am Besten zu verspeisen, jene aber, die viele ölige Theile hat, zu fetten Käsen und Butter am Geschiktesten, und endlich solche, die viele käsige Theile hat, zu magern Käsen am Vorzüglichsten ist.

Seht, Nachbarn! dieß sind lauter Sachen, die viele nicht bedenken, sondern blind in den Tag hinein Jahr ein Jahr aus Käse machen. Allein man muß sich nach den Jahreszeiten richten, und in den Sommermonaten fette Käse, im Herbst, Winter und zu Anfang des Frühlings hingegen Butter und magere Käse machen.

Und nun will ich euch das Käsemachen recht deutlich lehren!

Die Labkäse oder fetten Käse

werden auf folgende Art gemacht:

Die frische Milch sammt dem Rahm wird in einen recht reinen, und wo möglich verzinnten Kessel gegossen, und unter diesen Kessel wird — zur Verhütung des Rauches — mit recht troknem Holze ein kleines Feuer gemacht, die Milch gerührt und erwärmt.

Sobald sie nur laulicht warm ist, braucht man eine zuvor schon angesezte Säure, die man in einer Flasche neben sich stehen haben muß.

Endl. Eine Säure? Was denn für eine?

Simon. Merkt auf, es ist spottleicht! — Diese Säure macht man pur aus dem gereinigten und getrokneten Magen eines Kalbes, welches ausser der Muttermilch noch keine andere Nahrung genossen hat. Der Magen wird äusserlich stark mit Salz abgerieben, dann an einem starken Luftzug getroknet. Ist es geschehen, so schneidet man ihn in kleine Stüke, thut ihn in eine Flasche und füllt sie beinahe voll mit Wasser. Je älter dieses Wasser wird, desto stärker ist die Wirkung.

Endl. Was für eine Wirkung?

Simon. Es scheidet die käsigen Theile der Milch von den wässerigen Theilen, oder, nach dem gemeinen Sprachgebrauche zu reden: es macht die Milch gerinnen. Man heißt diese Säure allgemein Lab, oder Käselab, und den Käse, welcher also gemacht wird, Labkäse.

Nun zurük zu unserm Kessel! So wie darin die Milch laulich warm ist, wird aus der Flasche, worin der Kälber-Magen befindlich ist, eine verhältnißmäßige Menge nach und nach in den Kessel geschüttet, worauf das Gerinnen erfolgt. Einige Eßlöffel voll dergleichen Säure sind zureichend, hundert Pfund Milch gerinnen zu machen. Die geronnene Milch wird nun in einen reinen, leinenen Sak oder in ein Sieb gethan, wodurch die wässerigen Theile ablaufen, die käsigen aber zurükbleiben.

Diese werden mit etwas Salz und Kümmel, oder blos mit Salz durchgeknetet, und in irdene Käseformen gedrükt. Diese Formen müssen am Boden mit Löchern versehen seyn, damit die noch rükständige flüssige Feuchtigkeit ganz durchseigern kann. Die Gestalt der Käseform ist örtlich verschieden. Hat man eine platte Form erwählt, so wird ein reinliches Brett darauf gelegt, und mit Steinen beschwert, um den Käseteig einige Festigkeit zu geben und das Ablaufen der Feuchtigkeit zu befördern.

Im Altenburgischen hat man einen eigenen Käsekasten, 4 und mehr Schuh lang und breit, 1 Schuh dik und mit einem gut passenden Dekel versehen. Dieser Käsekasten steht ordentlich auf 4 Füssen, und dient zugleich zu einem Wirthschaftstisch.

In diesen Kasten nun werden die Formen gestellt, und mit dem Dekel zugedekt. Der Boden des Kastens ist mit Abzügen versehen, in welche die Feuchtigkeit in den Formen zusammen und durch eine, an der Seite des Kastens angebrachte Rinne in ein untergeseztes Gefäß läuft.

Man mag aber die Käse auf diese, oder auf obige Weise in Formen legen, so werden sie, wenn sie einige Tage gestanden haben und fest zusammenhangend geworden sind, wieder aus der Form herausgethan, auf reinliche Bretter, oder auf reines Stroh in den Käsekorb gelegt, und zum völligen Abtroknen an einen luftigen, aber nicht heißen Ort gebracht, außen herum mit Salz bestreut und alle Tage umgekehrt. Das Salzen wird

noch einige Tage wiederholt, um dem Käse einen stärkern Geschmak zu geben, den Fliegen und anderm Geschmeise hingegen den Geschmak zu verderben. Auch wird nach Bedarf die äusserste schmuzige Rinde manchmal rundum abgeschabt, damit die Außenseite recht rein wird.

Ist endlich der Käse hinlänglich troken, und mit einer härtlichen Rinde versehen, so wird er an schiklichen Oertern vor Mäusen ꝛc. sicher bewahrt, und nach Gelegenheit verkauft.

Endl. Auf die Art braucht man zum Käsemachen eben nicht viel Geräthe!

Simon. Nichts als die Formen! Wie schon gesagt, können sie irden seyn, oder auch von troknem, leichtem, keinen Geruch und Geschmak gebenden Holze, am Besten von Espen, Weiden oder Elsen.

Ferner soll die Größe der Formen sich nach dem Viehstand richten; denn es muß von der Milch, die in einem Tage fällt, eine Käseform angefüllt werden können.

Bei heissen Tagen, und ermangelnden kühlen Kellern, muß die Milch, welche Morgens gemolken, des Abends gekäset werden, sonst wird sie sauer; in entgegengesezten Umständen wird einen Tag um den andern gekäset.

Die Quarkkäse, oder magern und sauern Milchkäse werden von der Milch gemacht, die man auf dem natürlichen Wege in Milch-Geschirren sauer werden läßt, und von der man zur Gewinnung der Butter den aufgetretenen Rahm erst abschöpft. Der Rükstand wird dann in einen sogenannten Quarkständer gegossen, und an einen warmen Ort gesezt, wo sich die käsigen Theile von den Molken scheiden, welche leztern mittels eines Zapfens über den Boden des Ständers abgelassen werden.

Die zurükbleibenden käsigen Theile (Quark, Kasemaz genannt,) werden in einen reinen leinenen Sak gethan, den man auf ein dazu verfertigtes, mit Leisten an den Seiten, und mit Abzug versehenes Brett legt, und mit Steinen beschwert, wodurch die noch vorhandene Feuchtigkeit ausgepreßt wird; dann vermischt man den Quark mit Salz und Kümmel, gibt ihm mit den Händen die beliebige Form, und bringt nun die Käse, zum abtroknen, in dem Käsekorb an die Luft. Geschirre, und besonders die Stube, wo der Quarkständer ausgepreßt wird müssen besonders reinlich gehalten werden.

Zur längern Aufbewahrung werden die gutgetrokneten (aber nicht ausgedörrten) Käse am Besten schichtenweise, mit dazwischen gestreutem Hopfen in Fässer eingelegt, und diese gut zugedekt, damit keine Luft oder Insekten hinzu kommen können. Hopfen verbessert sie. In Thüringen werden sie zur Aufbewahrung in der Erntezeit mit in das Getreide gebanset.

Verbessert werden die Käse, wenn man sie einige Zeit vor dem Verbrauch oder Verkauf in irdene Töpfe einlegt und mit trüben Wein oder Bier besprengt.

Es ist nicht zu begreifen, warum man sich bei uns auf das Käsemachen nicht verstehen will. Es lernt sich ja immer besser, wenn man nur Hand anlegt.

Kartoffelkäse

werden auf folgende Art gemacht:

Die Kartoffeln werden gar gekocht, doch so, daß sie nicht zerplazen; hierauf werden sie geschält, und auf einem Reibeisen klar gerieben. Nun nimmt man von der bereits gelabten oder zum Gerinnen gebrachten Kuhmilch die Käsematerie oder das Geronnene (wovon die Molken schon abgeseihet worden) dazu. — Von dieser Käsematerie, so man aus der Milch genommen, kann man nun mehr oder weniger zu den Kartoffeln thun, je nachdem man die Käse mehr oder weniger gut machen will, oder man kann zweierlei Kartoffelkäse bereiten.

Gesezt, man will eine gute Sorte machen, so nimmt man z. B. einen Theil Kartoffeln, und zwei Theile von der Milch. Sollen die Käse aber etwas geringer ausfallen, so nimmt man von beiden gleichviel, oder die Hälfte Kartoffeln und die andere Hälfte von dem Geronnenen aus der Milch. — Damit man von keiner Masse weder zu viel, noch zu wenig nehme, so geht man am Sichersten, beides durch Gewichte zu bestimmen. —

Will man aber dergleichen Kartoffelkäse noch besser und angenehm schmekender machen, so thut man unter die Milch, ehe sie gelabt oder zum Gerinnen gebracht wird, etwas guten Rahm.

So wie man nun die Masse auf eine oder die andere Art, gut oder geringer, zubereitet hat, so muß sie recht gut untereinander geknetet und zugedekt werden, in welcher Verfassung man sie zwei bis drei Tage stehen läßt. Nach Verlauf dieser Zeit wird die Masse nochmal gut durchknetet, und die Käse in

beliebiger Form, rund, groß oder klein gemacht, und gelinde getroknet; denn in großer Hize pflegen sie gerne aufzuspringen, welches man durch's Troknen in gelinder Wärme zu verhindern suchen muß.

Wenn sie getroknet worden, werden sie mit etwas Bier besprengt, und in Töpfe oder Fäßchen gehörig eingelegt, da sie dann erst ihre Güte erhalten, je älter sie werden.

Eilftes Kapitel.

Zu welcher Zeit man die Kühe zulassen soll.

Simon. Wir wenden uns wieder zurük zu unserer Vieh-Zucht. Gewöhnlich pflegt man die Kühe in den meisten Wirthschaften fast zu gleicher Zeit zuzulassen, mithin erhält man auch die Kälber und neumelkenden Kühe fast alle zu einer Zeit. Diese Einrichtung ist nicht nuzbar, und kann sehr leicht abgestellt werden, weil die Kühe nicht, wie viele andere Thiere, eine gewisse oder bestimmte Zeit haben, sondern zu verschiedenen Zeiten im Jahre rindern.

Man kann und soll daher das Befruchten derselben zu verschiedenen Jahreszeiten einrichten, damit man das ganze Jahr hindurch, und zu solchen Zeiten, wenn weniger Kälber zu haben, dieselben folglich theuer sind, Milch zum Buttern und Kälber zum Verkauf habe, wo alsdann beides besser bezahlt wird.

Will man dieses bewirken, so ist es nothwendig, daß man den Stammochsen oder Brömmer nicht stets unter die Heerde gehen lasse, sondern diesen im Stalle behalte, und ihn, so wie man wünscht, nur zu gewissen Zeiten in die Gesellschaft der Kühe bringe.

Hier muß ich euch auch auf einen Hauptfehler in der Viehzucht aufmerksam machen. Es betrifft das Untereinander- oder Zusammenhüten des jungen Viehes von beiderlei Geschlechtern.

Gar oft wird ein Kuhkalb, kaum 2 Jahre alt, zu einer Zeit trächtig, wo dasselbe noch viel zu jung und schwach ist. Es bleibt so auf Lebenszeit sammt dem zur Welt gebrachten Kalbe ein Dürftling, und auf diese Art wird in manchem Dorfe nach und nach der ganze Zügel verschlechtert, und die fallenden Kälber werden manchmal so klein, wie die Kazen, so daß sie eher weggeworfen, als erzogen zu werden verdienten.

Wem an einer guten Rindviehzucht, d. h., an schönem und zugleich weit nuzbarem Vieh etwas gelegen ist, der muß weder Stiere noch Kalben zur Fortpflanzung zulassen, bis sie ein Alter von drei Jahren erreicht haben. Er muß sie unterdessen gut pflegen und warten, wo er alsdann auch in der Folge desto größern Nuzen von seiner Viehzucht zu erwarten hat. Doch ist bei einer guten Stallfütterung und fetten Wiesen das Vieh schnellwüchsiger, und wird also eher mannbar.

Zwölftes Kapitel.

Wie Christoph Gutwill für seine Kinder und Kindeskinder sorgen will.

Der Herbst nahte heran, und da die Witterung sehr günstig war, und der Landmann im Frühjahre oft alle Hände voll zu thun hat, so eilte Simon Strüf, den Wunsch seines Freundes Moll zu erfüllen, und die Pläze, wohin Obstbäume gesezt werden sollten, auszumessen und mit Pfählen zu bezeichnen. Ein Theil der Obstbäume sollte noch im Herbste, der größere Theil derselben aber im Frühjahre gesezt werden. Simon strengte sich an, seinem Freunde eine vorzügliche Freude zu bereiten.

Gschray sollte nun auch die Gruben ausgraben helfen, wo die Obstbäume hinein zu stehen kamen. „Da müßte ich ja ein Martyrer seyn, — rief er, — bei diesem Neuerungs-Teufel! Ich müßte wie ein Sklave thun, was er will, und mich plagen, wie ein Vieh — für fremde Leute! Da wär' ich ein Narr! Hab's für mich selbst nicht gethan, — da steht mir der Daumen vor!"

Gschray wollte also nicht arbeiten. Strüf mahnte ihn Anfangs in Güte, zu thun, was zu thun sey; allein da dieses nichts nüzte, so ordnete er eine andere Arbeit an, welche Gschray thun mußte; indeß er mit seinem Knechte, den er Moll überlassen hatte, die Gruben für die Obstbäume besorgte.

Zur nemlichen Zeit kam Christoph Gutwill zu Simon, und erzählte ihm, daß er einen guten Verkauf mit einem Paar Ochsen gemacht, und 28 fl. rein dabei gewonnen habe.

Aber was glaubst du — fragte er Simon — was ich mit diesem Gelde gemacht habe?

Simon. Du wirst doch nicht wieder gespielt haben?

Christoph. Behüte! ich habe das verdammte Spielen ganz aufgegeben. Ich muß nun auch auf meine Kinder Bedacht

nehmen, und ihnen ein Denkmal von mir zurüklassen. Ich habe um die 28 fl. Gewinn lauter Obstbäume gekauft.

Simon. (Freudig erstaunt.) Das hast du gethan?

Christoph. Ja! — Sieh, da fährt mein Knecht schon damit her: ein ganzer Wagen voll Bäume!

Simon (geht zu dem Wagen hin und besieht die Bäume.)

Christoph. Diese will ich nun sogleich auf meinen Gründen herum einsezen.

Simon. Gutwill! dann sind deine 28 fl. so gut, wie hinausgeworfen.

Christoph. (Erschroken.) Wie — was sagst du da?

Simon. Es ist nicht anders. Und könnten es nur alle Bauern in ganz Bayern hören! ich weiß gar wohl, daß, durch mein Beispiel gereizt, bereits sehr viele Dörfer anfangen, ihre Felder und Gründe mit Obstbäumen zu bepflanzen. Allein wenn sie es nicht so machen, wie ich jezt dir rathen will, so ist all ihre Mühe vergebens, und sie bringen keine Bäume in die Höhe.

Christoph. Ei, wo stekt denn der Fehler?

Simon. Sieh, solche kleine Bäumchen da muß man nicht gleich, wie man sie kauft, auf die Felder hinaus sezen. Sie haben ja noch keine Krone, keinen diken Schaft, und sind an den Wurzeln ganz ausgetroknet und zerschunden. Diese können nun 12 und 16 Jahre auf den Feldern stehen, und sie werden nach dieser langen Zeit doch nicht viel gewachsen seyn. Einer nach dem andern wird absterben, oder von den Hasen oder vom Viehe, oder von dem Muthwillen oder Frevel beschädigt werden.

Christoph. Ja, das fürcht' ich selbst!

Simon. Und so, wie die Bäume dahin schwinden, wird auch die Freude abnehmen. Zulezt stehen von dem ganzen Wagen voll nur dort und da noch ein Paar Dürftlinge. Und so wird es allen Bauern gehen, die so dünne bamberger Rüthlein kaufen und einsezen.

Christoph. Also hätt' ich mein Geld für diese Bäume umsonst ausgegeben?

Simon. Das sind ja keine Bäume, sondern nur Rüthlein. Mit solchen Rüthlein läßt sich nichts machen, und kann nichts herauskommen. — Seze sie ja nicht auf die Aeker auseinander, sondern fahre sie nach Hause, und seze sie in deinem Garten $2^1/_2$ Schuh weit von einander auf einen Flek zusammen. Grab'

zuvor das Erdreich tief um, halt' es beständig von Gras und Unkraut rein, und so erzieh diese Ruthen erst zu Bäumen mit dikem Schaft' und mit 6 bis 7 hohen schönen Kronen. Dann erst seze sie auf die Felder, und nun wirst du an ihnen Freude erleben.

Christoph. Nun, das will ich Alles thun; und — tausend Dank, Strüf, für deinen Rath!

Simon. Welche Früchte werden sie aber tragen?

Christoph. Der Mann, dem ich sie abkaufte, hat mir die besten Muskateller, Maschanzger, Zwiefeläpfel und Herrn- und Pfundbirnen herausgesucht.

Simon. Sieh, Gutwill! der beste Obstkenner kann vom blossen Ansehen der Stämme die Sorten nicht unterscheiden. Wenn also die fremden Händler sich stellen, als suchten sie aus dem ganzen Haufen diese oder jene Sorte heraus, so ist dieses gröstentheils blosse Täuschung. Vielmehr sind viele solche Stämme gar nicht veredelt, sondern der Wulst, den ihr sehet, ist nur zum Schein und Betrug hineingeschnitten.

Christoph. Das wäre eine verfluchte Sache!

Simon. Darum ist es nöthig, daß du alle, die nicht aus den Trieben und Blättern sich vielleicht erkennen lassen, wenn sie die Kronhöhe haben, noch in der Krone veredelst.

Christoph. Wenn sie aber doch schon veredelt wären?

Simon. Wenn auch! du kannst ja bei mir die vortrefflichsten Sorten aussuchen, so bekömmst du, welches Obst du haben willst, und weißt, daß du gewiß gutes Obst erhältst. Denn wie du es jezt anfängst, so bleibt es.

Christoph. Du hast doch selbst Bäume gekauft, und sie sogleich ohne Veredlung auf deine Felder gesezt?

Simon. Meine Bäume waren in ordentlichen Baumschulen schon groß genug gezogen, und kosteten das Stük 30 kr., indeß die Deinigen 4 oder 8 kr. gekostet haben. Mir wäre nach zwei Jahren das Stük nicht mehr um einen Dukaten feil gewesen.

Christoph. Das Stük um 30 kr.? Da hätte ich also für meine 28 fl. sechs und fünfzig große Sezbäume bekommen?

Simon. Die dir lieber hätten seyn dürfen, als dieser ganze Wagen voll Bänme.

Christoph. Aber wo bekömmt man solche Sezbäume?

Simon. Ich habe sie mir aus sehr entfernten Baum-

Schulen bringen lassen. Nun aber habe ich vor 6 Jahren selbst eine Baumschule angelegt, und kann diesen Herbst schon die schönsten Stämme verkaufen.

Christoph. Du verkaufst also junge Bäume?

Simon. Alle, die auf dem Riff-Aker stehen.

Christoph. Ei, die sind ja mehr als zweitausend?

Simon. Ich denke, daß ich binnen drei Jahre für ein Paar tausend Gulden Bäume daraus verkaufen werde. Die Bauern werden wohl in der Länge keine Narren mehr seyn, und sich statt schöner Bäume solche Rüthlein kaufen. Meine Bäume tragen gleich im zweiten Jahre nach ihrer Versezung. Und was in der Nähe nicht verkauft wird, verkaufe ich in die Ferne, da sie, wohlverpakt, in die entferntesten Orte gelangen können.

Christoph. Da könnte ich mir wohl selbst auch eine Baumschule anlegen?

Simon. Freilich! Mich wundert es, daß nicht schon längst die Grundbesizer darauf verfallen sind. Es ist dabei kein Mißwachs zu befürchten, man braucht nicht viel Raum, und hat dabei kaum so viele Arbeit, wie bei andern Gewächsen. Ich kenne einen Weber, welcher nichts als ein Häuschen, und neben diesem einen kleinen Aker hat. Diesen hat er zu einer Baum-Schule benüzt, und er zieht jährlich daraus mehr Gewinn, als mancher Bauer aus seinem ganzen Hofe.

Christoph. Aber ich kann mit dem Belzen nicht umgehen.

Simon. Das kannst du ja leicht lernen! Ich will es dir zeigen.

Christoph. Sey so gut, Simon. — Wenn ich aber Obstkerne von guten Aepfeln und Birnen anbauete, so brauchte ich die daraus erwachsenen Bäume nicht zu belzen.

Simon. Da irrst du dich gewaltig! Nur Nüsse und einige Sorten Pflaumen und einige vom übrigen Steinobste behalten die nemliche Art bei, woraus sie gezogen sind. Alles Uebrige muß gepelzt werden, wenn es nicht ausarten soll.

Christoph. So bitte ich dich, mich das Belzen zu lehren, und mir auch beim Versezen dieser Bäume (auf den Wagen deutend) an die Hand zu gehen.

Simon. Es sey! Obschon ich alle Hände voll zu thun habe. Morgen will ich zu dir hinüber kommen.

Christoph. Ich danke dir, Strüf! Gottes Lohn dafür, und leb' wohl.

Simon. Leb' wohl, und ändere deinen Entschluß nicht. Deine Kinder und Enkel werden dich dafür segnen.

Dreizehntes Kapitel.

Ist denn das Neue besser, als das Alte?

(Im Wirthshause zu Reitern.)

Schmidbauer (zu Christoph, der eben eingetreten ist). Gott grüß dich, Christoph!

Christoph. Dank' dir, Schmidbauer!

Schmidbauer. Sez' dich zu mir her. Da drüben sizen die Neumodi-Bauern.

Christoph. Die Neumodi-Bauern?

Schmidbauer. Nun ja! Sie wollen jezt alles Krumme gerade machen; sezen um ihre Felder Obstbäume, heben die Brache auf. —

Christoph. Ei, das will ich jezt auch thun!

Schmidbauer. Du? Und auch das Mistlakenwasser in ausgemauerten Gruben sammeln, und auf die Aeker und Wiesen fahren, und mehr solches Zeug thun, wovon man nie etwas gehört hat?

Christoph. Warum denn nicht? Man sieht ja die Vortheile bei Simon Strüf.

Schmidbauer. Ei, Vortheile! Weiß der liebe Gott, woher sich sein Wohlstand schreibt! — Sein Gut war von jeher ein braves Gut.

Christoph. Das wohl! Aber doch nie ein solches Gut, wie es jezt ist.

Schmidbauer. Also glaubst du auch, daß er es besser gemacht hat?

Christoph. Das liegt ja offenbar vor Augen da!

Schmidbauer. Larifari! Ich weiß dieß auch zu beurtheilen. Ich bin 28 Jahre schon Bauer, und glaube, ausgelernt zu haben.

Christoph. Ausgelernt? Wer lernt denn aus auf dieser Welt?

Schmidbauer. Wer? Der Professionist hat ausgelernt, wenn er seine Lehrjahre überstanden, und sein Meisterstük gemacht hat. Der Bauer hat ausgelernt, wenn er ein braver Baumann gewe-

sen ist, und nun mit eigenem Rüken ein Gut besizen und bewirthschaften kann.

Christoph. Aber wenn nun der Schneider keinen andern Rok machen kann, als man vor 30 Jahren, da er auslernte, getragen hat, wie dann? Wird er sich wohl das trokene Brod verdienen können? — Und so ist es bei jedem Professionisten. Jeder Handwerksmann muß auch noch als Meister fortlernen, jede fremde Arbeit aufmerksam betrachten, und darüber nachdenken, wie die Sache sich besser, schöner, bequemer und vortheilhafter machen läßt, wenn er seinen Wohlstand dauerhaft begründen will.

Schmidbauer. Ei, ei, wie gescheid! Ist es bei einem Handwerksmann nicht ganz anders, als bei einem Bauer?

Christoph. Nichts weniger! Grund und Boden können eben so wohl verbessert und fleißiger bea:beitet werden, wie alles Andere. Der Bauer darf daher auch nicht immer beim Alten bleiben.

Schmidbauer. Daß es etwa jezt besser ist, als vor dreissig Jahren!

Christoph. Keineswegs! Es sind Steuern und Abgaben größer geworden; die Dienstboten haben jezt um die Hälfte mehr Lohn, als vor Jahren; das Eisen und das Lederzeug ist um die Hälfte im Werthe gestiegen, und die Arbeit der Handwerksleute noch mehr. — —

Schmidbauer. Nun, ist also die neue Zeit besser, als die alte?

Christoph. Nach dieser Ansicht freilich nicht; allein wir sind nun einmal darin, und müssen mitleben und auf Gott vertrauen, daß er es nicht schlechter, und schon recht machen werde.

Wieningauer (der immer zugehört hatte). Brav, Christoph! Das ist christlicher Sinn und christliche Denkungsart! Wir können Das, was Gott so geschehen läßt, nicht anders machen.

Christoph. Wie können wir denn noch fortwirthschaften, wenn wir unsere Grundstüke nicht anders benüzen, als sie unsere Vorfahren benüzt haben? Da sieh aber Simon Strüf an, bei dem es sich ganz klar zeigt, was der Fleiß vermag. Er spürt wohl die schlechte Zeit, allein er kann sie doch überstehen, und er befindet sich doch noch immer im Wohlstande. Und dieses Alles, weil er aus einem Tagwerke mehr Nuzen zieht, als wir

aus zwei oder dreien, und weil er jedes Flekchen Erde gut zu benüzen weiß. Schau nur einmal seine Wirthschaft an, du wirst sodann auch anders reden.

Wieningauer. Gewiß, daß muß wahr seyn! — So lernte ich auch während meines Soldatenlebens einen Bauer kennen, der ein Stük Land von drithalb Tagwerken, welches sein Vater um 14 fl. gekauft hatte, und worauf der Sohn kaum ein Scheffel Haber erntete, durch Fleiß und Mühe so verbesserte, daß es jezt unter Brüdern 2000 fl. werth ist.

Schmidbauer. Nun, und wie hat es denn der angefangen?

Wieningauer. Du kannst dir leicht denken, daß Kurt, so hieß der Bauer, die Hände nicht in den Schooß legen durfte; denn aus Nichts wird Nichts. Das ganze Land war ein steiniger Berg. Da führte Kurt nach und nach bei vierzehnhundert Fuder Erde, und eben so viel Mist auf diesen Berg, und fing an, dieses Stük Land mit Obstbäumen zu bepflanzen. Er fing zuerst im Kleinen an, und trieb es allmählig in's Größere, bis er endlich damit fertig war. Im Jahre 1793 war das ganze Land schon mit Bäumen besezt. Bis die Bäume einen beträchtlichen Nuzen abwarfen, baute er jährlich Kartoffeln und andere Früchte auf diesem Stüke. Allein im Jahre 1798 — also nach fünf Jahren — bekam er schon dreissig Körbe voll Zwetschgen davon. Einige Jahre später löste er schon eine ansehnliche Summe aus den Früchten, und im Jahre 1806 verkaufte er für 25 Thaler Kirschen, und für 70 Thaler Zwetschgen. Und dieser Ertrag vermehrte sich noch immer jährlich, so daß dieses Stük Land endlich 2000 fl. unter Brüdern werth war.

Schmidbauer. Er mußte aber auch genug gute Erde und Dünger haben.

Wieningauer. Welche er sich durch Aufmerksamkeit und Fleiß allmählig selbst erzeugt und erspart hatte. Wenn es täglich vorwärts geht, so kömmt man endlich auch weit.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Schafzucht und deren Veredlung.

Als die Dachsheimer am folgenden Sonntage wieder zu Simon kamen, erzählte Wieningauer den Vorfall im Wirthshause zu Reitern, und wie selbst Schmidbauer andern Sinnes zu werden anfange. Simon freute dieß um so mehr, weil Schmidbauer im Ganzen ein sehr braver Bauer war, den nur seine Liebe zum Alten und zum Hergebrachten abhielt, die Verbesserungen nachzuahmen, die bereits von Vielen nachgeahmt wurden. Daß man nicht auslernen könne — sagte Simon — kann uns die Schafzucht lehren, wovon ich euch heute mehr sagen will.

Die Stärke oder Schwäche einer Schäferei hängt lediglich von vieler oder weniger Sommer- und Winterfütterung ab, und niemals sollte man mehr Schafe halten, als man sowohl im Sommer als im Winter reichlich ernähren kann.

Aber da gibt es Viele, welche glauben, es sey gut, wenn sie nur sehr viele Schafe halten, ob sie gleich dieselben den Sommer hindurch kaum nothdürftig auf der Weide, und den Winter hindurch größtentheils mit Strohfutter erhalten müssen.

Da wächst dann die Wolle wegen Mangel an Nahrung sehr schlecht, die jungen Lämmer werden klein und elend, und sterben in Menge.

Man kann von 10 guten Schafen mehr Wolle erhalten, als von 15 schlechten.

Buzhofer. Wie? Haben denn etwa schlechte Triften oder verdorbenes Futter auf die Güte der Wolle einen Einfluß?

Simon. O, das glaub' ich, und man hat bei Erkaufung neuer oder fremder Schafe wohl auf diesen Umstand zu merken.

Endl. Du hast ja deine Schäferei nach und nach ausserordentlich vermehrt, und jezt lauter veredelte Schafe?

Simon. Die könnt ihr auch bekommen. Seht, Nachbarn! das geht so zu:

Wenn man die schlechte Wolle seiner Schafe veredeln, oder die Schäferei verbessern will, so muß man eine, seiner Schäferei angemessene Anzahl spanischer Widder kaufen, und mit diesen seine Mutterschafe belegen lassen. — Die spanischen Schafe haben bekanntlich die feinste Wolle.

Endl. Wo wird man aber Schafböke aus Spanien bekommen können?

Simon. Sie sind in Bayern schon ziemlich zahlreich. Denn es fangen immer mehrere Landwirthe an, die Vortheile der veredelten Schafzucht an sich zu bringen.

Die Böke dürfen aber nicht unter zwei, und nicht über acht Jahre alt seyn, wenn sie zum Springen gut seyn sollen.

Ehe nun aber diese Böke unter die Mutterschafe gelassen werden, muß man nur die gesundesten der Leztern zur Fortpflanzung wählen, und auch noch darauf Rükficht nehmen, welche unter denselben die beste Wolle haben. Denn je nachdem die Mütter mehr oder weniger gute Wolle haben, eben so wird man auch bei der jungen Zucht eine mehr oder minder gute Sorte erhalten. Man muß aber auch in den künftigen Jahren immerfort zu verhindern suchen, daß nicht Mutterschafe, die feine Wolle haben, von kleinern und schlechtere Wolle habenden Böken belegt werden. Denn der Vater trägt zur Schönheit der Nachkömmlinge, und auf die Feinheit der Wolle immer mehr bei, als die Mutter.

Lippleder. Um welche Zeit muß man denn die Schafböke unter die Mutterschafe lassen?

Simon. Das hängt von vielem oder wenigem Winterfutter ab. Wer mit genugsamer Fütterung versehen ist, der kann seine Böke schon Ausgangs Juli oder Anfangs August unter die Mutterschafe thun. Denn die früheren Lämmer haben einen sehr großen Vorzug vor den später fallenden. — Allein, wer nicht viel Winterfutter hat, muß hiezu bis zum Oktober, wohl gar November, warten, damit die Lämmer erst fallen, wenn die Alten schon etwas Futter auf ihren Hutungen finden.

Ein Schaf geht 20 bis 21 Wochen trächtig.

An Orten, wo man Berg-, Thal- und Buschtriften hat, da muß man bei nasser Zeit die Thäler und niedrigen Triften vermeiden, und die Schafe auf die Berge und Anhöhen hüten. Bei trokener Witterung zieht man dann in die Thäler und Felder, bei kaltem Winde hingegen, so wie bei starker Hize in die Buschtriften. Dahin sollen die Schafe, wenn es seyn kann, in den heissesten Mittagsstunden immer getrieben werden, welches ihnen gar wohl thut, weil diesen bepelzten Thieren die große Hize sehr zuwider ist. Besonders soll man sie auch niemals

Durst leiden lassen. Uebrigens sollen die Hutungen, wenn man große Schäfereien hat, unter die verschiedenen Schafforten getheilt seyn.

Für die Mutter- oder Lamm-Schafe soll jederzeit die beste und gesundeste Hutung bestimmt werden, wo dieselben genugsames und gutes Futter erhalten, damit die jungen Lämmer, die sie im Leibe ernähren müssen, fein groß und stark werden, und selbst die Mütter bei guten Kräften bleiben.

Nach den Mutter- oder Lamm-Schafen folgt das junge Vieh, z. B. die Zeitschafe und Jährlinge. Für diese muß man nicht weniger so viel nur immer möglich auf gute Hutung bedacht seyn. Denn je besser das Futter, desto größer werden sie. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Lämmern, wenn diese im Sommer von ihren Müttern genommen und allein gehütet werden sollen. Sie müssen nun die beste Hutung erhalten, damit sie gut zunehmen, sofort dann groß, munter und gesund in den Winter gebracht werden.

Für die Hammel oder Schöpse bestimmt man gewöhnlich immer die weitesten und schlechtesten Hutungen. Gehen aber einmal die Stoppelfelder auf, so läßt man ihnen auch so viel möglich etwas bessere Hutung zukommen.

Niemals soll man Schafe austreiben, oder Abends noch auf der Weide lassen, wenn das Gras noch mit Thau und Reif bedekt ist.

Wohl aber können die Schafe, wenn im Herbste die Fröste eintreten, und kein Schnee liegt, auf die Saaten getrieben werden. Dieses schadet der Frucht nichts, und ist den Schafen sehr gesund, und Schafe, welche keine Saat (Sacherer) fressen werden, sind zuverlässig schon ziemlich krank, und müssen sogleich weggeschafft werden. Hingegen die Schafe auf die mit Schnee bedekten Saatfelder zu treiben, ist schädlich.

Fünfzehntes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten des Winterfutters der Schafe, und wie sie gefüttert werden müssen.

Simon. Süsses Heufutter ist den Schafen das angemessenste und gesundeste. Hievon hat man nun freilich in den wenigsten Wirthschaften große Vorräthe; man kann sich aber

dieselben immer vermehren, wenn man sich angelegen seyn läßt, wie ich euch schon gesagt habe, seine Wiesen zu verbessern.

Nebstdem muß man gleich beim Einernten seines Heues und Grummets die Vorsicht gebrauchen, das beste und süsseste Futter für die tragenden und saufenden Mutterschafe und Lämmer, und wenn man dessen genug hat, auch für das übrige junge Schafvieh, besonders aufzuheben; das schlechtere hingegen für die Hammel aufzubehalten, obschon sich diese bei gutem süssen Heu und Grummet auch besser befinden.

Will man dem Viehe das Heu recht schmakhaft und gedeihlich machen, so kann man für Rind- und Schafvieh (während das Heu in den Scheuern eingefahren, und daselbst fest gepakt wird,) schichtenweise Salz einstreuen.

Buzhofer. O! Sapperment! Was braucht man da für eine Menge Salz?

Simon. Es ist hinreichend, wenn man auf ein Fuder ungefähr 4 Pfund Salz anwendet. Aber da lekt auch das Vieh den ganzen Winter Delikatesse mit eben dem Vergnügen, wie du zu Lichtmeß deine eingesalzenen oder geräucherten Schweineschinken. Und überdieß ist dieses Salz, welches während des Schwizens des Heues schmelzt und dem Heu seine Kraft mittheilt, dem Viehe nicht blos eine Würze, sondern auch wahre Arznei.

Wieningauer. Nun, das laß ich gelten! So bekommt doch das liebe Vieh nicht immer nur lauter ungesalzene Kost!

Endl. Ah — d'rum ist dein Vieh so schön, so gesund, und eben so gut bei Appetit, als bei Leib!

Simon. Und seht, Nachbarn! daß ich mit gar nichts geheim thue, so will ich euch auch nur sagen, daß auch der Mist, welcher von dem Salzfutter erlangt wird, eine viel stärkere Wirkung hat, als anderer. Da kömmt also das Geld, was das Salz kostet, von zweien Seiten doppelt wieder.

Und nun wieder zu unsern Schafen!

An solchen Orten, wo man wenige, oder wohl auch schlechte Wiesen hat, befleißt man sich gewöhnlich auf starken Erbsen- und Wikenbau, und füttert die Schafe statt mit Heu alsdann den Winter über mit dem Strohe von diesen Fruchtsorten. Hingegen die Überkehr, oder das Klare aus den Blättern von diesem Geströhe, welches die beste Fütterung zum Anmengen für

das junge Rindvieh abgibt, taugt für die Schafe nicht; denn es fällt von den Raufen herunter in den Mist, oder den Schafen in die Wolle.

Da aber obige Futterarten nicht auslangen, bedient man sich auch des Winter- und Sommerstrohes von den Getreide-Arten. Das Sommerstroh fressen die Schafe lieber, als das Winterstroh. Hat man nur grobhalmiges Langstroh, so muß man zur Verbesserung noch etwas Heu darunter schneiden, und den tragenden und säugenden Mutterschafen, so wie den Lämmern auch ein wenig Haber füttern. Laubfutter ist beinahe so gut, als Heu, und kann daher im Nothfalle angewendet werden; nur muß es erstens zur rechten Zeit, und zweitens troken eingebracht worden seyn. Dumpfig und moderig wäre es gefährlich.

Endl. Laub zum Füttern? Das hab' ich noch nie gehört!

Simon. Du stellst dir gewiß Laubstreu vor? Nein, Endl! dieses Laub muß durch Abhauen der Zweige, ehe sich starke Reife einstellen, eingesammelt, und in kleinere Bündel gebunden werden.

Erlenlaub ist besonders gut, und kann im Winter zu Pulver gemacht, und unter das Salpetersalz gemengt werden. In ordentlichen Wirthschaften hält man nicht mehr Vieh, als man Futter hat, um dasselbe reichlich ernähren zu können, und sezt zur Vorsorge jederzeit einen harten und langen Winter voraus. Müßte man Heumangel besorgen, so muß die Winter-Fütterung nicht so zeitig damit angefangen werden, sondern man erhält das Schafvieh so lange als möglich in den Winter hinein mit Stroh von Sommer- und Wintergetreide, Laub- und Erbsenstroh, mit denen man jedoch täglich abwechselt, und wovon man für die tragenden Mutterschafe und das junge Vieh allzeit das weichste und futterreichste aussucht. Tragenden und säugenden Mutterschafen gebe man öfters Kleien mit Haber und Gerste gemengt, auch Kartoffeln, Möhren, gekochte Erbsen und Linsen ꝛc.

Ist der Winter offen, so daß die Schafe auf die Saaten oder sonst an grasreiche Orte getrieben werden können, so erhalten sie des Morgens, ehe sie ausgetrieben werden, und des Abends, wenn sie nach Hause kommen, Stroh in die Raufen gestekt, und dieses darf nicht sparsam geschehen. Auch gegen

das Frühjahr hin, wenn die Schafe schon etwas Grünes draussen finden, müssen sie noch immerfort Morgens und Abends ein Hausfutter finden, und zwar wo möglich Heu; denn vom Stroh rede ich nur für den Fall, wenn an Heu Mangel ist.

Grummet muß nicht anhaltend hintereinander, sondern abwechselnd als Zwischenfutter gegeben werden, weil die Schafe sonst den Durchfall davon bekommen.

Endl. Wie viele Zentner Heu rechnet man denn für den Winter auf etwa 50 Schafe?

Simon. Wenn man gutes, futterreiches Stroh, auch Erbsenstroh und dergleichen zum Beifutter hat, so braucht man für 50 Schafe etwa 75 Zentner Heu, und dabei erhält 1 Schaf dennoch kein Pfund Heu täglich.

Wieningauer. O! mit 1 Pfund kömmt es wohl nicht aus!

Simon. Freilich nicht; ein altes Schaf muß auf's Wenigste noch 3 Pfund gutes futterreiches Stroh erhalten. Wenn man sie aber pur mit Heu füttern wollte, würden für jedes Stük täglich 3 Pfund erfordert; pures Stroh hingegen 5 Pfund, wovon meistens 2 Pfund als unschmakhaft liegen gelassen werden oder unter die Streu fallen.

Ich für meinen Theil schneide gedörrten Klee und Weizenstroh unter einander. Dann mische ich auf 20 Stüke eine Hand voll Schwefelblüte und eine Hand voll Wermuth als Arznei öfters darunter.

Ein wichtiger Artikel ist das

Salz für die Schafe.

Wer ihnen im Sommer und Winter fleißig Salz geben läßt, der wird hievon guten Nuzen haben. An Orten, wo man Steinsalz haben kann, ist dieses eben so gut anzuwenden, wie das andere gewöhnliche Salz. Ersteres wird in den Schafställen an Striken aufgehangen, und zur Zeit, als die Schafe daran leken sollen, herunter gelassen. Je öfter dieses geschieht, desto besser ist es. Indeß muß man sie nicht gar zu sehr daran gewöhnen. Hat man kein Steinsalz, sondern gewöhnliches Salz, so gibt man etwa alle 8 Tage jedem Stük eine Hand voll auf dazu bereiteten flachen Trögen. Wenn man aber austreibt, muß man nur Salz geben, wann trokenes Wetter ist. Wenn ich also sehe, daß es Morgen wahrscheinlich regnet, gebe ich heute kein Salz. Auf 1 Schaf rechnet man jährlich 2 Pfund

Salz. Den Lämmern soll man öfters Salz geben, als den Alten.

Buzhofer. Wie man die Lämmer behandeln und füttern muß, mußt du uns besonders lehren!

Simon. Je länger die jungen Lämmer an der Mutter saufen, desto schöner und stärker werden sie. (Die Mütter müssen fortwährend gut genährt werden.) Sind indessen die Lämmer einmal drei Wochen alt, so müssen sie nach und nach an anderes Futter neben ihrer Milch gewöhnt werden. Man gebe ihnen sodann recht zartes Heu, Laub von Bäumen, vorzüglich Eschen-Laub, Linsenstroh, gekochten Haber, gequollne Erbsen, Linsen oder Wiken vor.

Lippleder. Das fressen ihnen ja die Alten Alles weg?

Simon. Man muß die Lämmer abgesondert füttern, welche Vorrichtung man im Stalle leicht herstellen kann. Man mache ihnen auch eigene Salzrinnen, streue ihnen etwas gebrühte Körner darunter, so werden sie sich bald an das Fressen gewöhnen und dann beim gänzlichen Abnehmen von der Mutter nicht zurük bleiben.

Neben dieser Fütterung ist auch nicht zu vergessen, ihnen alle Tage frisches und reines Wasser in kleinen Trögen vorzusezen.

Es trifft sich meistens, daß man die Lämmer zu Anfang des Junius von den Müttern absondert. Hiebei muß man nun Aufsicht haben, ob den Müttern die Milch in den Eutern nicht stokend wird, und sie den ersten Tag dreimal, dann ein Paar Tage zweimal, endlich die fernern acht Tage täglich einmal gut ausmelken.

Die Lämmer werden auf die besten Triften, und wo möglich auf Berge geführt, und da man die Böke von Johanni bis 14 Tage vor Michaeli nicht unter die Mutterschafe lassen soll, können sie diese ganze Zeit mit den Lämmern gehen. Diese müssen nun sorgfältig vor der heissen Sonnenhize oder warmen Ställen bewahrt werden, damit sie nicht die Drehkrankheit bekommen. Früher aber müssen sie eben so sorgfältig vor Kälte und Nässe bewahrt, und dürfen, bis sie stark geworden sind, nicht mit den Mutterschafen auf die Weide geführt werden. Wohl aber lasse man sie, bei schöner Witterung, um sie an die freie Luft zu gewöhnen, alle Tage eine kurze Zeit im Hofe herumspringen.

Endl. Darf man sie denn nicht mit den Müttern austreiben?

Simon. Wie so?

Endl. Weil du sagst, man soll die Böke mit ihnen gehen lassen!

Simon. Das ist eben kein Gesez. Man kann sie gar wohl auch mit den Müttern bei günstiger Witterung auf die Weide nehmen. Da richte sich Jeder nach Ort und Gelegenheit.

Sechzehntes Kapitel.

Wie ein guter Schafstall beschaffen seyn soll.

Simon. Der Schafstall soll auf der Abendseite der Hofgebäude mit der Stallthüre gegen Morgen gebaut, und an einem troknen Orte so angelegt werden, daß die Schafe vor den kalten, stürmenden Abend- und Mitternachtswinden gesichert, dann bequem aus- und eingetrieben werden können. Nebst dem sollen sie auch so viel Raum vor dem Ausgange haben, daß sie bei heiterer Witterung vor demselben liegen können.

Ferner gehören zu einem guten Schafstall folgende Erfordernisse:

1) Daß die Schafe darin den gehörigen Raum haben, und nicht gedrängt auf einander liegen. Am Allerwenigsten werden im Durchschnitte zwei Quadratellen auf ein Stük erfordert. Wäre nun z. B. die Schäferei 200 Stüke stark, so muß der Stall für die Schafe 400 Quadratellen enthalten; wozu noch der nöthige Raum für Raufen und Futtertröge kommt.

2) Die Höhe des Schafstalles muß wenigstens 12 Schuh betragen, weil den Winter hindurch der Mist bis auf 2 Schuh Höhe anwächst.

3) Er muß eine große Thüre zum Ein- und Austreiben des Viehes und zum bequemen Ausfahren des Mistes haben, und in der großen Thüre muß auch eine kleine seyn, sowohl zur Bequemlichkeit des Aus- und Eingehens, als auch zur Verhinderung der Kälte, die durch die größern Thüren bei oftmaliger Eröffnung hineindringen würde.

4) Der Stall muß nothwendig an zwei gegen einander liegenden Seiten mit Klappen versehen seyn, damit man der Luft den nöthigen Durchzug verschaffen kann.

5) Die Grundmauern müssen wenigstens zwei Fuß hohe steinerne Sokeln unter den hölzernen Säulen haben, damit der sich stark anhäufende Dünger das Holz nicht berühre, und zur Fäulniß bringe.

6) Ist ein Heu- oder Futterboden über dem Stalle angebracht, so muß er gut geschlossen seyn, damit gar kein Gemölbe durchfallen und die Wolle der Schafe verunreinigen kann.

7) Ist der Stall auf sehr viel Vieh eingerichtet, so müssen, um den nöthigen Luftzug zu bewirken, nebstbei Dunstschornsteine angebracht werden.

Buzhofer. Dunstschornsteine? Was sind denn das?

Simon. Es sind viereckige, aus Brettern zusammengenagelte Röhren, die gerade wie ein Schornstein (Rauchfang) über das Dach hinausreichen.

Buzhofer. Es muß ja doch auch sonst noch eine innere Einrichtung für die Schafe im Stalle seyn!

Simon. Freilich wohl; aber diese innere Einrichtung ist sehr einfach und besteht blos in den

Futterraufen und Krippen.

Die Höhe der Futterraufen und die Entfernung ihrer Stäbe oder Sprossen von einander, richtet sich nach der Größe der Schafe. Bei den kleinen Schafen brauchen die Stäbe nur $1^1/_2$ Fuß lang und $2^1/_2$ Zoll von einander gesezt zu seyn; bei größern Schafen werden die Stäbe verhältnißmäßig länger und weiter gemacht.

Die Stäbe müssen rund seyn.

Sind die Futterraufen einfach, so werden sie an den Seitenwänden des Stalles herum befestiget; sind sie doppelt, so daß die Schafe von beiden Seiten hinzu stehen und fressen können, so werden sie in dem Stalle quer gestellt. —

In keinem Falle dürfen sie weder zu niedrig, noch zu hoch, und auch nicht zu schief stehen.

Endl. Warum denn nicht zu niedrig?

Simon. Weil sonst die Schafe das Futter oben heraus holen, mit ihren Köpfen tief hinein fahren, und die sogenannten Futterhälse bekommen würden.

Endl. Und was schadet's denn, wenn's zu hoch sind?

Simon. Dann können sie das Futter nicht erreichen.

Endl. Und warum dürfen sie nicht schief stehen?

Simon. Damit sie ihnen nicht zu weit über den Kopf hängen, und das herausfallende Futter nicht auf ihre Hälse falle, und sie nicht ebenfalls Futterhälse bekommen.

Ich für meinen Theil habe mir, um die Schafe gegen die Futterhälse zu sichern, folgende Vorrichtung gemacht:

Unten, wo die schiefe Raufe anfängt, habe ich ein Brett von 9 Zoll Breite wagrecht angenagelt. Dasselbe ist an der Kante mit einer Leiste versehen, welche 1 Zoll breit, und rund ausgehobelt ist. Wenn nun die Schafe fressen wollen, so stoßen sie mit der Brust daran, und müssen lange Hälse machen, um ihr Futter zu erreichen. Dadurch wird verhütet, daß das Gesäme und Geniste nicht auf die Schafe, sondern auf das Brett fällt, welches sie nach der Mahlzeit aufleken können.

Die Futterkrippen sind nicht allgemein eingeführt. Man macht sie blos von 6 Zoll breiten Brettern, welche am Boden 6 Zoll, die Höhe von 6, und die obere Oeffnung von 12 Zoll haben. Sie werden unter die Futterraufen angebracht, damit die Halmen und Körner nicht verloren gehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Schafschur.

Simon. Ehe man den Schafen ihre Wolle nimmt, müssen dieselben früher an einem schönen und wo möglich warmen Tage geschwemmt, oder auch wohl gar gewaschen werden.

Endl. Ich habe es im Brauch, nie die Schafe, sondern erst ihre abgeschornen Pelze zu waschen. Dieses ist ja viel leichter.

Simon. Ich habe es aus Erfahrung, daß man viel weissere Wolle bekömmt, wenn man die Schafe schwemmt, als wenn man blos nach der Schur ihre abgeschornen Pelze wäscht. Ja, oft genügt sogar das Schwemmen nicht, sondern an Orten, wo die Schafe viel im Sande und sandigen Hutungen umher getrieben werden, oder wenn denselben vieler Heusamen vom Heuboden in die Wolle gefallen ist, ist es sogar nothwendig, daß die Schafe statt des Schwemmens ordentlich im Wasser mit den Händen gewaschen werden, und daß zwei Personen zusammen treten, und immer ein Stük nach dem andern gut waschen. Eine Person taucht das Schaf bis an den Hals unter, hält aber den Kopf des Thieres in die Höhe, damit kein Wasser in die Ohren kömmt. Die andere Person fährt mit der

Hand über die Wolle hin, drükt sie öfters aus, und reinigt sie. Nach dem Waschen sorgt man, daß sie gehörig getroknet und nicht schmuzig werden; man treibt sie gewöhnlich auf einen sonnenreichen Rasenplaz, und des Abends in einen recht troknen, mit langem Roggenstroh bestreuten Stall.

Buzhofer. Halt! mir fällt just ein, daß mir vor etwa 7 Jahren ein Knecht von dir erzählt hat, daß du die Schafe und Pelz gar nicht waschest, weil durch das Waschen viele ölige Theile, welche die Wolle vor dem Mottenfraße sichern, verloren giengen?

Simon. Es ist wahr, ich hab's damals gethan. Allein die Fabrikanten und Kaufleute wollen nun einmal gewaschene und reine Wolle haben, mithin wasch' ich meine Schafe jezt wieder wie vor und eh'.

Es ist sehr gut, wenn die Schafe noch vor der Schur 3 — 6 Tage ausdünsten können; denn dadurch wird die Wolle in der Fettigkeit und im Gewicht verbessert. Man muß sie aber inzwischen recht reinlich halten.

Wenn dann gute Witterung ist, so läßt man das Scheeren gerne im Freien auf einem hübschen Rasenplaze vornehmen, bei übler Witterung aber in der Scheuntenne.

Bei dieser Verrichtung muß man den Scheerern auftragen, daß sie die Schafe mit der Scheere nicht zu viel schneiden oder stechen, auch die Wolle ganz nahe an der Haut glatt, d. h., nicht staffelweise, und so abscheeren, daß die Pelze fein ganz bleiben. Zuerst wird die Wolle am Schweife, Füssen und Bauch, und dann erst der ganze Pelz geschoren, alsdann aber wie ein abgezogenes Fell zusammengerollt und sortirt.

Bei mir dürfen die Scheerer das Schaf nicht auf den Schooß legen, sondern auf den Schlachtbok. Man legt es mit dem Rüken darauf, bindet ihm die Füße, und wenn es geschoren ist, trägt man's wieder in den Schafstall, und wäscht es daselbst mit Salzwasser, damit die Haut hart, und zum häufigen Wollentragen wieder geschikt werde, auch die gemachten Wunden, ohne die es niemals abgeht, eher wieder heilen, und die Schafläuse zugleich mit vertilgt werden. (Eine grobe Verlezung mit der Scheere wird am Besten durch eine aus Kohlen-Staub und Oel gemachte Salbe geheilt.)

Nach der Schur werden die Raufen mit gutem Heu versehen, damit sich das hungrig gewordene Vieh sättigen kann.

Wenn nebenbei naſſe, kalte und windige Tage einfallen, und man hat — kein Heu — auf dem Boden, daß man die Schafe bis zu beſſerer Witterung im Stalle behalten und gut füttern kann, ſondern dieſelben auf die Weide treiben muß . . ., alsdann ſieht es nicht gar gut für die armen, nakten und ermatteten Schafe aus. Viele werden dann krank, und viele krepiren!

Beſonders geſchieht dieſes bei der erſten oder Frühlings-Schur, wo das Vieh wegen magerer Verpflegung im Winter matter iſt, als bei der Herbſtſchur.

Endl. He! Wie? Du redeſt ja von zweimal Scheeren? Ich habe meine Schafe all' mein Lebtag nur ein Mal geſchoren, ſo im Juni, wenn's recht ſchöne Witterung war, und dann war's gar!

Simon. Das kömmt auf die jedes Orts einmal eingeführte Gewohnheit an. Es gibt ein- und zweiſchürige Schafe, und man kann eben ſowohl aus zweiſchürigen einſchürige, als, umgekehrt, aus einſchürigen zweiſchürige machen, wenn man ſich nur in Anſehung der Scheerzeit hienach einzurichten ſucht.

Wenn man aus einſchürigen Schafen zweiſchürige machen will, ſo muß man nur darauf ſehen, daß man diejenigen Schafe welche noch nicht zweiſchürig waren, zum erſten und andern Male im Herbſte nicht zu ſpät, ſondern lieber einige Tage eher ſcheere, wenn noch etwas warme Witterung iſt, damit man wegen der einfallenden kalten Witterung nicht beſorgt ſeyn dürfe, weil die Schafe noch nicht an das zweimalige Scheeren gewohnt ſind. Sodann muß man ſie nach dieſer zweiten Schur des Nachts nicht mehr auf freiem Felde laſſen. Sind ſie aber einmal an das zweimalige Scheeren, oder vielmehr nach und nach an die Kälte gewöhnt, ſo können ſie in der Folge auch mehr Kälte ertragen, weil alsdann die Gewohnheit zur andern Natur wird!

Endl. Iſt es denn aber auch beſſer, ſie zweimal, als einmal zu ſcheeren?

Simon. Zweiſchürige Schafe geben etwas mehr Wolle, als einſchürige, mithin iſt das zweimalige Scheeren, im Mai und Oktober, allerdings vortheilhafter. In kalten Gegenden aber, ſo wie bei zu wenigem Futter, auch ſelbſt in warmen Gegenden, mißrathe ich die zweimalige Schur jedem Landwirthe, und bei den Merino-Schafen iſt ſolche auf jeden Fall nicht rathſam.

Die feine Wolle sizt gewöhnlich am Halse und Rüken bis an's Kreuz, die mittlere erhält man von den Seiten am Leibe, vom Kreuze und den Hüften; die schlechte aber von den Schenkeln, Bauche, Schweif und Beinen des Thiers. So — soll man sie auch sortiren, und hienach den Preis reguliren.

Gewöhnlich werden 9 — 11 Stük von den unzerrissenen Pelzen über einander gelegt, zusammengeschlagen, und die kurze reine Wolle der dritten Sorte darein gelegt, jedes Bund dann entweder zusammengebunden, oder ohne dieses in Säke gestopft. Jedoch muß die Wolle recht troken seyn, damit sie nicht faul oder schimmlig werde. Man bewahrt sie in troknen Behältnissen oder Gemächern auf. Zwischen die Gebünde legt man Kienholz, Wermuth, Lavendel, Hopfen oder Kampfer wider die Motten. Auch ist ein kühles Zimmer oft das beste, weil die Motten und ihre Schmetterlinge die Kälte scheuen.

Ich könnte euch jezt noch Manches von den Krankheiten sowohl des Rindviehes, als der Schafe sagen, und euch Heilmittel dagegen vorschlagen; allein in den nicht gefährlichen Fällen könnt ihr euch selbst helfen, und in jedem nur etwas gefährlichen Falle rathe ich euch, sogleich und schnell bei einem geschikten Vieh-Arzte Hülfe zu suchen. — Ich will euch jezt lieber noch etwas für eure Weiber insgeheim vertrauen, womit ihr ihnen eine Freude machen könnt. — Mein Weib meint nehmlich, daß Moll's Wirthschaft ohne einer weiblichen Hälfte nicht in die Höhe kommen könne, und da sorgt sie einstweilen schon dafür, und bringt ihre Erfahrungen und was sie Nüzliches über die Federviehzucht gelesen und selbst angewendet hat, zu Papier, was sie ihr sodann mittheilen wird, und was ihr euch dann auch abschreiben lassen könnt.

Die Bauern äusserten ihre groſse Freude darüber, und quälten sich schon mit Entwürfen, wie sie damit ihre Weiber überraschen und neken wollten. Sodann baten sie aber Simon Strüf, ihnen noch Einiges über den Hopfen- und Flachsbau und dergleichen zu erzählen; daher Strüf fortfuhr, wie folgt.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Hopfenbau.

Simon. In Hinsicht des Hopfenbaues herrscht noch immer die Meinung ziemlich allgemein, daß man ihn in Bayern

doch nie so zu Stande bringen könne, wie in Böhmen. Aber, böhmischer Hopfen! Lieber Himmel! Damit geht es eben so zu, wie mit dem Tabak. Man schafft unsere im Lande erbauten Tabaksblätter zu hundert Zentnern nach Holland, und bringt die nemlichen Tabaksblätter, anders zugerichtet, als ausländischen theuern Tabak wieder für vieles Geld zu uns. — So zahlt der leichtgläubige Bayer auch mit theurem Gelde bayerischen Hopfen statt böhmischen. Die böhmischen Hopfenhändler verführen aus den bayerischen Ortschaften Hersbruk, Bezenstein, Lauf, Altdorf, Neumarkt, Sulzbach, Pleistein, Nabburg, Eglofstein u. s. w. ganze Fuder bayerischen Hopfen über Roßhaupt, dann Eisendorf bei Eßlarn in der Oberpfalz, viele tausend Zentner Hopfen in's Böhmen, und bringen ihn dann über Waldmünchen, Waldsassen, Wernberg ꝛc. wieder als böhmischen Hopfen in's Bayern.

Buzhofer. Ah — geh!

Simon. Wer das Vorurtheil ablegen und seinen anzulegenden Hopfengarten oder Berg recht behandeln will, der kann auch sichere Rechnung auf schönen, dem böhmischen gleich kommenden Hopfen machen, und er wird dann gewiß keine Noth haben, denselben in theueres Geld umzusezen.

Buzhofer. Können wir es aber damit je so weit bringen?

Simon. Ei, warum nicht? Ich will euch den Hopfen-Bau gründlich lehren. Zuerst

Von dem zum Hopfenbau nöthigen Erdboden.

Je besser und fetter das Land zum Hopfenbau ist, desto schöner wird auch der darin erbaute Hopfen an Größe und Fettigkeit werden, weil diese Pflanze ein recht gutes und fettes, auch wohl bearbeitetes Land sehr liebt; denn die großen, starken Ranken, Blätter und Früchte bedürfen viele Nahrung, wenn sie vollkommen werden sollen.

Hier muß ich nun freilich sagen, daß sich der Hopfenbau für solche Ortschaften nicht schikt, wo man vielleicht elendes, mageres Sand- oder anderes schlechtes Feld oder Erdreich hat.

Allein meine sämmtlichen Hopfenanlagen stehen demungeachtet gerade auf solchen Gründen.

Endl. O — das ist nicht wahr! Die Grundstüke, wo dein Hopfen steht, sind sehr gut.

Simon. Ja, jezt sind sie gut! Aber wie sahen sie vor 8 Jahren aus? Jedermann verübelte mir den Anbau daselbst, und mißrieth mir die großen und vergeblichen Kosten.

Endl. Das weiß ich wohl. Zuvor waren die Pläze ganz öde und unkultivirt.

Simon. Nun sieh! den Boden kann man überall verbessern, wenn nur die Lage gut ist.

Endl. Wie soll denn aber die Lage seyn?

Simon. Ich werde hernach darauf kommen. Jezt nur noch etwas Weniges von dem Erdreich und dessen Verbesserung.

Liebe Nachbarn! Wenn ihr anders Willens seyd, eure Einnahmen durch den Anbau solcher Früchte zu vermehren, welche mehr Nuzen, als eure bisherige Schlendrian-Wirthschaft, einbringen, so lasset euch durch schlechten Boden ja nicht abschreken. Macht nur, daß ihr viel Dung bekommt. Sammelt eure Mist-Jauche, und führt jedes Tröpfchen auf die Wiesen, Änger und Kleeäker, dann wird Alles gehen!

Seht! Ich legte vor drei Jahren einen Hopfenberg auf ein sehr mittelmäßiges Erdreich an, und bekam doch schönern Hopfen, als Andere auf dem besten Grunde. Ich machte es so:

Auf etwa 16,000 Quadratfuß legte ich 800 Stöke Hopfen, führte aber 21 Fuder guten Mist dahin, und ließ die Hälfte des Plazes rigolen.

Buzhofer. Ah, — rigolen! Weiß schon!

Simon. Beim Rigolen ließ ich aber den Mist so hinein arbeiten, daß derselbe tief unten, in die Mitte die bisherige Oberfläche, und obenauf die seither zu unterst gelegene Erde, oder der sogenannte wilde Boden kam.

Zu Pfingsten desselben Jahres, da die Anlegung spät geschehen war, konnte man kaum einige ausgelaufene Ranken anfangen, anzubinden, und als ich zu Ende Augusts diesen dießjährigen Hopfen sah, so waren alle und jede Stöke bis zum höchsten Gipfel 26 bis 30 Schuh hoher Stangen nicht nur empor geklimmt, sondern hatten überdieß ellenlange Seitenzweige getrieben, und senkten — mit unabsehbarem dichten Anflug beladen, ihr Haupt bereits über die Stangen herab.

Endl. Ah, da mag dir ja 's Herz im Leibe gelacht haben!

Simon. Sonderbar war der Anblik der auf der andern Hälfte dieses Grundstüks gemachten Hopfenanlage. — Obschon der Boden der nemliche, und auch die übrige Behandlung die

nemliche war — nur aber, daß kein Dünger untergegraben wurde, so stunden doch hier kaum mannshohe Zwerge — hingegen dort baumhohe Riesen.

Buzhofer. Ei, warum das?

Simon. Der tief eingegrabene Mist hat beständig geschwizt, die Feuchtigkeit bei der Dürre erhalten, dann endlich, beim Eindringen der Hopfenwurzeln, diesen überschwengliche Nahrung gereicht, und dadurch gleich in diesem ersten Jahre, wo man sonst wenig oder nichts erntet, jene unglaubliche Fruchtbarkeit bewirkt.

So sollte jede Hopfenanlage gemacht werden! —

Endl. Ja, so will ich's machen!

Simon. Der beste Boden für die Hopfenpflanzen wäre eine von Natur milde und lokere, mit vielen verweseten vegetabilischen Substanzen vermischte Erde, z. B. neu umgebrochenes Rasenland.

Aber, wie gesagt, auch jeder andere Boden läßt sich verbessern.

Ihr müßt euch da nicht abschreken lassen, ein Paar hundert Fuder Erdevermischung auf einem Plaze vorzunehmen. Ein thoniger oder lehmiger Boden wird durch Vermischung mit Kalk, Sand und hiziger Düngung; — ein Sand- oder Kalkboden hingegen durch Vermischung mit Rasen, der über Winter in Haufen gelegen, mit Teichschlamm, Lehm, Thon, Mergel und Rindermist u. s. w. verbessert. Der Anbau der Rüben und anderer Wurzelgewächse bereichert auch den Sandboden und mindert seine Hize, zumal wenn sie in ihrem vollen Safte untergepflügt werden.

Das moosige Erdreich kann durch das Austroknen, durch Kalk und Lehm, vorzüglich aber durch Kalkmergel, der die Säure wegnimmt, verbessert werden.

So — darf der Landmann an Nichts verzweifeln: Der Mensch ist Herr der Erde!

Neunzehntes Kapitel.

Von der Lage des Hopfengartens.

Simon. Eine Hopfenplantage wird entweder auf einer Ebene, oder auf einer Anhöhe angelegt. Im ersten Falle heißt die Anlage ein Hopfengarten, im zweiten Falle ein Ho-

noch immer so seyn. Hätte er's noch kleiner gemacht, so wär's und blieb's noch immer kleiner. Darf man denn keine Hand mehr daran legen?

Endl. Das schon! Wir wollen ja auch unsere Keller größer machen!

Simon. So ist es recht! — Die Lage der Keller unter den Gebäuden und gegen Mitternacht ist die beste. Die Sonne soll weder zu den Thüren, noch Kellerfenstern oder Löchern hinein scheinen können. Es ist nothwendig, daß der Keller ein Paar gute Zug- oder Luftlöcher habe, und von der Luft durchstrichen werden könne. Jedoch sind diese Zuglöcher in den heissen Sommertagen am Tage nicht, wohl aber des Nachts zu öffnen. Der Keller muß öfters mit Wachholder- (Kranwitt-) Beeren-Rauch geräuchert werden.

Das Buttermachen

könnet ihr ohnehin. Aber wie ihr eine Butter zwei Jahre lang ganz frisch erhalten könn't, das wißt ihr nicht. Ihr dürft nur die Butter in einem Butterfasse, wo man das Wasser unten durch einen Zapfen jedesmal ablassen kann, so lange waschen und so oft reines Wasser aufgießen, bis auch nicht die geringste Buttermilch mehr herauskommt, sondern das klare Wasser, so wie es darauf gegossen wird, eben so klar wieder aus der Butter herausgeht. Sodann wird die Butter gut und mit recht reinem Salze (etwa auf 1 Pfund Butter $2^1/_2$ Loth Salz,) gesalzen und recht durchgearbeitet. Alsdann wird sie in gute steinerne Töpfe eingelegt, auch oben darauf etwas Salz gethan, mit gut schließenden Dekeln eingedrükt und an einem kühlen, aber nicht feuchten Orte verwahrt.

Endl. Und da soll sie sich 2 Jahre lang frisch erhalten?

Simon. O ja! Wenn sie nur vor dem Zutritt der äussern Luft auch gut verwahrt ist. Es gibt noch mehrere Aufbewahrungsmethoden, z. B. die sogenannte schottische, die würtembergische und fränkische. Darunter ist aber die euch gezeigte Art die kürzeste.

Endl. Ich finde aber diese Aufbewahrung nicht nothwendig. Sie wird ja entweder ohnehin gleich verbraucht, oder zu Markt gebracht.

Simon. Mein lieber Endl! Wenn ihr Bauern in der Viehzucht und Milchbenüzung einmal weiter vorwärts wäret,

dann lieſſe ſich viel darüber ſagen. Deutſchland zieht eine Menge Butter vom Ausland!

Endl. Was? Man wird doch die Butter nicht —

Simon. Mit Butter wird ein ſehr großer Handel getrieben. Dänemark, Schweden und Holſtein verkaufen ihre Butter in Hamburg in ganzen Tonnen! Holland hat für ſeinen Butterhandel ſeinen Markplaz zu Amſterdam, und in England verkaufen die drei Provinzen Suffolk, Cambridge und York jährlich zwei Millionen achtmalhunderttauſend Pfund! — Ich will euch noch etwas lehren.

Approbirter Verſuch,

aus der Milch wenigſtens ein Drittel mehr, wie bisher, zu gewinnen.

Die Milch wird kühwarm in die gewöhnlichen Geſchirre ausgegoſſen; in jedes bringt man unmittelbar nach dem Aufguß ungefähr 20 Tropfen eiskaltes Brunnenwaſſer (oder einen Kaffee-Löffel voll), und läßt es in warmer Stube.

Binnen 12 Stunden wirft ſich die Milch, und geht in viel dikern Rahm, wie gewöhnlich, über.

In 24 Stunden aber ſauert ſelbe, und wird zum Buttern fähig, wobei man ſonach von zwei Kühen wenigſtens ſo viel erzielet, als bisher von dreien.

Neuntes Kapitel.

Ueber die Wichtigkeit und Vortheile des Käſemachens.

Simon. Wir Deutſche ahmen immer in vielen Stüken den Ausländern nach, und ſuchen entweder ihre Moden in Kleidungen oder auch in Speiſen nachzuahmen. Aber wenn es darauf ankommt, ihnen auch die Vortheile ihrer produktiven Induſtrie nachzuahmen, da ſchreiet und weigert ſich Jedermann dagegen.

Bei uns z. B., wo die Benüzung der Kühe noch in ihrer Kindheit iſt, werdet ihr mich auslachen, wenn ich euch den Vorſchlag mache — euch auf die Bereitung guter Käſe einzulernen.

Wieningauer. Ah, warum? Wenn wir damit umzugehen wüßten und den Vortheil davon einſähen, würden wir's wohl auch thun!

Simon. Ich will euch das Käsemachen, so, wie ihn jeder gemeine Bauer machen sollte, gerne lehren! Zuvor aber will ich euch berechnen, welch einen ungeheuern Nuzen ihr von euern Kühen durch das Käsemachen gegen jezt gewinnen könnet.

Wir können annehmen, daß 9 Maß recht gute Milch, wenn sie zum Aufnehmen die nöthige Zeit und den gehörigen Grad von Wärme hat. . .

Wieningauer (fallt ihm in die Rede). Laß die Berechnung seyn! Wir glauben wohl, daß du es ohnehin schon wirst berechnet haben, und wollen lieber gleich das Käsemachen lernen.

Simon. Meine Berechnung zeigt klar, daß durch das Käsemachen der Vortheil der Kuhbenüzung sich wenigstens verdopple. Das wissen die Ausländer gar wohl, darum führen sie so viel Käse zu uns herein, und unser Geld dafür hinaus.

Nur allein nach München werden von Tirol und Salzburg jährlich gegen **2500** Zentner zugeführt. Wird der Zentner nur nach **25** fl. gerechnet, so ergibt sich eine Summe von **62,500** fl. Die auswärtigen Käsehändler zu beiden Dultzeiten, deren jedesmal viele sind, verschleissen das Jahr hindurch sicher gegen **200** Zentner. Diese ebenfalls zu **25** fl., geben eine weitere Summe von **5000** fl. — Die übrigen bürgerlichen Handelsleute verschleissen das Jahr hindurch im Großen und Kleinen an Schweizer-, Holländer- und Lüneburger-Käsen gewiß **150** Zentner. Diesen nach **50** fl. gibt ebenfalls eine Summe von **7500** fl.

Diese **2850** Zentner betragen eine Summe von **75,000** fl. Nimmt man nun an, daß die übrigen Städte und Märkte in Bayern nur so viel, als die Stadt München Käse verzehren, so entsteht hieraus eine Summe von **150,000** fl.

Wenn nun auch in den Gebirgsgegenden Bayerns, gegen Tirol und Salzburg hin, für **50,000** fl. Käse als Jochberger- und Speisekäse verfertigt werden, so gehen doch hiefür jährlich **100,000** fl. in's Ausland.

Warum wird in Bayern so wenig Käse bereitet, da es doch sehr große Wirthschaften und Schwaigen gibt?

Buzhofer. Das ist bei uns was Anderes, als in Gebirgsländern, wo bessere Gräserei, mehr Viehweiden und mehr Milch ist!

Simon. Ich hab' mir's eingebildet, es wird auch hier wieder heißen: Bei uns thut es nicht gut!

Die Natur hat gegen kein Land, ja gegen kein Dorf in ganz Europa, so stiefmütterlich gehandelt, es aller Mittel zu berauben, Esparsette, grünen Kohl, Mohrrüben, Kartoffeln, Klee und andere Futterkräuter zahlreich anzubauen und mehr Kühe zu halten.

Einige von den vielen Ursachen, warum wir unsern Käse nicht selbst machen, sondern lieber das Geld dafür dem Ausländer geben, sind, weil Niemand die Ausfuhr des Geldes berechnet hat, mithin Niemand auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht wurde; Niemand im Käsemachen richtigen und zwekmäßigen Unterricht erhielt, weil der Futterkräuter-Bau, und mit diesem die Viehzucht, in gar keinem Verhältnisse mit dem Akerlande steht, und nicht betrieben, sondern eher vernachläßigt wird. Doch wir wollen zum Käsemachen selbst übergehen.

Zehntes Kapitel.

Die sehr leichte Kunst, Käse zu machen.

Simon. Wenn ich euch auch die Handgriffe zum Käsemachen deutlich beschreibe, so kann es doch seyn, daß, ob ihr's gleich accurat so macht, wie ich sagte, euer Käse doch nicht so gut wird, wie wenn ich ihn gemacht hätte. Denn es kömmt oft nicht allein auf die Handgriffe, sondern auch auf geheime Vortheile und Wissenschaft in Kleinigkeiten an. Diese will ich euch aber alle aufrichtig und deutlich aufdeken.

Seht, Nachbarn! Es ist bekannt, daß die Butter, die im Mai und September gemacht wird, sowohl an Geschmak, als Schönheit und Dauer aller übrigen vorzuziehen ist. Die Ursachen davon sind leicht einzusehen. Zu beiden Jahreszeiten ist die Hize gemäßigt, folglich kann die Milch gehörig aufrahmen, das Vieh genießt im Frühlinge junges und nahrhaftes Futter, im Herbst aber das in den Getreidestoppeln und in den abgebrachten Wiesen wieder gewachsene schöne Gras, wird zu keiner von beiden Jahreszeiten durch die Hize und das Ungeziefer geplagt, und liefert also viele und fette Milch.

Buzhofer. Also, wenn man dem Viehe den ganzen Sommer über junges und fettes Futter vorsezen, und es in

kühlen Ställen gegen Hize und Ungeziefer schüzen könnte, so würde man den ganzen Sommer über Maibutter machen können?

Simon. O ja, vorausgesezt, daß man auch seinem Milchkeller denjenigen Grad der Wärme geben könnte, den wir im Frühlinge und Herbst gemeiniglich haben.

Ferner: da die Milch von Kühen, die zum Erstenmale gekalbet haben, und so auch von ganz frisch melkenden Kühen, wässerig, die von alten, auch altmelkenden Kühen aber dik und mager ist, so folgt von selbst der Schluß: daß die mit vielen wässerigen Theilen beladene Milch am Besten zu verspeisen, jene aber, die viele ölige Theile hat, zu fetten Käsen und Butter am Geschiktesten, und endlich solche, die viele käsige Theile hat, zu magern Käsen am Vorzüglichsten ist.

Seht, Nachbarn! dieß sind lauter Sachen, die viele nicht bedenken, sondern blind in den Tag hinein Jahr ein Jahr aus Käse machen. Allein man muß sich nach den Jahreszeiten richten, und in den Sommermonaten fette Käse, im Herbst, Winter und zu Anfang des Frühlings hingegen Butter und magere Käse machen.

Und nun will ich euch das Käsemachen recht deutlich lehren!

Die Labkäse oder fetten Käse

werden auf folgende Art gemacht:

Die frische Milch sammt dem Rahm wird in einen recht reinen, und wo möglich verzinnten Kessel gegossen, und unter diesen Kessel wird — zur Verhütung des Rauches — mit recht troknem Holze ein kleines Feuer gemacht, die Milch gerührt und erwärmt.

Sobald sie nur laulicht warm ist, braucht man eine zuvor schon angesezte Säure, die man in einer Flasche neben sich stehen haben muß.

Endl. Eine Säure? Was denn für eine?

Simon. Merkt auf, es ist spottleicht! — Diese Säure macht man pur aus dem gereinigten und getrokneten Magen eines Kalbes, welches ausser der Muttermilch noch keine andere Nahrung genossen hat. Der Magen wird äusserlich stark mit Salz abgerieben, dann an einem starken Luftzug getroknet. Ist es geschehen, so schneidet man ihn in kleine Stüke, thut ihn in eine Flasche und füllt sie beinahe voll mit Wasser. Je älter dieses Wasser wird, desto stärker ist die Wirkung.

Endl. Was für eine Wirkung?

Simon. Es scheidet die käsigen Theile der Milch von den wässerigen Theilen, oder, nach dem gemeinen Sprachgebrauche zu reden: es macht die Milch gerinnen. Man heißt diese Säure allgemein Lab, oder Käselab, und den Käse, welcher also gemacht wird, Labkäse.

Nun zurük zu unserm Kessel! So wie darin die Milch laulich warm ist, wird aus der Flasche, worin der Kälber-Magen befindlich ist, eine verhältnißmäßige Menge nach und nach in den Kessel geschüttet, worauf das Gerinnen erfolgt. Einige Eßlöffel voll dergleichen Säure sind zureichend, hundert Pfund Milch gerinnen zu machen. Die geronnene Milch wird nun in einen reinen, leinenen Sak oder in ein Sieb gethan, wodurch die wässerigen Theile ablaufen, die käsigen aber zurükbleiben.

Diese werden mit etwas Salz und Kümmel, oder blos mit Salz durchgeknetet, und in irdene Käseformen gedrükt. Diese Formen müssen am Boden mit Löchern versehen seyn, damit die noch rükständige flüssige Feuchtigkeit ganz durchseigern kann. Die Gestalt der Käseform ist örtlich verschieden. Hat man eine platte Form erwählt, so wird ein reinliches Brett darauf gelegt, und mit Steinen beschwert, um den Käseteig einige Festigkeit zu geben und das Ablaufen der Feuchtigkeit zu befördern.

Im Altenburgischen hat man einen eigenen Käsekasten, 4 und mehr Schuh lang und breit, 1 Schuh dik und mit einem gut passenden Dekel versehen. Dieser Käsekasten steht ordentlich auf 4 Füssen, und dient zugleich zu einem Wirthschaftstisch.

In diesen Kasten nun werden die Formen gestellt, und mit dem Dekel zugedekt. Der Boden des Kastens ist mit Abzügen versehen, in welche die Feuchtigkeit in den Formen zusammen und durch eine, an der Seite des Kastens angebrachte Rinne in ein untergeseztes Gefäß läuft.

Man mag aber die Käse auf diese, oder auf obige Weise in Formen legen, so werden sie, wenn sie einige Tage gestanden haben und fest zusammenhangend geworden sind, wieder aus der Form herausgethan, auf reinliche Bretter, oder auf reines Stroh in den Käsekorb gelegt, und zum völligen Abtroknen an einen luftigen, aber nicht heißen Ort gebracht, außen herum mit Salz bestreut und alle Tage umgekehrt. Das Salzen wird

noch einige Tage wiederholt, um dem Käse einen stärkern Geschmak zu geben, den Fliegen und anderm Geschmeise hingegen den Geschmak zu verderben. Auch wird nach Bedarf die äusserste schmuzige Rinde manchmal rundum abgeschabt, damit die Außenseite recht rein wird.

Ist endlich der Käse hinlänglich troken, und mit einer härtlichen Rinde versehen, so wird er an schiklichen Oertern vor Mäusen ꝛc. sicher bewahrt, und nach Gelegenheit verkauft.

Endl. Auf die Art braucht man zum Käsemachen eben nicht viel Geräthe!

Simon. Nichts als die Formen! Wie schon gesagt, können sie irden seyn, oder auch von troknem, leichtem, keinen Geruch und Geschmak gebenden Holze, am Besten von Espen, Weiden oder Elsen.

Ferner soll die Größe der Formen sich nach dem Viehstand richten; denn es muß von der Milch, die in einem Tage fällt, eine Käseform angefüllt werden können.

Bei heissen Tagen, und ermangelnden kühlen Kellern, muß die Milch, welche Morgens gemolken, des Abends gekäset werden, sonst wird sie sauer; in entgegengesezten Umständen wird einen Tag um den andern gekäset.

Die Quarkkäse, oder magern und sauern Milchkäse werden von der Milch gemacht, die man auf dem natürlichen Wege in Milch-Geschirren sauer werden läßt, und von der man zur Gewinnung der Butter den aufgetretenen Rahm erst abschöpft. Der Rükstand wird dann in einen sogenannten Quarkständer gegossen, und an einen warmen Ort gesezt, wo sich die käsigen Theile von den Molken scheiden, welche leztern mittels eines Zapfens über den Boden des Ständers abgelassen werden.

Die zurükbleibenden käsigen Theile (Quark, Kasemaz genannt,) werden in einen reinen leinenen Sak gethan, den man auf ein dazu verfertigtes, mit Leisten an den Seiten, und mit Abzug versehenes Brett legt, und mit Steinen beschwert, wodurch die noch vorhandene Feuchtigkeit ausgepreßt wird; dann vermischt man den Quark mit Salz und Kümmel, gibt ihm mit den Händen die beliebige Form, und bringt nun die Käse, zum abtroknen, in dem Käsekorb an die Luft. Geschirre, und besonders die Stube, wo der Quarkständer ausgepreßt wird müssen besonders reinlich gehalten werden.

Zur längern Aufbewahrung werden die gutgetrokneten (aber nicht ausgedörrten) Käse am Besten schichtenweise, mit dazwischen gestreutem Hopfen in Fässer eingelegt, und diese gut zugedekt, damit keine Luft oder Insekten hinzu kommen können. Hopfen verbessert sie. In Thüringen werden sie zur Aufbewahrung in der Erntezeit mit in das Getreide gebanset.

Verbessert werden die Käse, wenn man sie einige Zeit vor dem Verbrauch oder Verkauf in irdene Töpfe einlegt und mit trüben Wein oder Bier besprengt.

Es ist nicht zu begreifen, warum man sich bei uns auf das Käsemachen nicht verstehen will. Es lernt sich ja immer besser, wenn man nur Hand anlegt.

Kartoffelkäse

werden auf folgende Art gemacht:

Die Kartoffeln werden gar gekocht, doch so, daß sie nicht zerplazen; hierauf werden sie geschält, und auf einem Reibeisen klar gerieben. Nun nimmt man von der bereits gelabten oder zum Gerinnen gebrachten Kuhmilch die Käsematerie oder das Geronnene (wovon die Molken schon abgeseihet worden) dazu. — Von dieser Käsematerie, so man aus der Milch genommen, kann man nun mehr oder weniger zu den Kartoffeln thun, je nachdem man die Käse mehr oder weniger gut machen will, oder man kann zweierlei Kartoffelkäse bereiten.

Gesezt, man will eine gute Sorte machen, so nimmt man z. B. einen Theil Kartoffeln, und zwei Theile von der Milch. Sollen die Käse aber etwas geringer ausfallen, so nimmt man von beiden gleichviel, oder die Hälfte Kartoffeln und die andere Hälfte von dem Geronnenen aus der Milch. — Damit man von keiner Masse weder zu viel, noch zu wenig nehme, so geht man am Sichersten, beides durch Gewichte zu bestimmen. —

Will man aber dergleichen Kartoffelkäse noch besser und angenehm schmekender machen, so thut man unter die Milch, ehe sie gelabt oder zum Gerinnen gebracht wird, etwas guten Rahm.

So wie man nun die Masse auf eine oder die andere Art, gut oder geringer, zubereitet hat, so muß sie recht gut untereinander geknetet und zugedekt werden, in welcher Verfassung man sie zwei bis drei Tage stehen läßt. Nach Verlauf dieser Zeit wird die Masse nochmal gut durchknetet, und die Käse in

beliebiger Form, rund, groß oder klein gemacht, und gelinde getroknet; denn in großer Hize pflegen sie gerne aufzuspringen, welches man durch's Troknen in gelinder Wärme zu verhindern suchen muß.

Wenn sie getroknet worden, werden sie mit etwas Bier besprengt, und in Töpfe oder Fäßchen gehörig eingelegt, da sie dann erst ihre Güte erhalten, je älter sie werden.

Eilftes Kapitel.

Zu welcher Zeit man die Kühe zulassen soll.

Simon. Wir wenden uns wieder zurük zu unserer Viehzucht. Gewöhnlich pflegt man die Kühe in den meisten Wirthschaften fast zu gleicher Zeit zuzulassen, mithin erhält man auch die Kälber und neumelkenden Kühe fast alle zu einer Zeit. Diese Einrichtung ist nicht nuzbar, und kann sehr leicht abgestellt werden, weil die Kühe nicht, wie viele andere Thiere, eine gewisse oder bestimmte Zeit haben, sondern zu verschiedenen Zeiten im Jahre rindern.

Man kann und soll daher das Befruchten derselben zu verschiedenen Jahreszeiten einrichten, damit man das ganze Jahr hindurch, und zu solchen Zeiten, wenn weniger Kälber zu haben, dieselben folglich theuer sind, Milch zum Buttern und Kälber zum Verkauf habe, wo alsdann beides besser bezahlt wird.

Will man dieses bewirken, so ist es nothwendig, daß man den Stammochsen oder Brömmer nicht stets unter die Heerde gehen lasse, sondern diesen im Stalle behalte, und ihn, so wie man wünscht, nur zu gewissen Zeiten in die Gesellschaft der Kühe bringe.

Hier muß ich euch auch auf einen Hauptfehler in der Viehzucht aufmerksam machen. Es betrifft das Untereinander- oder Zusammenhüten des jungen Viehes von beiderlei Geschlechtern.

Gar oft wird ein Kuhkalb, kaum 2 Jahre alt, zu einer Zeit trächtig, wo dasselbe noch viel zu jung und schwach ist. Es bleibt so auf Lebenszeit sammt dem zur Welt gebrachten Kalbe ein Dürftling, und auf diese Art wird in manchem Dorfe nach und nach der ganze Zügel verschlechtert, und die fallenden Kälber werden manchmal so klein, wie die Kazen, so daß sie eher weggeworfen, als erzogen zu werden verdienten.

Wem an einer guten Rindviehzucht, d. h., an schönem und zugleich weit nuzbarem Vieh etwas gelegen ist, der muß weder Stiere noch Kalben zur Fortpflanzung zulassen, bis sie ein Alter von drei Jahren erreicht haben. Er muß sie unterdessen gut pflegen und warten, wo er alsdann auch in der Folge desto größern Nuzen von seiner Viehzucht zu erwarten hat. Doch ist bei einer guten Stallfütterung und fetten Wiesen das Vieh schnellwüchsiger, und wird also eher mannbar.

Zwölftes Kapitel.

Wie Christoph Gutwill für seine Kinder und Kindeskinder sorgen will.

Der Herbst nahte heran, und da die Witterung sehr günstig war, und der Landmann im Frühjahre oft alle Hände voll zu thun hat, so eilte Simon Strüf, den Wunsch seines Freundes Moll zu erfüllen, und die Pläze, wohin Obstbäume gesezt werden sollten, auszumessen und mit Pfählen zu bezeichnen. Ein Theil der Obstbäume sollte noch im Herbste, der größere Theil derselben aber im Frühjahre gesezt werden. Simon strengte sich an, seinem Freunde eine vorzügliche Freude zu bereiten.

Gschray sollte nun auch die Gruben ausgraben helfen, wo die Obstbäume hinein zu stehen kamen. „Da müßte ich ja ein Martyrer seyn, — rief er, — bei diesem Neuerungs-Teufel! Ich müßte wie ein Sklave thun, was er will, und mich plagen, wie ein Vieh — für fremde Leute! Da wär' ich ein Narr! Hab's für mich selbst nicht gethan, — da steht mir der Daumen vor!"

Gschray wollte also nicht arbeiten. Strüf mahnte ihn Anfangs in Güte, zu thun, was zu thun sey; allein da dieses nichts nüzte, so ordnete er eine andere Arbeit an, welche Gschray thun mußte; indeß er mit seinem Knechte, den er Moll überlassen hatte, die Gruben für die Obstbäume besorgte.

Zur nemlichen Zeit kam Christoph Gutwill zu Simon, und erzählte ihm, daß er einen guten Verkauf mit einem Paar Ochsen gemacht, und 28 fl. rein dabei gewonnen habe.

Aber was glaubst du — fragte er Simon — was ich mit diesem Gelde gemacht habe?

Simon. Du wirst doch nicht wieder gespielt haben?

Christoph. Behüte! ich habe das verdammte Spielen ganz aufgegeben. Ich muß nun auch auf meine Kinder Bedacht

nehmen, und ihnen ein Denkmal von mir zurüklassen. Ich habe um die 28 fl. Gewinn lauter Obstbäume gekauft.

Simon. (Freudig erstaunt.) Das hast du gethan?

Christoph. Ja! — Sieh, da fährt mein Knecht schon damit her: ein ganzer Wagen voll Bäume!

Simon (geht zu dem Wagen hin und besieht die Bäume.)

Christoph. Diese will ich nun sogleich auf meinen Gründen herum einsezen.

Simon. Gutwill! dann sind deine 28 fl. so gut, wie hinausgeworfen.

Christoph. (Erschroken.) Wie — was sagst du da?

Simon. Es ist nicht anders. Und könnten es nur alle Bauern in ganz Bayern hören! ich weiß gar wohl, daß, durch mein Beispiel gereizt, bereits sehr viele Dörfer anfangen, ihre Felder und Gründe mit Obstbäumen zu bepflanzen. Allein wenn sie es nicht so machen, wie ich jezt dir rathen will, so ist all ihre Mühe vergebens, und sie bringen keine Bäume in die Höhe.

Christoph. Ei, wo stekt denn der Fehler?

Simon. Sieh, solche kleine Bäumchen da muß man nicht gleich, wie man sie kauft, auf die Felder hinaus sezen. Sie haben ja noch keine Krone, keinen diken Schaft, und sind an den Wurzeln ganz ausgetroknet und zerschunden. Diese können nun 12 und 16 Jahre auf den Feldern stehen, und sie werden nach dieser langen Zeit doch nicht viel gewachsen seyn. Einer nach dem andern wird absterben, oder von den Hasen oder vom Viehe, oder von dem Muthwillen oder Frevel beschädigt werden.

Christoph. Ja, das fürcht' ich selbst!

Simon. Und so, wie die Bäume dahin schwinden, wird auch die Freude abnehmen. Zulezt stehen von dem ganzen Wagen voll nur dort und da noch ein Paar Dürftlinge. Und so wird es allen Bauern gehen, die so dünne bamberger Rüthlein kaufen und einsezen.

Christoph. Also hätt' ich mein Geld für diese Bäume umsonst ausgegeben?

Simon. Das sind ja keine Bäume, sondern nur Rüthlein. Mit solchen Rüthlein läßt sich nichts machen, und kann nichts herauskommen. — Seze sie ja nicht auf die Aeker auseinander, sondern fahre sie nach Hause, und seze sie in deinem Garten $2^1/_2$ Schuh weit von einander auf einen Flek zusammen. Grab'

zuvor das Erdreich tief um, halt' es beständig von Gras und Unkraut rein, und so erzieh diese Ruthen erst zu Bäumen mit dikem Schaft' und mit 6 bis 7 hohen schönen Kronen. Dann erst seze sie auf die Felder, und nun wirst du an ihnen Freude erleben.

Christoph. Nun, das will ich Alles thun; und — tausend Dank, Strüf, für deinen Rath!

Simon. Welche Früchte werden sie aber tragen?

Christoph. Der Mann, dem ich sie abkaufte, hat mir die besten Muskateller, Maschanzger, Zwiefeläpfel und Herrn- und Pfundbirnen herausgesucht.

Simon. Sieh, Gutwill! der beste Obstkenner kann vom blossen Ansehen der Stämme die Sorten nicht unterscheiden. Wenn also die fremden Händler sich stellen, als suchten sie aus dem ganzen Haufen diese oder jene Sorte heraus, so ist dieses gröstentheils blosse Täuschung. Vielmehr sind viele solche Stämme gar nicht veredelt, sondern der Wulst, den ihr sehet, ist nur zum Schein und Betrug hineingeschnitten.

Christoph. Das wäre eine verfluchte Sache!

Simon. Darum ist es nöthig, daß du alle, die nicht aus den Trieben und Blättern sich vielleicht erkennen lassen, wenn sie die Kronhöhe haben, noch in der Krone veredelst.

Christoph. Wenn sie aber doch schon veredelt wären?

Simon. Wenn auch! du kannst ja bei mir die vortrefflichsten Sorten aussuchen, so bekömmst du, welches Obst du haben willst, und weißt, daß du gewiß gutes Obst erhältst. Denn wie du es jezt anfängst, so bleibt es.

Christoph. Du hast doch selbst Bäume gekauft, und sie sogleich ohne Veredlung auf deine Felder gesezt?

Simon. Meine Bäume waren in ordentlichen Baumschulen schon groß genug gezogen, und kosteten das Stük 30 kr., indeß die Deinigen 4 oder 8 kr. gekostet haben. Mir wäre nach zwei Jahren das Stük nicht mehr um einen Dukaten feil gewesen.

Christoph. Das Stük um 30 kr.? Da hätte ich also für meine 28 fl. sechs und fünfzig große Sezbäume bekommen?

Simon. Die dir lieber hätten seyn dürfen, als dieser ganze Wagen voll Bänme.

Christoph. Aber wo bekömmt man solche Sezbäume?

Simon. Ich habe sie mir aus sehr entfernten Baum-

Schulen bringen lassen. Nun aber habe ich vor 6 Jahren selbst eine Baumschule angelegt, und kann diesen Herbst schon die schönsten Stämme verkaufen.

Christoph. Du verkaufst also junge Bäume?

Simon. Alle, die auf dem Riff-Aker stehen.

Christoph. Ei, die sind ja mehr als zweitausend?

Simon. Ich denke, daß ich binnen drei Jahre für ein Paar tausend Gulden Bäume daraus verkaufen werde. Die Bauern werden wohl in der Länge keine Narren mehr seyn, und sich statt schöner Bäume solche Rüthlein kaufen. Meine Bäume tragen gleich im zweiten Jahre nach ihrer Versezung. Und was in der Nähe nicht verkauft wird, verkaufe ich in die Ferne, da sie, wohlverpakt, in die entferntesten Orte gelangen können.

Christoph. Da könnte ich mir wohl selbst auch eine Baumschule anlegen?

Simon. Freilich! Mich wundert es, daß nicht schon längst die Grundbesizer darauf verfallen sind. Es ist dabei kein Mißwachs zu befürchten, man braucht nicht viel Raum, und hat dabei kaum so viele Arbeit, wie bei andern Gewächsen. Ich kenne einen Weber, welcher nichts als ein Häuschen, und neben diesem einen kleinen Aker hat. Diesen hat er zu einer Baum-Schule benüzt, und er zieht jährlich daraus mehr Gewinn, als mancher Bauer aus seinem ganzen Hofe.

Christoph. Aber ich kann mit dem Belzen nicht umgehen.

Simon. Das kannst du ja leicht lernen! Ich will es dir zeigen.

Christoph. Sey so gut, Simon. — Wenn ich aber Obstkerne von guten Aepfeln und Birnen anbauete, so brauchte ich die daraus erwachsenen Bäume nicht zu belzen.

Simon. Da irrst du dich gewaltig! Nur Nüsse und einige Sorten Pflaumen und einige vom übrigen Steinobste behalten die nemliche Art bei, woraus sie gezogen sind. Alles Uebrige muß gepelzt werden, wenn es nicht ausarten soll.

Christoph. So bitte ich dich, mich das Belzen zu lehren, und mir auch beim Versezen dieser Bäume (auf den Wagen deutend) an die Hand zu gehen.

Simon. Es sey! Obschon ich alle Hände voll zu thun habe. Morgen will ich zu dir hinüber kommen.

Christoph. Ich danke dir, Strüf! Gottes Lohn dafür, und leb' wohl.

Simon. Leb' wohl, und ändere deinen Entschluß nicht. Deine Kinder und Enkel werden dich dafür segnen.

Dreizehntes Kapitel.

Ist denn das Neue besser, als das Alte?

(Im Wirthshause zu Reitern.)

Schmidbauer (zu Christoph, der eben eingetreten ist). Gott grüß dich, Christoph!

Christoph. Dank' dir, Schmidbauer!

Schmidbauer. Sez' dich zu mir her. Da drüben sizen die Neumodi-Bauern.

Christoph. Die Neumodi-Bauern?

Schmidbauer. Nun ja! Sie wollen jezt alles Krumme gerade machen; sezen um ihre Felder Obstbäume, heben die Brache auf. —

Christoph. Ei, das will ich jezt auch thun!

Schmidbauer. Du? Und auch das Mistlakenwasser in ausgemauerten Gruben sammeln, und auf die Aeker und Wiesen fahren, und mehr solches Zeug thun, wovon man nie etwas gehört hat?

Christoph. Warum denn nicht? Man sieht ja die Vortheile bei Simon Strüf.

Schmidbauer. Ei, Vortheile! Weiß der liebe Gott, woher sich sein Wohlstand schreibt! — Sein Gut war von jeher ein braves Gut.

Christoph. Das wohl! Aber doch nie ein solches Gut, wie es jezt ist.

Schmidbauer. Also glaubst du auch, daß er es besser gemacht hat?

Christoph. Das liegt ja offenbar vor Augen da!

Schmidbauer. Larifari! Ich weiß dieß auch zu beurtheilen. Ich bin 28 Jahre schon Bauer, und glaube, ausgelernt zu haben.

Christoph. Ausgelernt? Wer lernt denn aus auf dieser Welt?

Schmidbauer. Wer? Der Professionist hat ausgelernt, wenn er seine Lehrjahre überstanden, und sein Meisterstük gemacht hat. Der Bauer hat ausgelernt, wenn er ein braver Baumann gewe-

sen ist, und nun mit eigenem Rüken ein Gut besizen und bewirthschaften kann.

Christoph. Aber wenn nun der Schneider keinen andern Rok machen kann, als man vor 30 Jahren, da er auslernte, getragen hat, wie dann? Wird er sich wohl das trokene Brod verdienen können? — Und so ist es bei jedem Professionisten. Jeder Handwerksmann muß auch noch als Meister fortlernen, jede fremde Arbeit aufmerksam betrachten, und darüber nachdenken, wie die Sache sich besser, schöner, bequemer und vortheilhafter machen läßt, wenn er seinen Wohlstand dauerhaft begründen will.

Schmidbauer. Ei, ei, wie gescheid! Ist es bei einem Handwerksmann nicht ganz anders, als bei einem Bauer?

Christoph. Nichts weniger! Grund und Boden können eben so wohl verbessert und fleißiger bearbeitet werden, wie alles Andere. Der Bauer darf daher auch nicht immer beim Alten bleiben.

Schmidbauer. Daß es etwa jezt besser ist, als vor dreissig Jahren!

Christoph. Keineswegs! Es sind Steuern und Abgaben größer geworden; die Dienstboten haben jezt um die Hälfte mehr Lohn, als vor Jahren; das Eisen und das Lederzeug ist um die Hälfte im Werthe gestiegen, und die Arbeit der Handwerksleute noch mehr. — —

Schmidbauer. Nun, ist also die neue Zeit besser, als die alte?

Christoph. Nach dieser Ansicht freilich nicht; allein wir sind nun einmal darin, und müssen mitleben und auf Gott vertrauen, daß er es nicht schlechter, und schon recht machen werde.

Wieningauer (der immer zugehört hatte). Brav, Christoph! Das ist christlicher Sinn und christliche Denkungsart! Wir können Das, was Gott so geschehen läßt, nicht anders machen.

Christoph. Wie können wir denn noch fortwirthschaften, wenn wir unsere Grundstüke nicht anders benüzen, als sie unsere Vorfahren benüzt haben? Da sieh aber Simon Strüf an, bei dem es sich ganz klar zeigt, was der Fleiß vermag. Er spürt wohl die schlechte Zeit, allein er kann sie doch überstehen, und er befindet sich doch noch immer im Wohlstande. Und dieses Alles, weil er aus einem Tagwerke mehr Nuzen zieht, als wir

aus zwei oder dreien, und weil er jedes Flekchen Erde gut zu benüzen weiß. Schau nur einmal seine Wirthschaft an, du wirst sodann auch anders reden.

Wieningauer. Gewiß, daß muß wahr seyn! — So lernte ich auch während meines Soldatenlebens einen Bauer kennen, der ein Stük Land von dritthalb Tagwerken, welches sein Vater um 14 fl. gekauft hatte, und worauf der Sohn kaum ein Scheffel Haber erntete, durch Fleiß und Mühe so verbesserte, daß es jezt unter Brüdern 2000 fl. werth ist.

Schmidbauer. Nun, und wie hat es denn der angefangen?

Wieningauer. Du kannst dir leicht denken, daß Kurt, so hieß der Bauer, die Hände nicht in den Schooß legen durfte; denn aus Nichts wird Nichts. Das ganze Land war ein steiniger Berg. Da führte Kurt nach und nach bei vierzehnhundert Fuder Erde, und eben so viel Mist auf diesen Berg, und fing an, dieses Stük Land mit Obstbäumen zu bepflanzen. Er fing zuerst im Kleinen an, und trieb es allmählig in's Größere, bis er endlich damit fertig war. Im Jahre 1793 war das ganze Land schon mit Bäumen besezt. Bis die Bäume einen beträchtlichen Nuzen abwarfen, baute er jährlich Kartoffeln und andere Früchte auf diesem Stüke. Allein im Jahre 1798 — also nach fünf Jahren — bekam er schon dreissig Körbe voll Zwetschgen davon. Einige Jahre später löste er schon eine ansehnliche Summe aus den Früchten, und im Jahre 1806 verkaufte er für 25 Thaler Kirschen, und für 70 Thaler Zwetschgen. Und dieser Ertrag vermehrte sich noch immer jährlich, so daß dieses Stük Land endlich 2000 fl. unter Brüdern werth war.

Schmidbauer. Er mußte aber auch genug gute Erde und Dünger haben.

Wieningauer. Welche er sich durch Aufmerksamkeit und Fleiß allmählig selbst erzeugt und erspart hatte. Wenn es täglich vorwärts geht, so kömmt man endlich auch weit.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Schafzucht und deren Veredlung.

Als die Dachsheimer am folgenden Sonntage wieder zu Simon kamen, erzählte Wieningauer den Vorfall im Wirthshause zu Reitern, und wie selbst Schmidbauer andern Sinnes zu werden anfange. Simon freute dieß um so mehr, weil Schmidbauer im Ganzen ein sehr braver Bauer war, den nur seine Liebe zum Alten und zum Hergebrachten abhielt, die Verbesserungen nachzuahmen, die bereits von Vielen nachgeahmt wurden. Daß man nicht auslernen könne — sagte Simon — kann uns die Schafzucht lehren, wovon ich euch heute mehr sagen will.

Die Stärke oder Schwäche einer Schäferei hängt lediglich von vieler oder weniger Sommer- und Winterfütterung ab, und niemals sollte man mehr Schafe halten, als man sowohl im Sommer als im Winter reichlich ernähren kann.

Aber da gibt es Viele, welche glauben, es sey gut, wenn sie nur sehr viele Schafe halten, ob sie gleich dieselben den Sommer hindurch kaum nothdürftig auf der Weide, und den Winter hindurch größtentheils mit Strohfutter erhalten müssen.

Da wächst dann die Wolle wegen Mangel an Nahrung sehr schlecht, die jungen Lämmer werden klein und elend, und sterben in Menge.

Man kann von 10 guten Schafen mehr Wolle erhalten, als von 15 schlechten.

Buzhofer. Wie? Haben denn etwa schlechte Triften oder verdorbenes Futter auf die Güte der Wolle einen Einfluß?

Simon. O, das glaub' ich, und man hat bei Erkaufung neuer oder fremder Schafe wohl auf diesen Umstand zu merken.

Endl. Du hast ja deine Schäferei nach und nach ausserordentlich vermehrt, und jezt lauter veredelte Schafe?

Simon. Die könnt ihr auch bekommen. Seht, Nachbarn! das geht so zu:

Wenn man die schlechte Wolle seiner Schafe veredeln, oder die Schäferei verbessern will, so muß man eine, seiner Schäferei angemessene Anzahl spanischer Widder kaufen, und mit diesen seine Mutterschafe belegen lassen. — Die spanischen Schafe haben bekanntlich die feinste Wolle.

Endl. Wo wird man aber Schafböke aus Spanien bekommen können?

Simon. Sie sind in Bayern schon ziemlich zahlreich. Denn es fangen immer mehrere Landwirthe an, die Vortheile der veredelten Schafzucht an sich zu bringen.

Die Böke dürfen aber nicht unter zwei, und nicht über acht Jahre alt seyn, wenn sie zum Springen gut seyn sollen.

Ehe nun aber diese Böke unter die Mutterschafe gelassen werden, muß man nur die gesundesten der Leztern zur Fortpflanzung wählen, und auch noch darauf Rükſicht nehmen, welche unter denselben die beste Wolle haben. Denn je nachdem die Mütter mehr oder weniger gute Wolle haben, eben so wird man auch bei der jungen Zucht eine mehr oder minder gute Sorte erhalten. Man muß aber auch in den künftigen Jahren immerfort zu verhindern suchen, daß nicht Mutterschafe, die feine Wolle haben, von kleinern und schlechtere Wolle habenden Böken belegt werden. Denn der Vater trägt zur Schönheit der Nachkömmlinge, und auf die Feinheit der Wolle immer mehr bei, als die Mutter.

Lippleder. Um welche Zeit muß man denn die Schaf-Böke unter die Mutterschafe lassen?

Simon. Das hängt von vielem oder wenigem Winterfutter ab. Wer mit genugsamer Fütterung versehen ist, der kann seine Böke schon Ausgangs Juli oder Anfangs August unter die Mutterschafe thun. Denn die früheren Lämmer haben einen sehr großen Vorzug vor den später fallenden. — Allein, wer nicht viel Winterfutter hat, muß hiezu bis zum Oktober, wohl gar November, warten, damit die Lämmer erst fallen, wenn die Alten schon etwas Futter auf ihren Hutungen finden.

Ein Schaf geht 20 bis 21 Wochen trächtig.

An Orten, wo man Berg-, Thal- und Buschtriften hat, da muß man bei nasser Zeit die Thäler und niedrigen Triften vermeiden, und die Schafe auf die Berge und Anhöhen hüten. Bei trokener Witterung zieht man dann in die Thäler und Felder, bei kaltem Winde hingegen, so wie bei starker Hize in die Buschtriften. Dahin sollen die Schafe, wenn es seyn kann, in den heissesten Mittagsstunden immer getrieben werden, welches ihnen gar wohl thut, weil diesen bepelzten Thieren die große Hize sehr zuwider ist. Besonders soll man sie auch niemals

Durst leiden lassen. Uebrigens sollen die Hutungen, wenn man große Schäfereien hat, unter die verschiedenen Schafsorten getheilt seyn.

Für die Mutter- oder Lamm-Schafe soll jederzeit die beste und gesundeste Hutung bestimmt werden, wo dieselben genugsames und gutes Futter erhalten, damit die jungen Lämmer, die sie im Leibe ernähren müssen, fein groß und stark werden, und selbst die Mütter bei guten Kräften bleiben.

Nach den Mutter- oder Lamm-Schafen folgt das junge Vieh, z. B. die Zeitschafe und Jährlinge. Für diese muß man nicht weniger so viel nur immer möglich auf gute Hutung bedacht seyn. Denn je besser das Futter, desto größer werden sie. Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Lämmern, wenn diese im Sommer von ihren Müttern genommen und allein gehütet werden sollen. Sie müssen nun die beste Hutung erhalten, damit sie gut zunehmen, sofort dann groß, munter und gesund in den Winter gebracht werden.

Für die Hammel oder Schöpse bestimmt man gewöhnlich immer die weitesten und schlechtesten Hutungen. Gehen aber einmal die Stoppelfelder auf, so läßt man ihnen auch so viel möglich etwas bessere Hutung zukommen.

Niemals soll man Schafe austreiben, oder Abends noch auf der Weide lassen, wenn das Gras noch mit Thau und Reif bedekt ist.

Wohl aber können die Schafe, wenn im Herbste die Fröste eintreten, und kein Schnee liegt, auf die Saaten getrieben werden. Dieses schadet der Frucht nichts, und ist den Schafen sehr gesund, und Schafe, welche keine Saat (Sacherer) fressen werden, sind zuverlässig schon ziemlich krank, und müssen sogleich weggeschafft werden. Hingegen die Schafe auf die mit Schnee bedekten Saatfelder zu treiben, ist schädlich.

Fünfzehntes Kapitel.

Von den verschiedenen Arten des Winterfutters der Schafe, und wie sie gefüttert werden müssen.

Simon. Süsses Heufutter ist den Schafen das angemessenste und gesundeste. Hievon hat man nun freilich in den wenigsten Wirthschaften große Vorräthe; man kann sich aber

dieselben immer vermehren, wenn man sich angelegen seyn läßt, wie ich euch schon gesagt habe, seine Wiesen zu verbessern.

Nebstdem muß man gleich beim Einernten seines Heues und Grummets die Vorsicht gebrauchen, das beste und süsseste Futter für die tragenden und saufenden Mutterschafe und Lämmer, und wenn man dessen genug hat, auch für das übrige junge Schafvieh, besonders aufzuheben; das schlechtere hingegen für die Hammel aufzubehalten, obschon sich diese bei gutem süssen Heu und Grummet auch besser befinden.

Will man dem Viehe das Heu recht schmakhaft und gedeihlich machen, so kann man für Rind- und Schafvieh (während das Heu in den Scheuern eingefahren, und daselbst fest gepakt wird,) schichtenweise Salz einstreuen.

Buzhofer. O! Sapperment! Was braucht man da für eine Menge Salz?

Simon. Es ist hinreichend, wenn man auf ein Fuder ungefähr 4 Pfund Salz anwendet. Aber da lekt auch das Vieh den ganzen Winter Delikatesse mit eben dem Vergnügen, wie du zu Lichtmeß deine eingesalzenen oder geräucherten Schweineschinken. Und überdieß ist dieses Salz, welches während des Schwizens des Heues schmelzt und dem Heu seine Kraft mittheilt, dem Viehe nicht blos eine Würze, sondern auch wahre Arznei.

Wieningauer. Nun, das laß ich gelten! So bekommt doch das liebe Vieh nicht immer nur lauter ungesalzene Kost!

Endl. Ah — d'rum ist dein Vieh so schön, so gesund, und eben so gut bei Appetit, als bei Leib!

Simon. Und seht, Nachbarn! daß ich mit gar nichts geheim thue, so will ich euch auch nur sagen, daß auch der Mist, welcher von dem Salzfutter erlangt wird, eine viel stärkere Wirkung hat, als anderer. Da kömmt also das Geld, was das Salz kostet, von zweien Seiten doppelt wieder.

Und nun wieder zu unsern Schafen!

An solchen Orten, wo man wenige, oder wohl auch schlechte Wiesen hat, befleißt man sich gewöhnlich auf starken Erbsen- und Wikenbau, und füttert die Schafe statt mit Heu alsdann den Winter über mit dem Strohe von diesen Fruchtsorten. Hingegen die Überkehr, oder das Klare aus den Blättern von diesem Geströhe, welches die beste Fütterung zum Anmengen für

das junge Rindvieh abgibt, taugt für die Schafe nicht; denn es fällt von den Raufen herunter in den Mist, oder den Schafen in die Wolle.

Da aber obige Futterarten nicht auslangen, bedient man sich auch des Winter- und Sommerstrohes von den Getreide-Arten. Das Sommerstroh fressen die Schafe lieber, als das Winterstroh. Hat man nur grobhalmiges Langstroh, so muß man zur Verbesserung noch etwas Heu darunter schneiden, und den tragenden und säugenden Mutterschafen, so wie den Lämmern auch ein wenig Haber füttern. Laubfutter ist beinahe so gut, als Heu, und kann daher im Nothfalle angewendet werden; nur muß es erstens zur rechten Zeit, und zweitens troken eingebracht worden seyn. Dumpfig und moderig wäre es gefährlich.

Endl. Laub zum Füttern? Das hab' ich noch nie gehört!

Simon. Du stellst dir gewiß Laubstreu vor? Nein, Endl! dieses Laub muß durch Abhauen der Zweige, ehe sich starke Reife einstellen, eingesammelt, und in kleinere Bündel gebunden werden.

Erlenlaub ist besonders gut, und kann im Winter zu Pulver gemacht, und unter das Salpetersalz gemengt werden. In ordentlichen Wirthschaften hält man nicht mehr Vieh, als man Futter hat, um dasselbe reichlich ernähren zu können, und sezt zur Vorsorge jederzeit einen harten und langen Winter voraus. Müßte man Heumangel besorgen, so muß die Winter-Fütterung nicht so zeitig damit angefangen werden, sondern man erhält das Schafvieh so lange als möglich in den Winter hinein mit Stroh von Sommer- und Wintergetreide, Laub- und Erbsenstroh, mit denen man jedoch täglich abwechselt, und wovon man für die tragenden Mutterschafe und das junge Vieh allzeit das weichste und futterreichste aussucht. Tragenden und säugenden Mutterschafen gebe man öfters Kleien mit Haber und Gerste gemengt, auch Kartoffeln, Möhren, gekochte Erbsen und Linsen ꝛc.

Ist der Winter offen, so daß die Schafe auf die Saaten oder sonst an grasreiche Orte getrieben werden können, so erhalten sie des Morgens, ehe sie ausgetrieben werden, und des Abends, wenn sie nach Hause kommen, Stroh in die Raufen gestekt, und dieses darf nicht sparsam geschehen. Auch gegen

das Frühjahr hin, wenn die Schafe schon etwas Grünes draussen finden, müssen sie noch immerfort Morgens und Abends ein Hausfutter finden, und zwar wo möglich Heu; denn vom Stroh rede ich nur für den Fall, wenn an Heu Mangel ist.

Grummet muß nicht anhaltend hintereinander, sondern abwechselnd als Zwischenfutter gegeben werden, weil die Schafe sonst den Durchfall davon bekommen.

Endl. Wie viele Zentner Heu rechnet man denn für den Winter auf etwa 50 Schafe?

Simon. Wenn man gutes, futterreiches Stroh, auch Erbsenstroh und dergleichen zum Beifutter hat, so braucht man für 50 Schafe etwa 75 Zentner Heu, und dabei erhält 1 Schaf dennoch kein Pfund Heu täglich.

Wieningauer. O! mit 1 Pfund kömmt es wohl nicht aus!

Simon. Freilich nicht; ein altes Schaf muß auf's Wenigste noch 3 Pfund gutes futterreiches Stroh erhalten. Wenn man sie aber pur mit Heu füttern wollte, würden für jedes Stük täglich 3 Pfund erfordert; pures Stroh hingegen 5 Pfund, wovon meistens 2 Pfund als unschmakhaft liegen gelassen werden oder unter die Streu fallen.

Ich für meinen Theil schneide gedörrten Klee und Weizenstroh unter einander. Dann mische ich auf 20 Stüke eine Hand voll Schwefelblüte und eine Hand voll Wermuth als Arznei öfters darunter.

Ein wichtiger Artikel ist das

Salz für die Schafe.

Wer ihnen im Sommer und Winter fleißig Salz geben läßt, der wird hievon guten Nuzen haben. An Orten, wo man Steinsalz haben kann, ist dieses eben so gut anzuwenden, wie das andere gewöhnliche Salz. Ersteres wird in den Schafställen an Striken aufgehangen, und zur Zeit, als die Schafe daran leken sollen, herunter gelassen. Je öfter dieses geschieht, desto besser ist es. Indeß muß man sie nicht gar zu sehr daran gewöhnen. Hat man kein Steinsalz, sondern gewöhnliches Salz, so gibt man etwa alle 8 Tage jedem Stük eine Hand voll auf dazu bereiteten flachen Trögen. Wenn man aber austreibt, muß man nur Salz geben, wann trokenes Wetter ist. Wenn ich also sehe, daß es Morgen wahrscheinlich regnet, gebe ich heute kein Salz. Auf 1 Schaf rechnet man jährlich 2 Pfund

Salz. Den Lämmern soll man öfters Salz geben, als den Alten.

Buzhofer. Wie man die Lämmer behandeln und füttern muß, mußt du uns besonders lehren!

Simon. Je länger die jungen Lämmer an der Mutter saufen, desto schöner und stärker werden sie. (Die Mütter müssen fortwährend gut genährt werden.) Sind indessen die Lämmer einmal drei Wochen alt, so müssen sie nach und nach an anderes Futter neben ihrer Milch gewöhnt werden. Man gebe ihnen sodann recht zartes Heu, Laub von Bäumen, vorzüglich Eschen-Laub, Linsenstroh, gekochten Haber, gequollne Erbsen, Linsen oder Wiken vor.

Lippleder. Das fressen ihnen ja die Alten Alles weg?

Simon. Man muß die Lämmer abgesondert füttern, welche Vorrichtung man im Stalle leicht herstellen kann. Man mache ihnen auch eigene Salzrinnen, streue ihnen etwas gebrühte Körner darunter, so werden sie sich bald an das Fressen gewöhnen und dann beim gänzlichen Abnehmen von der Mutter nicht zurük bleiben.

Neben dieser Fütterung ist auch nicht zu vergessen, ihnen alle Tage frisches und reines Wasser in kleinen Trögen vorzusezen.

Es trifft sich meistens, daß man die Lämmer zu Anfang des Junius von den Müttern absondert. Hiebei muß man nun Aufsicht haben, ob den Müttern die Milch in den Eutern nicht stokend wird, und sie den ersten Tag dreimal, dann ein Paar Tage zweimal, endlich die fernern acht Tage täglich einmal gut ausmelken.

Die Lämmer werden auf die besten Triften, und wo möglich auf Berge geführt, und da man die Böke von Johanni bis 14 Tage vor Michaeli nicht unter die Mutterschafe lassen soll, können sie diese ganze Zeit mit den Lämmern gehen. Diese müssen nun sorgfältig vor der heissen Sonnenhize oder warmen Ställen bewahrt werden, damit sie nicht die Drehkrankheit bekommen. Früher aber müssen sie eben so sorgfältig vor Kälte und Nässe bewahrt, und dürfen, bis sie stark geworden sind, nicht mit den Mutterschafen auf die Weide geführt werden. Wohl aber lasse man sie, bei schöner Witterung, um sie an die freie Luft zu gewöhnen, alle Tage eine kurze Zeit im Hofe herumspringen.

Endl. Darf man sie denn nicht mit den Müttern austreiben?

Simon. Wie so?

Endl. Weil du sagst, man soll die Böke mit ihnen gehen lassen!

Simon. Das ist eben kein Gesez. Man kann sie gar wohl auch mit den Müttern bei günstiger Witterung auf die Weide nehmen. Da richte sich Jeder nach Ort und Gelegenheit.

Sechzehntes Kapitel.

Wie ein guter Schafstall beschaffen seyn soll.

Simon. Der Schafstall soll auf der Abendseite der Hofgebäude mit der Stallthüre gegen Morgen gebaut, und an einem troknen Orte so angelegt werden, daß die Schafe vor den kalten, stürmenden Abend- und Mitternachtswinden gesichert, dann bequem aus- und eingetrieben werden können. Nebst dem sollen sie auch so viel Raum vor dem Ausgange haben, daß sie bei heiterer Witterung vor demselben liegen können.

Ferner gehören zu einem guten Schafstall folgende Erfordernisse:

1) Daß die Schafe darin den gehörigen Raum haben, und nicht gedrängt auf einander liegen. Am Allerwenigsten werden im Durchschnitte zwei Quadratellen auf ein Stük erfordert. Wäre nun z. B. die Schäferei 200 Stüke stark, so muß der Stall für die Schafe 400 Quadratellen enthalten; wozu noch der nöthige Raum für Raufen und Futtertröge kommt.

2) Die Höhe des Schafstalles muß wenigstens 12 Schuh betragen, weil den Winter hindurch der Mist bis auf 2 Schuh Höhe anwächst.

3) Er muß eine große Thüre zum Ein- und Austreiben des Viehes und zum bequemen Ausfahren des Mistes haben, und in der großen Thüre muß auch eine kleine seyn, sowohl zur Bequemlichkeit des Aus- und Eingehens, als auch zur Verhinderung der Kälte, die durch die größern Thüren bei oftmaliger Eröffnung hineindringen würde.

4) Der Stall muß nothwendig an zwei gegen einander liegenden Seiten mit Klappen versehen seyn, damit man der Luft den nöthigen Durchzug verschaffen kann.

5) Die Grundmauern müssen wenigstens zwei Fuß hohe steinerne Sokeln unter den hölzernen Säulen haben, damit der sich stark anhäufende Dünger das Holz nicht berühre, und zur Fäulniß bringe.

6) Ist ein Heu- oder Futterboden über dem Stalle angebracht, so muß er gut geschlossen seyn, damit gar kein Gemölbe durchfallen und die Wolle der Schafe verunreinigen kann.

7) Ist der Stall auf sehr viel Vieh eingerichtet, so müssen, um den nöthigen Luftzug zu bewirken, nebstbei Dunstschornsteine angebracht werden.

Buzhofer. Dunstschornsteine? Was sind denn das?

Simon. Es sind viereckige, aus Brettern zusammengenagelte Röhren, die gerade wie ein Schornstein (Rauchfang) über das Dach hinausreichen.

Buzhofer. Es muß ja doch auch sonst noch eine innere Einrichtung für die Schafe im Stalle seyn!

Simon. Freilich wohl; aber diese innere Einrichtung ist sehr einfach und besteht blos in den

Futterraufen und Krippen.

Die Höhe der Futterraufen und die Entfernung ihrer Stäbe oder Sprossen von einander, richtet sich nach der Größe der Schafe. Bei den kleinen Schafen brauchen die Stäbe nur $1^1/_2$ Fuß lang und $2^1/_2$ Zoll von einander gesezt zu seyn; bei größern Schafen werden die Stäbe verhältnißmäßig länger und weiter gemacht.

Die Stäbe müssen rund seyn.

Sind die Futterraufen einfach, so werden sie an den Seitenwänden des Stalles herum befestiget; sind sie doppelt, so daß die Schafe von beiden Seiten hinzu stehen und fressen können, so werden sie in dem Stalle quer gestellt. —

In keinem Falle dürfen sie weder zu niedrig, noch zu hoch, und auch nicht zu schief stehen.

Endl. Warum denn nicht zu niedrig?

Simon. Weil sonst die Schafe das Futter oben heraus holen, mit ihren Köpfen tief hinein fahren, und die sogenannten Futterhälse bekommen würden.

Endl. Und was schadet's denn, wenn's zu hoch sind?

Simon. Dann können sie das Futter nicht erreichen.

Endl. Und warum dürfen sie nicht schief stehen?

Simon. Damit sie ihnen nicht zu weit über den Kopf hängen, und das herausfallende Futter nicht auf ihre Hälse falle, und sie nicht ebenfalls Futterhälse bekommen.

Ich für meinen Theil habe mir, um die Schafe gegen die Futterhälse zu sichern, folgende Vorrichtung gemacht:

Unten, wo die schiefe Raufe anfängt, habe ich ein Brett von 9 Zoll Breite wagrecht angenagelt. Dasselbe ist an der Kante mit einer Leiste versehen, welche 1 Zoll breit, und rund ausgehobelt ist. Wenn nun die Schafe fressen wollen, so stoßen sie mit der Brust daran, und müssen lange Hälse machen, um ihr Futter zu erreichen. Dadurch wird verhütet, daß das Gesäme und Geniste nicht auf die Schafe, sondern auf das Brett fällt, welches sie nach der Mahlzeit aufleken können.

Die Futterkrippen sind nicht allgemein eingeführt. Man macht sie blos von 6 Zoll breiten Brettern, welche am Boden 6 Zoll, die Höhe von 6, und die obere Oeffnung von 12 Zoll haben. Sie werden unter die Futterraufen angebracht, damit die Halmen und Körner nicht verloren gehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Schafschur.

Simon. Ehe man den Schafen ihre Wolle nimmt, müssen dieselben früher an einem schönen und wo möglich warmen Tage geschwemmt, oder auch wohl gar gewaschen werden.

Endl. Ich habe es im Brauch, nie die Schafe, sondern erst ihre abgeschornen Pelze zu waschen. Dieses ist ja viel leichter.

Simon. Ich habe es aus Erfahrung, daß man viel weissere Wolle bekömmt, wenn man die Schafe schwemmt, als wenn man blos nach der Schur ihre abgeschornen Pelze wäscht. Ja, oft genügt sogar das Schwemmen nicht, sondern an Orten, wo die Schafe viel im Sande und sandigen Hutungen umher getrieben werden, oder wenn denselben vieler Heusamen vom Heuboden in die Wolle gefallen ist, ist es sogar nothwendig, daß die Schafe statt des Schwemmens ordentlich im Wasser mit den Händen gewaschen werden, und daß zwei Personen zusammen treten, und immer ein Stük nach dem andern gut waschen. Eine Person taucht das Schaf bis an den Hals unter, hält aber den Kopf des Thieres in die Höhe, damit kein Wasser in die Ohren kömmt. Die andere Person fährt mit der

Hand über die Wolle hin, drükt sie öfters aus, und reinigt sie. Nach dem Waschen sorgt man, daß sie gehörig getroknet und nicht schmuzig werden; man treibt sie gewöhnlich auf einen sonnenreichen Rasenplaz, und des Abends in einen recht troknen, mit langem Roggenstroh bestreuten Stall.

Buzhofer. Halt! mir fällt just ein, daß mir vor etwa 7 Jahren ein Knecht von dir erzählt hat, daß du die Schafe und Pelz gar nicht waschest, weil durch das Waschen viele ölige Theile, welche die Wolle vor dem Mottenfraße sichern, verloren giengen?

Simon. Es ist wahr, ich hab's damals gethan. Allein die Fabrikanten und Kaufleute wollen nun einmal gewaschene und reine Wolle haben, mithin wasch' ich meine Schafe jezt wieder wie vor und eh'.

Es ist sehr gut, wenn die Schafe noch vor der Schur 3 — 6 Tage ausdünsten können; denn dadurch wird die Wolle in der Fettigkeit und im Gewicht verbessert. Man muß sie aber inzwischen recht reinlich halten.

Wenn dann gute Witterung ist, so läßt man das Scheeren gerne im Freien auf einem hübschen Rasenplaze vornehmen, bei übler Witterung aber in der Scheuntenne.

Bei dieser Verrichtung muß man den Scheerern auftragen, daß sie die Schafe mit der Scheere nicht zu viel schneiden oder stechen, auch die Wolle ganz nahe an der Haut glatt, d. h., nicht staffelweise, und so abscheeren, daß die Pelze fein ganz bleiben. Zuerst wird die Wolle am Schweife, Füssen und Bauch, und dann erst der ganze Pelz geschoren, alsdann aber wie ein abgezogenes Fell zusammengerollt und sortirt.

Bei mir dürfen die Scheerer das Schaf nicht auf den Schooß legen, sondern auf den Schlachtbok. Man legt es mit dem Rüken darauf, bindet ihm die Füße, und wenn es geschoren ist, trägt man's wieder in den Schafstall, und wäscht es daselbst mit Salzwasser, damit die Haut hart, und zum häufigen Wollentragen wieder geschikt werde, auch die gemachten Wunden, ohne die es niemals abgeht, eher wieder heilen, und die Schafläuse zugleich mit vertilgt werden. (Eine grobe Verlezung mit der Scheere wird am Besten durch eine aus Kohlen-Staub und Oel gemachte Salbe geheilt.)

Nach der Schur werden die Raufen mit gutem Heu versehen, damit sich das hungrig gewordene Vieh sättigen kann.

Wenn nebenbei naſſe, kalte und windige Tage einfallen, und man hat — kein Heu — auf dem Boden, daß man die Schafe bis zu beſſerer Witterung im Stalle behalten und gut füttern kann, ſondern dieſelben auf die Weide treiben muß ..., alsdann ſieht es nicht gar gut für die armen, nakten und ermatteten Schafe aus. Viele werden dann krank, und viele krepiren!

Beſonders geſchieht dieſes bei der erſten oder Frühlings-Schur, wo das Vieh wegen magerer Verpflegung im Winter matter iſt, als bei der Herbſtſchur.

Endl. He! Wie? Du redeſt ja von zweimal Scheeren? Ich habe meine Schafe all' mein Lebtag nur ein Mal geſchoren, ſo im Juni, wenn's recht ſchöne Witterung war, und dann war's gar!

Simon. Das kömmt auf die jedes Orts einmal eingeführte Gewohnheit an. Es gibt ein- und zweiſchürige Schafe, und man kann eben ſowohl aus zweiſchürigen einſchürige, als, umgekehrt, aus einſchürigen zweiſchürige machen, wenn man ſich nur in Anſehung der Scheerzeit hienach einzurichten ſucht.

Wenn man aus einſchürigen Schafen zweiſchürige machen will, ſo muß man nur darauf ſehen, daß man diejenigen Schafe welche noch nicht zweiſchürig waren, zum erſten und andern Male, im Herbſte nicht zu ſpät, ſondern lieber einige Tage eher ſcheere, wenn noch etwas warme Witterung iſt, damit man wegen der einfallenden kalten Witterung nicht beſorgt ſeyn dürfe, weil die Schafe noch nicht an das zweimalige Scheeren gewohnt ſind. Sodann muß man ſie nach dieſer zweiten Schur des Nachts nicht mehr auf freiem Felde laſſen. Sind ſie aber einmal an das zweimalige Scheeren, oder vielmehr nach und nach an die Kälte gewöhnt, ſo können ſie in der Folge auch mehr Kälte ertragen, weil alsdann die Gewohnheit zur andern Natur wird!

Endl. Iſt es denn aber auch beſſer, ſie zweimal, als einmal zu ſcheeren?

Simon. Zweiſchürige Schafe geben etwas mehr Wolle, als einſchürige, mithin iſt das zweimalige Scheeren, im Mai und Oktober, allerdings vortheilhafter. In kalten Gegenden aber, ſo wie bei zu wenigem Futter, auch ſelbſt in warmen Gegenden, mißrathe ich die zweimalige Schur jedem Landwirthe, und bei den Merino-Schafen iſt ſolche auf jeden Fall nicht rathſam.

Die feine Wolle sizt gewöhnlich am Halse und Rüken bis an's Kreuz, die mittlere erhält man von den Seiten am Leibe, vom Kreuze und den Hüften; die schlechte aber von den Schenkeln, Bauche, Schweif und Beinen des Thiers. So — soll man sie auch sortiren, und hienach den Preis reguliren.

Gewöhnlich werden 9 — 11 Stük von den unzerrissenen Pelzen über einander gelegt, zusammengeschlagen, und die kurze reine Wolle der dritten Sorte darein gelegt, jedes Bund dann entweder zusammengebunden, oder ohne dieses in Säke gestopft. Jedoch muß die Wolle recht troken seyn, damit sie nicht faul oder schimmlig werde. Man bewahrt sie in troknen Behältnissen oder Gemächern auf. Zwischen die Gebünde legt man Kienholz, Wermuth, Lavendel, Hopfen oder Kampfer wider die Motten. Auch ist ein kühles Zimmer oft das beste, weil die Motten und ihre Schmetterlinge die Kälte scheuen.

Ich könnte euch jezt noch Manches von den Krankheiten sowohl des Rindviehes, als der Schafe sagen, und euch Heilmittel dagegen vorschlagen; allein in den nicht gefährlichen Fällen könnt ihr euch selbst helfen, und in jedem nur etwas gefährlichen Falle rathe ich euch, sogleich und schnell bei einem geschikten Vieh-Arzte Hülfe zu suchen. — Ich will euch jezt lieber noch etwas für eure Weiber insgeheim vertrauen, womit ihr ihnen eine Freude machen könnt. — Mein Weib meint nehmlich, daß Moll's Wirthschaft ohne einer weiblichen Hälfte nicht in die Höhe kommen könne, und da sorgt sie einstweilen schon dafür, und bringt ihre Erfahrungen und was sie Nüzliches über die Federviehzucht gelesen und selbst angewendet hat, zu Papier, was sie ihr sodann mittheilen wird, und was ihr euch dann auch abschreiben lassen könnt.

Die Bauern äusserten ihre groſse Freude darüber, und quälten sich schon mit Entwürfen, wie sie damit ihre Weiber überraschen und neken wollten. Sodann baten sie aber Simon Strüf, ihnen noch Einiges über den Hopfen- und Flachsbau und dergleichen zu erzählen; daher Strüf fortfuhr, wie folgt.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Hopfenbau.

Simon. In Hinsicht des Hopfenbaues herrscht noch immer die Meinung ziemlich allgemein, daß man ihn in Bayern

doch nie so zu Stande bringen könne, wie in Böhmen. Aber, böhmischer Hopfen! Lieber Himmel! Damit geht es eben so zu, wie mit dem Tabak. Man schafft unsere im Lande erbauten Tabaksblätter zu hundert Zentnern nach Holland, und bringt die nemlichen Tabaksblätter, anders zugerichtet, als ausländischen theuern Tabak wieder für vieles Geld zu uns. — So zahlt der leichtgläubige Bayer auch mit theurem Gelde bayerischen Hopfen statt böhmischen. Die böhmischen Hopfenhändler verführen aus den bayerischen Ortschaften Hersbruk, Bezenstein, Lauf, Altdorf, Neumarkt, Sulzbach, Pleistein, Nabburg, Eglofstein u. s. w. ganze Fuder bayerischen Hopfen über Roßhaupt, dann Eisendorf bei Eßlarn in der Oberpfalz, viele tausend Zentner Hopfen in's Böhmen, und bringen ihn dann über Waldmünchen, Waldsassen, Wernberg ꝛc. wieder als böhmischen Hopfen in's Bayern.

Buzhofer. Ah — geh!

Simon. Wer das Vorurtheil ablegen und seinen anzulegenden Hopfengarten oder Berg recht behandeln will, der kann auch sichere Rechnung auf schönen, dem böhmischen gleich kommenden Hopfen machen, und er wird dann gewiß keine Noth haben, denselben in theueres Geld umzusezen.

Buzhofer. Können wir es aber damit je so weit bringen?

Simon. Ei, warum nicht? Ich will euch den Hopfen-Bau gründlich lehren. Zuerst

Von dem zum Hopfenbau nöthigen Erdboden.

Je besser und fetter das Land zum Hopfenbau ist, desto schöner wird auch der darin erbaute Hopfen an Größe und Fettigkeit werden, weil diese Pflanze ein recht gutes und fettes, auch wohl bearbeitetes Land sehr liebt; denn die großen, starken Ranken, Blätter und Früchte bedürfen viele Nahrung, wenn sie vollkommen werden sollen.

Hier muß ich nun freilich sagen, daß sich der Hopfenbau für solche Ortschaften nicht schikt, wo man vielleicht elendes, mageres Sand- oder anderes schlechtes Feld oder Erdreich hat.

Allein meine sämmtlichen Hopfenanlagen stehen demungeachtet gerade auf solchen Gründen.

Endl. O — das ist nicht wahr! Die Grundstüke, wo dein Hopfen steht, sind sehr gut.

Simon. Ja, jezt sind sie gut! Aber wie sahen sie vor 8 Jahren aus? Jedermann verübelte mir den Anbau daselbst, und mißrieth mir die großen und vergeblichen Kosten.

Endl. Das weiß ich wohl. Zuvor waren die Pläze ganz öde und unkultivirt.

Simon. Nun sieh! den Boden kann man überall verbessern, wenn nur die Lage gut ist.

Endl. Wie soll denn aber die Lage seyn?

Simon. Ich werde hernach darauf kommen. Jezt nur noch etwas Weniges von dem Erdreich und dessen Verbesserung.

Liebe Nachbarn! Wenn ihr anders Willens seyd, eure Einnahmen durch den Anbau solcher Früchte zu vermehren, welche mehr Nuzen, als eure bisherige Schlendrian-Wirthschaft, einbringen, so lasset euch durch schlechten Boden ja nicht abschreken. Macht nur, daß ihr viel Dung bekommt. Sammelt eure Mist-Jauche, und führt jedes Tröpfchen auf die Wiesen, Änger und Kleeäker, dann wird Alles gehen!

Seht! Ich legte vor drei Jahren einen Hopfenberg auf ein sehr mittelmäßiges Erdreich an, und bekam doch schönern Hopfen, als Andere auf dem besten Grunde. Ich machte es so:

Auf etwa 16,000 Quadratfuß legte ich 800 Stöke Hopfen, führte aber 21 Fuder guten Mist dahin, und ließ die Hälfte des Plazes rigolen.

Buzhofer. Ah, — rigolen! Weiß schon!

Simon. Beim Rigolen ließ ich aber den Mist so hinein arbeiten, daß derselbe tief unten, in die Mitte die bisherige Oberfläche, und obenauf die seither zu unterst gelegene Erde, oder der sogenannte wilde Boden kam.

Zu Pfingsten desselben Jahres, da die Anlegung spät geschehen war, konnte man kaum einige ausgelaufene Ranken anfangen, anzubinden, und als ich zu Ende Augusts diesen dießjährigen Hopfen sah, so waren alle und jede Stöke bis zum höchsten Gipfel 26 bis 30 Schuh hoher Stangen nicht nur empor geklimmt, sondern hatten überdieß ellenlange Seitenzweige getrieben, und senkten — mit unabsehbarem dichten Anflug beladen, ihr Haupt bereits über die Stangen herab.

Endl. Ah, da mag dir ja 's Herz im Leibe gelacht haben!

Simon. Sonderbar war der Anblik der auf der andern Hälfte dieses Grundstüks gemachten Hopfenanlage. — Obschon der Boden der nemliche, und auch die übrige Behandlung die

nemliche war — nur aber, daß kein Dünger untergegraben wurde, so stunden doch hier kaum mannshohe Zwerge — hingegen dort baumhohe Riesen.

Buzhofer. Ei, warum das?

Simon. Der tief eingegrabene Mist hat beständig geschwizt, die Feuchtigkeit bei der Dürre erhalten, dann endlich, beim Eindringen der Hopfenwurzeln, diesen überschwengliche Nahrung gereicht, und dadurch gleich in diesem ersten Jahre, wo man sonst wenig oder nichts erntet, jene unglaubliche Fruchtbarkeit bewirkt.

So sollte jede Hopfenanlage gemacht werden! —

Endl. Ja, so will ich's machen!

Simon. Der beste Boden für die Hopfenpflanzen wäre eine von Natur milde und lokere, mit vielen verweseten vegetabilischen Substanzen vermischte Erde, z. B. neu umgebrochenes Rasenland.

Aber, wie gesagt, auch jeder andere Boden läßt sich verbessern.

Ihr müßt euch da nicht abschreken lassen, ein Paar hundert Fuder Erdevermischung auf einem Plaze vorzunehmen. Ein thoniger oder lehmiger Boden wird durch Vermischung mit Kalk, Sand und hiziger Düngung; — ein Sand- oder Kalkboden hingegen durch Vermischung mit Rasen, der über Winter in Haufen gelegen, mit Teichschlamm, Lehm, Thon, Mergel und Rindermist u. s. w. verbessert. Der Anbau der Rüben und anderer Wurzelgewächse bereichert auch den Sandboden und mindert seine Hize, zumal wenn sie in ihrem vollen Safte untergepflügt werden.

Das moosige Erdreich kann durch das Austroknen, durch Kalk und Lehm, vorzüglich aber durch Kalkmergel, der die Säure wegnimmt, verbessert werden.

So — darf der Landmann an Nichts verzweifeln: Der Mensch ist Herr der Erde!

Neunzehntes Kapitel.

Von der Lage des Hopfengartens.

Simon. Eine Hopfenplantage wird entweder auf einer Ebene, oder auf einer Anhöhe angelegt. Im ersten Falle heißt die Anlage ein Hopfengarten, im zweiten Falle ein Ho-

pfenberg. Wenn der leztere sich in einer Lage gegen Mittag nicht zu steil erhebt, (in welchem Falle man aber auch den Berg terrassiren kann) so ist er dem flachen Lande vorzuziehen.

Eine schikliche Lage hat sowohl auf die Güte als auf die baldige Reife, so wie auch auf das Gerathen oder Mißlingen des Hopfenbaues Einfluß. Denn gesezt, man würde seinen Hopfengarten an einem solchen Orte anlegen, wo die Morgen- und Mittagssonne nicht gut hinkommen, und ihre Alles belebende und zur Reife bringende Kraft nicht äussern könnte; so würde der Hopfen seine rechte Vollkommenheit eben so wenig, als seine rechte Reife erlangen, und würde man ihn an Gewässern und vielen umgebenden Bäumen anbringen, so liefe man Gefahr, daß der ohnehin zum Mehlthau geneigte Hopfen am Wasser diesem Uebel noch mehr ausgesezt, bei vielen Bäumen aber deren Schatten an der Reifung gehindert wäre. Tiefe Gegenden, in welchen kein freier Durchzug der Luft ist, taugen zum Hopfenbau nichts, wenn auch der Boden noch so fruchtbar ist.

Kann man seinem Hopfengarten aber eine solche Lage geben, daß er von der Morgen- und Mittagsseite völlig frei ist, gegen Abend oder Mitternacht aber durch einen Berg oder Bäume Schuz erhält, so ist dieses die beste Lage, die man verlangen kann.

Endl. Also kann man einen Hopfengarten in einer, von allen Seiten freien Lage nicht anlegen?

Simon. O ja, ohne weiters kann man es auch! Man muß sich in diesem Falle allerdings nach der Lage seines Ortes und den Umständen richten, und die Sachen oftmals so nehmen, wie sie sind, und nicht, wie man will.

Von der Zurichtung des Landes.

Da man den Hopfen sowohl im Frühlinge, als im Herbste pflanzen kann, so kommt es darauf an, welche Jahreszeit man hiezu wählen will oder kann, um die Zurichtung des Landes hiernach einzurichten.

Denn wollte man den Hopfen im Frühlinge anlegen, so müßte das Land bereits im Herbste auf's Beste zugerichtet worden seyn; hingegen sollte der Hopfen im Herbste gelegt werden, so muß das Land im Sommer vorher in Stand gesezt worden seyn.

Ist das zum Anbau des Hopfens bestimmte Land schon vorher unter dem Pfluge gehalten worden, so wird es im Herbste vor der Pflanzung tief gepflügt und zugleich stark gedüngt, und bleibt dann bis zum künftigen Frühjahr in rauhen Furchen liegen, damit Frost und Schnee die Erde mürbe machen. Wenn es nothwendig ist, mit dem Dünger sparsam umzugehen, so werden im folgenden Frühjahre nur diejenigen bezeichneten Stellen gedüngt, auf welche die Hopfenfechser gelegt werden sollen.

Ist das Land hingegen Rasenland, so muß der Rasen schon das Frühjahr vorher umgebrochen werden, damit er den Sommer hindurch verdorret; im Herbst wird dann gepflügt und gedüngt, wie oben gesagt.

Hat endlich das Land eine magere, oder sonst nicht schikliche Erdschichte zur Unterlage, so muß es im Herbste wenigstens Schuh tief rigolt werden, wobei die obere gute Erde hinunter, und die untere schlechtere Erdart herauf gebracht wird. Bei dieser Arbeit wird zugleich die Düngung, die sich nach der Beschaffenheit der Erdart richten muß, wie ich schon vorher gesagt habe, eingegraben, die nun in Gemeinschaft mit Frost und Winter-Feuchtigkeit die schlechtere Erde gar sehr verbessert. Der Dünger darf aber ja nicht gar zu tief untergebracht werden, sonst würde er in der Folge wenig Nuzen leisten.

Buzhofer. Wann ist denn die Anlegung besser: im Herbste oder Frühjahr?

Simon. Da man im Frühlinge die sogenannten Hopfenfechser oder Pflanzen am Gewissesten erhalten kann, so wollte ich mehr zur Frühjahrspflanzung rathen.

Ich will euch das Ding recht genau aus einander sezen. Merkt auf! Ich will sogar die Größe des Hopfengartens als Beispiel ansezen!

Endl. O! das ist brav!

Simon. Ich will sezen, es sey ein so großer Plaz, auf den man einen Scheffel Korn aussäet.

Das hiezu bestimmte Land kann gegraben oder gepflüget werden. Das Graben ist vortheilhafter, weil man den Erdboden tiefer umgraben, auch allenfalls zwei Schaufelstiche tief geben kann. Wählt man aber das Pflügen, so muß dasselbe wenigstens 12 Zoll tief, folglich mit zweimaligem Ausfahren der Furchen oder zwei Pflügen hinter einander geschehen, damit die Pflanzen genugsamen lokern Boden unter sich erhalten.

Dieses geschieht im Herbste, und so bleibt das Land in den aufgefahrnen Furchen bis zum Frühlinge liegen. So wie die Witterung im Frühjahre das Arbeiten im Lande ohne zu Schmieren gestattet, wird das Land eingeeggt, und bald darauf, wo möglich in der Quere, mit dem Hakenpfluge gehakt oder gepflügt und tüchtig und klar geeggt. Wenn sich das Land wieder gesezt hat, so wird der Dünger, welches gut gefaulter Rind-Viehmist seyn soll, darauf gefahren, und auf dieses nach obiger Größe angegebene Land wenigstens 20 tüchtige zweispännige Fuder, wie sie ein Paar tüchtige Pferde ziehen können, gebracht.

Buzhofer. Ei, du lieber Gott! das wirft alle Bauern aus dem Sattel! Wie könnten sie so viel Dung auf diesen einzigen Plaz entbehren?

Simon. Wir haben schon vorher darüber gesprochen, wie sie es machen sollen. Wer will, der kann.

Die 20 Fuder Mist werden alsbald recht gleich ausgebreitet, und ungefähr 4 Zoll tief untergepflügt, der Dünger in die Furchen wohl eingelegt und das Land gut übereggt, womit dasselbe bis zur Pflanzung in Ruhe gelassen wird.

Daß man gleich beim ersten und zweiten Pflügen alles Unkraut sorgfältig aus dem Lande schaffen muß, versteht sich auch hiebei von selbst.

Wann die Hopfenpflanzen anzuschaffen, und wie sie zu verwahren sind.

Wer eine solche Anlage unternimmt, der muß sodann auch darauf bedacht seyn, daß er die hiezu nöthigen Hopfenpflanzen zu rechter Zeit und aus guten Gelegen oder von in gutem Rufe stehenden Hopfenbergen erhalte. Die beste Zeit, diese Hopfen-Pflanzen zu schneiden, ist der Monat April, und hiezu muß man solche, die viele und frische Augen haben, wo möglich mit $1\frac{1}{2}$ Zoll Dike und 6 Zoll Länge, erwählen.

Sind die Hopfenpflanzen geschnitten, so werden sie eine kurze Zeit in frisches Wasser gelegt, hierauf aber an einem recht kühlen Orte, im Sande so lange aufbehalten, bis man die Anpflanzung unternimmt.

Zu welcher Zeit die Hopfenpflanzen gelegt oder gesezt werden müssen.

Die beste Zeit dazu ist gegen das Ende des Monats Mai, oder, wenn sich's jezt nicht thun lassen will, doch gleich im Anfange des Monats Juni — bei günstiger Witterung.

Jezt wird der Hopfengarten in ordentliche kleine Hügel, wovon jeder 7 Schuh Raum enthalten soll, abgetheilt, um jeden dieser Hopfenhügel ein kleiner Graben gemacht, die aus diesem Graben herausgenommene Erde aber oben auf den Hügel gethan, und dieser also damit noch immer erhöhet. Auch ist zu merken, daß die Hopfenhügel sämmtlich in's Verband gemacht werden müssen.

Endl. In's Verband? Wie geschieht denn das?

Simon. Ich hab' euch's schon bei der Baumzucht erklärt, was man in's Verband oder in Quincunx nennt.

Sehet, so sollen die Reihen werden.

o — — o — — o — — o — — o — — o — —

o — — o — — o — — o — — o — — o

o — — o — — o — — o — — o — — o — —

Mittag.

So — ist der Atmosphäre und der Sonne die Einwirkung recht von allen Seiten offen.

Damit man nun auch ein Zeichen habe, wo in's Künftige die Stangen hin zu stehen kommen sollen, und damit man auch die Hopfenpflanzen mit mehrerer Regelmäßigkeit auf den gemachten Hügeln anlegen könne, so steke man in die Mitte eines jeden angelegten Hopfenhügels einen kleinen Stab, welcher ungefähr einen Schuh lang seyn kann, hinein.

So wie diese Arbeit fertig ist, so macht man von diesem Stökchen in einer Entfernung von zwei Schuhen eine acht bis neun Zoll tiefe Grube, und legt in jede solche Grube (auf dem Hopfenhügel) — zwei Fechser, oder auch nur einen einzigen schönen und gesunden dergleichen, wenn anders der Anpflanzer hoffen darf, daß dieser eine Fechser von den Feinden der Pflanze verschont wird. Zwei sind indeß sicherer und besser!

Endl. Hat denn der Hopfen auch Feinde?

Simon. O ja, z. B. in nassen, tiefen und kalten Lagen den Mehlthau, die Hopfenläuse und Insekten und Krankheiten in Menge.

Also — in jede Grube kommt einer oder zwei Fechser. Aber dabei ist zu beobachten, daß fein die Augen nach Oben

stehen. — Habt ihr das verstanden? Merkt euch's! die Augen nach Oben!

Wie dieses geschehen ist, füllt man die gemachten Gruben mit der herausgenommenen Erde wieder aus, drükt diese an die Pflanzen gut an, und überläßt dieselben nun der gütigen Vorsehung, und fährt auf die gedachte Weise fort, bis die Anlage vollendet ist. Kann man zum Einlegen um die Pflanzen herum noch etwas gute, klare, aus verfaulten Rasen gemachte Erde bringen, so wird man davon den größten Nuzen verspüren.

Endl. Ei, das ist ja spottleicht! Aber nur Eines will mir nicht recht eingehen, nemlich: daß die Hopfenhügel sieben Schuh weit von einander kommen sollen. Hast du dich nicht versprochen?

Simon. Nein, ich hab mich nicht versprochen. Ich weiß gar wohl, daß man an vielen Orten den Hopfen eben so zusammen drängt, wie die Obstbäume, daß man also die Hopfenhügel nur 4 Schuh weit von einander macht. Allein dabei gewinnt man nichts, sondern verliert.

Nicht viele Ranken geben Hopfen, sondern wenige, aber schöne Ranken. — Drei schöne Ranken sind das wahre Ziel, was jeder Stange gebühren sollte.

Ich habe mir vor 5 Jahren einen besondern Probe-Hopfengarten angelegt. In denselben pflanzte ich einen Theil 4 Schuh, einen andern 5, einen dritten 6 und einen vierten 7 — 8 Schuh von einander. Was geschah? Der 4schuhige Hopfen wurde am Schlechtesten, der 5schuhige weit besser, der 6schuhige wieder besser, und der 7 und 8schuhige am Allerbesten. Man hat dabei den großen Vortheil, daß man bei dem weit aus einander gelegten Hopfen viele Arbeit und viele Stangen erspart, und nicht allein mehr, sondern auch gewürzhaftern Hopfen bekömmt, als in den dichten Anlagen, weil im ersten Falle die Sonne ihn bessern bescheinen und die Luft mehr durchstreichen kann, welches besonders den gefährlichen Hopfenläusen großen Abbruch thut, und ihre Wanderung von einem Stoke zum andern sehr erschwert.

Ist ein Hopfenland besonders fruchtbar, und will man die weiten Zwischenräume zwischen den Hopfenstöken nicht ganz ungenüzt lassen, so bepflanze man sie mit Runkelrüben und Gemüse-Arten; nur hüte man sich, zu geizig zu seyn, und die Zwischenräume bis dicht an die Hopfenstöke mit Rüben oder Gemüse

zu bepflanzen, weil man diesen dadurch viele Kraft raubt. Zwischen jedem Hügel zwei — höchstens drei Pflanzen sind genug. Ich für meinen Theil pflanze nichts dazwischen, sondern gönne dem Hopfen das ganze Land.

Und jezt, Nachbarn, bliken wir wieder zurük, wo wir unsere Hopfenfechser eingelegt, mit der Erde zugedekt, und etwas angedrükt haben, und da will ich euch sagen,

Wie man dieses Hopfenland im ersten Sommer noch benüzen kann.

Da man in diesem Sommer noch keine Früchte von seiner Hopfenanlage zu erwarten hat, oder doch nur sehr wenige.

Endl. Du hast doch vorhin gesagt, daß du im ersten Jahre schon 26 bis 30 Schuh hohe Ranken erhieltst?

Simon. Ja, dort, wo ich rigolt und den Dung untergraben habe. Ausserdem wird im ersten Jahre noch kein Hopfen; die Pflanzen machen in diesem Sommer nur kurze Ranken, und brauchen noch keine Hopfenstangen, sondern man läßt die Pflanzen nach Belieben wachsen. Doch muß alles Unkraut auf's Sorgfältigste von denselben entfernt werden.

Um nun aber das so gut gedüngte und wohl zugerichtete Land nicht unbenüzt zu lassen, so besorgt man im Frühlinge die Aussaat einer guten Sorte von Braunkohl, auch etwas Kraut-Pflanzen, und pflanzt hievon sogleich nach der gemachten Hopfenlage das leere Land damit, jedoch so, daß die Kraut-Pflanzen weder zu nahe an die Hopfenpflanzen, noch zu dicht zusammen zu stehen kommen, und behakt alsdann diese Pflanzen, so wie man sie gewöhnlich zu behaken pflegt, nemlich ein Paar Mal im Sommer.

Durch dieses Behaken wird nicht nur das Unkraut mit vertilgt, sondern auch das Erdreich fein loker erhalten, und mit dem Dünger gut vermischt. Wenn nun die Witterung nur halbweg gut einschlägt, so wird man im Herbste eine solche Kraut- und Braunkohl-Ernte erhalten, daß man darüber erstaunen wird.

Ungefähr gegen Michaeli, und wenn man die Küchengewächse abzuräumen pflegt, werden die getriebenen Hopfenranken — bei starken Stöken bis auf das Haupt, bei schwächern aber bis auf zwei Augen — abgeschnitten, und auf die jungen Hopfenpflanzen oder Stöke abermals etwas gut gefaulter Mist

gebracht, doch so, daß dieser nicht an die Pflanzen kömmt, und mit etwas Erde bedekt.

Ferner muß man in diesem Herbste noch auf Anschaffung der benöthigten Hopfenstangen Bedacht nehmen.

Wenn der Hopfen auf die bisher beschriebene Weise gelegt, und in der Folge gut behandelt wird, so treibt er seine Ranken bis 50 Schuh lang, und die Hopfenstangen müssen also wenigstens so lang seyn, daß sie 30 bis 40 Schuh über die Erde stehen. Kürzere Hopfenstangen bringen den großen Nachtheil, daß die darüber hinauswachsenden Hopfenspizen mit ihren Blättern und Blüten sich herunterhängen, und die darunter befindlichen Blütenköpfe bedeken, die nun wegen Mangel an Luft und Sonne entweder gar nicht zur Blüte kommen, oder wenigstens nicht reif werden. In beiden Fällen verliert man an Menge und Güte des Hopfens.

Wenn die Stangen in einer Höhe von 20 Schuh an ihren Spizen mehrere kurze, natürliche oder gemachte Aeste haben, so ist dieß dazu gut, daß die mit Blüten und Blättern schwer beladenen Hopfenranken nicht herunterschießen. — Bei glatten Stangen ist das leztere häufig der Fall, wodurch, wenn es vor der Zeit der Reife geschieht, viele Blüten Schaden leiden.

Da durch die Schwere der Hopfenranken und der Früchte bei entstehenden heftigen Winden die Stangen viele Gewalt auszustehen haben, so müssen sie stark seyn, damit die Stürme keine umbrechen. Um der Dauer willen, und damit die Hopfenranken bei der Ernte bequem abgestreift werden können, müssen sie geschält und glatt gemacht, auch an den Spizen gebrannt, sodann bis zum Frühlinge im Troknen gut aufbewahrt werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der Hopfen im zweiten Frühlinge zu behandeln ist.

Simon. Bereits im Monate März fangen die Hopfenstöke an, zu treiben, und die Triebe derselben erscheinen in Gestalt des jungen Spargels. Sobald demnach die jungen Triebe zum Vorschein kommen, und ungefähr die Höhe von ein Paar Zoll erreicht haben, so muß man auch seine Anstalten zum Einsezen der Stangen machen, welches auf folgende Art geschieht: Ein Pfahleisen (Stoßsteken), welches ein Jeder kennt, ist das Instrument, womit die zu den Stangen nöthigen Löcher gemacht

werden, — jedoch so, daß die Stangen zwei Schuhe von den Wurzeln oder Stöken entfernt in den Boden kommen.

Endl. Das ist ja bei andern Hopfengärten nicht so? —

Simon. Ich weiß es wohl. Man hat den Nuzen davon erst seit kurzer Zeit entdekt, und weiß diesen Vortheil noch nicht überall.

Endl. Wie so?

Simon. Werden die Stangen zwei Schuh von den Stöken entfernt eingetrieben, so werden nicht nur keine Seiten-Wurzeln beschädigt, sondern man kann auch den neu entdekten Vortheil desto besser anwenden. Dieser Vortheil nemlich besteht darin, daß man die Reben von dem Stok an bis zur Stange einige Zoll hoch mit Erde bedekt.

Endl. Hat man's denn nicht immer so gemacht?

Simon. Nein. Nun aber hat man entdekt, daß diese Bedekung der Reben vom Stok bis an die Stangen mit Erde den Reben Gelegenheit und Anlaß gibt, neue und mehrere Wurzeln zu schlagen, und also ein größeres Maß von Nahrungs-Theilen aus dem Boden zu ziehen.

Auf diese Art haben Manche ihre 50 Schuh langen Stangen bis an den Gipfel mit Hopfen überzogen bekommen.

Buzhofer. Ei, da könnte man Geld einnehmen!

Simon. Der Bauer könnte auf gar vielfache Weise Geld einnehmen, wenn er seinen Grund und Boden zu benüzen verstünde. Ich will euch statt aller Beispiele nur Eines erzählen, wie einträglich der Hopfenbau ist. — Das Städtchen Spalt (Land-Gerichts Pleinfeld) baut vorzüglich viel Hopfen, und gewinnt damit auf 500 Morgen jährlich im Durchschnitte zweimalhunderttausend Gulden! —

Buzhofer. O, wenn ich nur auch einen rechten Plaz dazu hätte!

Simon. Einen rechten Plaz? — Da brauchst du nicht besorgt zu seyn. Der Hopfen gedeiht ohnehin um so besser, je freier er steht. Wie viel hast du nun Winkeln und Feld-Wege, wo man nicht akern und mähen kann? Seze da eine Hopfenstange hin, und so zerstreut — überall! — An dem Weg fort, auf dem du auf deine Felder fährst, können rechts und links Hopfen-Alleen seyn — und dir zugleich erquikenden Schatten, so oft du durchfährst, gewähren.

Aber — wo sind wir geblieben? Bei den Stangen. Diese müssen, zwei Schuh vom Stok so viel nur möglich, tief und fest eingesezt werden, damit sie nicht wanken und umgeworfen werden.

Und nun wartet man den Wachsthum der Pflanzen eine kurze Zeit ab.

So wie aber die Hopfenschößlinge etwa drei Schuhe hoch gewachsen sind, so müssen dieselben an die Stangen angewiesen, und mit im Wasser eingeweichtem Stroh ganz loker an die Stangen angebunden werden, damit sie nicht auf der Erde liegen bleiben, sondern an den Stangen in die Höhe gehen können.

Ist diese erste Anheftung geschehen, so läßt man etwa drei Wochen verstreichen; alsdann besucht man seinen Hopfengarten wieder, um nun wieder darin vorfallende Arbeit zu verrichten, und diese besteht darin, daß man die nun ziemlich herangewachsenen Hopfenranken, welche den Weg an die Stangen nicht selbst gefunden haben, abermal anweiset, und die hie und da herunterhängenden Triebe untersteke, damit sie den Weg wie die übrigen an den Stangen in die Höhe nehmen.

Bei dieser Arbeit untersucht man zugleich, ob etwa gar zu viele junge Triebe zum Vorschein kommen, und damit diese den übrigen die Nahrung nicht unnüz entziehen, so müssen die schwachen Keime mit einem scharfen Messer hinweggeschnitten werden. Wenn die vorgeschriebene Arbeit verrichtet ist, so wird es alsdann auch nothwendig, daß der Hopfenberg oder Garten durch das Behaken der Stöke und Vertilgung des Unkrautes eine abermalige Bearbeitung erfahre.

Der Arbeiter hat sich dabei in Acht zu nehmen, daß er dem Stoke nicht zu nahe komme, und seine Wurzeln beschädige. Man muß daher keine schlechten Arbeiter hiezu nehmen, noch vielweniger sie ohne Aufsicht hinstellen. Wenigstens 6 bis 8 Zoll vom Graben entfernt, worein die Pflanzen gelegt wurden, muß angefangen, und die Erde nach den Stöken zu in die Höhe gehäufelt werden.

Endl. Ei, da brauch' ich ja keine Aufsicht? Das kann ja jeder Taglöhner leicht!

Simon. Und gerade hier kannst du durch liederliche Arbeiter wo nicht ganz, doch größtentheils um deine Hopfen-Ernte kommen, oder wohl gar um deine, mit vieler Mühe und Arbeit angelegten Hopfenstöke gebracht werden.

Am Ende könntest du dann, wie viele Andere, wohl gar noch sagen: Es ist nichts mit dem Hopfenbaue; es lohnt sich der Mühe nicht! Diejenigen, welche so sagen müssen, sollen nur Niemand als sich selbst anklagen!

Wer seine Sachen will haben recht,
Der muß selbst seyn — Magd und Knecht!

Wenn man seine Gärten, Felder und Wiesen blos vom Fenster heraus bestellen will, nun, dann gute Nacht, Landwirthschaft!

Endl. Aber, das wäre doch auch unmöglich, Alles selbst zu thun!

Simon. Wer verlangt denn das? Aber das Aug' des Hausvaters muß überall seyn! —

Und nun wieder zu unserm Behaken! — Solches muß hier, so wie bei allen Gewächsen, bei troknem Erdreiche und kurz vor einem Regen geschehen, weil dadurch nicht blos das Unkraut sicherer vertilgt, sondern auch der Boden lokerer und für den nachfolgenden Regen empfänglicher wird.

Im Falle, daß sich nach dem Behaken noch junge Nachschößlinge zeigen sollten, wie dieses öfters geschieht, so müssen auch diese noch hinweggeschnitten werden, damit sie dem Frucht-Hopfen die Nahrung nicht entziehen. So ist auch das Unkraut immer noch, wo es sich zeigt, wegzuschaffen.

Zum zweiten Male wird der Hopfen zu der Zeit behakt, wenn er zu blühen anfängt, und nach jedesmaliger Hake wird die Erde an die Stöke wieder angehäufelt.

Fernere Behandlung des Hopfens bis zur Ernte.

Derjenige, welcher seinen Hopfengarten nach der gegebenen Vorschrift behandelt hat, der wird nun auch, wenn der Monat Julius herannahet, mit Vergnügen das schöne Wachsthum seiner Hopfenranken bemerken.

Aber nun ist noch eine Arbeit von großer Wichtigkeit an den Hopfenranken vorzunehmen, nemlich das Ausblatten des Hopfens. Dieses geschieht so:

Man schikt einige verständige Personen mit Scheeren in den Hopfengarten, und läßt mit diesen alle gelben Blätter und alle Seitenzweige, die am Ende der Blattstiele aus den Ranken

hervorkeimen, so weit hinauf, als man mit den Händen reichen kann, abschneiden. Denn diese Seitenzweige sind als Räuber anzusehen, die dem Gewächse unnüzerweise die Nahrung entziehen, und nebstdem kann dann die Sonne den Stöken ihre wohlthuende Wärme besser mittheilen, wodurch der Hopfen früher und besser reifet.

Diese Arbeit geschieht, sobald und so oft sich dergleichen Seitenzweige zeigen; denn läßt man sie erst zu einer beträchtlichen Größe erwachsen, so kann das Abnehmen derselben wenig Vortheil mehr bringen. Bei dieser Gelegenheit werden auch zugleich die von Neuem hervorgekeimten Wurzelschossen abgebrochen.

Von den sichern Zeichen der Reifung des Hopfens.

Wenn der Sommer nicht gar zu naß und kühl, sondern fein warm war, so fängt der Hopfen mit dem Ende des Augusts, oder im Anfange des Septembers an, sich zu färben und sich seiner Reifung zu nähern. Jezt also untersucht man seine Hopfenplantage. Findet man nun, daß die vorher weißgrünlichen Häupter gelbbraun zu werden anfangen, einen balsamischen Geruch geben, auch wenn man einige abnimmt, und sie in der Hand zusammendrükt, nun zusammen kleben, die Samenkörner aber hart und braun werden, und einiger gelber Staub sich unter den Schuppen der Blätter befindet, . . . dann Nachbarn, ist es Zeit, zum Einernten Anstalt zu machen.

Ist je eine Arbeit beim Hopfenbau mit Pünktlichkeit verbunden, so ist es diese. Der mindeste Aufschub bringt Gefahr, und ein einziger Sturm kann alle Mühe und Hoffnung vernichten.

Buzhofer. Ah? — Nun, da will ich lieber zu früh, als zu spät dazu thun!

Simon. Auch zu früh, ehe der Hopfen recht vollkommen reif ist, darf es nicht geschehen. Der nicht reif gewordene Hopfen gibt dem Bier einen unangenehmen Geschmak, so wie jener im Regen eingebrachte viel von seiner Güte und von seiner schönen glänzenden Farbe verliert, welche ihm zu seinem guten Aussehen und besserm Verkaufe so nothwendig ist.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie man die Hopfen-Ernte zu veranstalten habe.

So wie der Hopfen reif und die Witterung günstig ist, muß man genugsame Arbeiter anstellen, und man kann Weiber und Kinder dazu brauchen.

Jede Person muß mit einem krummen Gartenmesser, welches man Gartenhippe nennt, versehen werden, mit welchem sie sodann die Hopfenranken 2 Fuß hoch über der Erde gehörig abschneiden, aber nicht abreissen, weil dadurch die Stöke Schaden leiden würden. Diese Rankenabschneider gehen in der Ordnung voraus, um den folgenden stärkern Arbeitern vorzuarbeiten; denn hinter ihnen kommen nun einige Mannspersonen, welche die fest in der Erde stekenden und vom Hopfen schweren Stangen mit Vortheil ausziehen, und dieselben sammt dem daran hangenden Hopfen auf einen schiklichen Plaz zusammentragen. Auf diesem Plaze befinden sich wieder andere Arbeiter, die den Hopfen mit den Ranken von den Stangen abstreifen. Dieses geschieht so: Einer hält die Ranken fest, und der Zweite zieht die Stange heraus, welches, wenn die Stangen recht glatt abgeschält sind, sehr leicht und geschwind geht; allein da dessen ungeachtet einige Stangen Krümmungen haben, folglich sich schwerer abstreifen lassen, so darf man nur die Ranken bei der Krümmung früher durchschneiden; denn man kann die jezt so kostbare Zeit nicht auf ein langsames Abwikeln verwenden.

Sobald man ein Fuder voll Hopfen zu haben glaubt, muß man ihn in Gebunde bringen, auf Wagen laden und ohne Verzug nach Hause an einen sichern und troknen Ort in lokere Haufen bringen. Gebt ja Acht, daß ihr ihn nicht naß einbringt!

Wie der Hopfen zu Hause zu behandeln ist.

Wenn der Hopfen zu Hause ist, darf man keine Stunde versäumen, die Häupter von den Ranken abzumachen. Dazu kann man alle müssigen Kinder und alte Weiber gebrauchen, jedoch muß man auch hier persönlich gute Aufsicht halten.

Grüne Blätter, verdorbene Häupter, Stiele und Zweige dürfen bei diesem Abpflüken nicht unter den schönen Hopfen gebracht werden; denn hier gilt nicht: je mehr, je besser; sondern

je schöner, desto besser! Der Abgang kann für die Kühe gut benüzt werden.

Es ist meine Schuldigkeit, Anfänger und mit der Sache noch Unbekannte vor allen solchen Dingen zu warnen, woraus ihnen Schaden entstehen kann, und dieß thue ich denn auch hier bei dem Hopfenabpflüken, das Manchem unbedeutend scheinen dürfte, was es aber gar nicht ist!

Ein Hopfenkenner darf nur eine Handvoll Hopfen beschauen, und der Hopfenbauer wird dann schon hören, was er ihm sagen wird, wenn der Hopfen schlecht gepflükt worden ist. Er wird um ein Drittel weniger dafür bieten.

Die reinen Häupter werden alsbald in Tragkörben auf einen luftigen Boden gebracht, daselbst ungefähr einen guten Schuh hoch aufgeschüttet, dem Boden bei guter Witterung genugsamer Luftzug verschafft, damit der Hopfen sobald als möglich abtrokne, wobei aber, wohlgemerkt, das tägliche Wenden nicht vergessen werden darf.

Wie der Hopfen nach dem Troknen zu behandeln ist.

Das Aufbewahren des Hopfens in blossen Kammern taugt gar nichts; denn der Hopfen troknet dabei so aus, daß zwei Zentner kaum so viel Nuzen, als von gut verwahrtem Ein Zentner gewährt. Der Staub oder das Hopfenmehl geht dabei gewöhnlich ganz verloren, und Luft und Sonne ziehen die feinen aromatischen Theile gänzlich aus.

Man läßt daher, wenn man klug ist, von recht derber grauer Leinwand einen oder mehrere große Säke verfertigen, schüttet zuerst eine kleine Quantität Hopfen darein, füllt damit die Eken aus, und umbindet diese Eken alsdann mit Bind-Faden. Hierauf wird mehr Hopfen in den Sak geschüttet, und ein Mann tritt in den Sak hinein, und tritt den Hopfen recht derb zusammen, so wie derselbe hineingeschüttet wird; und mit diesem Eintreten fährt man so lange fort, bis der Sak voll ist, worauf er zugenähet und an jeder Seite an den Eken wieder unterbunden wird. Diese Eke heißt man Polster, und sie sind sehr bequem, um den Sak angreifen und fortschaffen zu können.

Diese gefüllten Hopfensäke werden nun in einer trokenen Kammer, wo weder Luft noch Sonne hineinkommen kann, bis zum Verkaufe aufbehalten. — So — hält er sich Jahre lang.

Englische Art, den Hopfen einzupressen, und wohl fünfzig Jahre gut zu erhalten.

Man läßt Kisten ohne Boden, etwa 4 Schuh breit und $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch von eichenen starken, zwar ungehobelten, aber überall gut in einander gefügten Brettern, und dazu passende Dekel, die aber $\frac{1}{2}$ Zoll schmäler im Lichte, als die Kisten sind, verfertigen, und an jedem Dekel nebenan 2 eiserne Handhaben machen.

Zu dieser Kiste werden vierekige Säke von grober Leinwand zusammengenäht, so groß, daß sie gerade in die Kisten passen, oder vielmehr größer in die Höhe (Länge), damit der Sak nach dem Pressen wie eine Deke über den Hopfen geschlagen werden kann.

Nun bringt man diese Säke in die Kisten, schneidet sie, nachdem sie überall gut eingepaßt sind, oben bei den Falzen der Bretter an den vier Eken — bis an den Rand der Kiste auf, und nagelt die herabhangenden, zum Ueberschlagen gehörigen Stüke mit kleinen Nägeln an, damit sich bei dem Pressen der Sak nicht tiefer in die Kiste senken kann.

Nun beginnt das Hineinschütten und Eintreten des Hopfens, bis die Kiste halb voll ist. — Alsdann legt man den Preß-Dekel darauf, und preßt den Hopfen unter einer starken Presse ein.

Buzhofer. Wie? In das Faß?

Simon. Ja. Dann wird wieder Hopfen darauf gefaßt und gepreßt, und dieß so lange fortgesezt, bis derselbe 1 Zoll hoch über den Rand der Kiste hervorragt. — Hier wird zum lezten Mal gepreßt, ein Stük Tuch von der Größe der Kiste darauf gelegt, die vier aufgeschnittenen Stüke vom Sak darüber geschlagen, zugenäht nnd zugeschnürt. —

Nun braucht man diese Preßkiste nicht mehr. — Sie wird auseinander genommen, und auf's Neue zu einem andern Sake angewendet, und auf diese Art so lange fortgefahren, als Hopfen vorhanden ist.

Der so eingepakte Hopfen heißt Ballen-Hopfen.

In einem solchen Ballen von 3 oder 4 Schuh in's Gevierte lassen sich 150 Pfund und mehr paken, welche sich, wenn sie vor Mäusen bewahrt werden, wohl 50 Jahre in Kraft erhalten. Denn dieser Ballenhopfen wird zulezt wie braunes Pech

so hart, daß man die Stüke mit einem Beile abhauen muß, wenn man ihn zum Gebrauche anwenden will.

Sechs Pfund eines solchen Ballenhopfens übertreffen an innerer Güte und Wirkung so viel auf andere Art gepakten, weit, und das so vortreffliche englische Bier soll von dem also verpakten Hopfen so gut werden!

Buzhofer. Ah! — Da kann man hernach die Zeit abwarten, wo der Hopfen theuer ist!

Simon. Jezt will ich euch auch in Kürze noch sagen:

Wie der Hopfengarten in der Folge zu behandeln ist.

Wer seinen einmal mit Mühe und Kosten angelegten Hopfengarten im guten und tragbaren Stande erhalten will, wie denn solches schlechterdings erfordert wird, der läßt im Herbste, so wie die Hopfenernte völlig beendigt ist, wieder etliche Fuder guten, fetten und klaren Mist darein bringen, sodann von jedem Hopfenhügel, ohne Beschädigung der Stöke, ungefähr 6 Zoll hoch Erde hinwegnehmen, ein Paar Gabeln voll Mist darauf bringen, und wiederum mit der hinweggenommenen Erde bedeken. Hiebei soll jedoch der Dung nicht ganz auf die blossen Wurzeln zu liegen kommen.

Kein anderes Gewächs liebt den Dünger so sehr, als der Hopfen. Auf einen Morgen Land sind daher jährlich zur Bedekung der Hopfenhügel wenigstens 8 Fuder zu bringen. (Zur ersten Anlage aber sind 60 Fuder nicht zu viel.) Verfaulten Rasen, Gassenerde, Mergel, Hornspäne, Lumpen, wollene Lappen, liebt er besonders, vorzüglich aber ist Schweinmist sein Element! —

So — behandelt, wird man aber auch einen dankbaren Hopfengarten bekommen, der seinen Pflegevater sehr reichlich für alle Mühe bezahlt; im Gegentheile aber hat man sich auch wenig von einer Hopfenanlage zu versprechen.

Ein Hopfengarten kostet anfänglich freilich etwas Geld, besonders für Stangen und Dünger; aber dessen ungeachtet ist dabei nichts verloren, sondern ein einziges gutes Hopfenjahr ersezt das daran verwendete Geld doppelt und dreifach, und wenn man seinen Hopfengarten nur immer in guter Düngung und Bearbeitung erhält, so kann man denselben 12 — 15 Jahre bauen, ohne eine neue Anlage machen zu dürfen.

Nur müssen alle Jahre in der Mitte des Aprils, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind, das alte Holz, das sich durch eine braune Farbe auszeichnet, die neben auslaufenden Thauwurzeln und Fasern, dann die überflüssigen Fechser und Keime gut abgeschnitten werden. Die Erde wird zu diesem Ende behutsam um den Stok herum aufgeräumt, und Wurzeln und Keime bloßgelegt, nach der Beschneidung aber wieder mit einigen Zoll Erde bedekt.

Diese ist eine der wichtigsten Arbeiten. Ein Hopfenstok, dem man alle seine Fechser und Keime lassen wollte, würde mehr als 50 bis 60 Ranken treiben, die natürlich sehr schwach bleiben müßten, und wenig oder gar keine Frucht ansezen könnten.

Daß man diejenigen Fechser, die man vom vorigen Jahre zum neuen Aufschießen läßt, bis auf zwei Augen zurükschneiden muß, so wie alles sonst Nöthige, hab' ich schon gesagt.

Die Hauptsache ist nur, daß man eine gute Art Fechser gleich Anfangs einlegt; denn es ist eben sowohl ein Unterschied bei dem Hopfen, als bei guten und schlechten Kartoffeln, und man kann nach und nach seinen Hopfen auch selbst immer mehr veredeln, wenn man die schlechtern Wüchse immer mehr ausmerzt, dagegen fortwährend die bessern aus verschiedenen Stöken zum Fortpflanzen zusammen sucht.

Uebrigens bleibt die Behandlung und Wartung des Hopfens in den folgenden Jahren immer die nemliche, und wie mit allen Gewächsen, so soll man nach 12 — 15 Jahren auch bei dem Hopfenbau den Plaz verändern!

Buzhofer (mit der Zunge schnalzend). Hops! Hab' das Ding nie recht gewußt, wie man einen Hopfengarten anlegen soll; aber jezt will ich euch Hopfen bauen! —

Simon. Jeder Bauer sollte wenigstens Versuche machen, und so nach und nach sich dazu einrichten. Ueberhaupt ließe sich bei einem Bauer so nebenzu noch gar mancher Thaler einsteken, wenn man den vielen Grund und Boden gehörig zu benüzen verstünde. Hauptsächlich läßt sich auch aus dem Oelpflanzenbau viel gewinnen.

Endl. Was? Oelpflanzenbau? Ei, da wissen wir ja wieder nichts davon!

Simon. Das Oel ist doch ein Artikel, der in allen Haushaltungen gebraucht wird, und daher soll der Landwirth sich dieses Bedürfniß nicht blos selbst erziehen, sondern den Ueberfluß

auch noch an Andere verkaufen können, die keinen Grund und Boden haben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Oelpflanzenbau.

Simon. Nachbarn! Kennt ihr die Kornrose?

Endl. Ei, wer wird denn die Kornrose nicht kennen. Sie blüht im Juni und Juli, vierblättrig, purpurroth und ziegelroth in allen Kornäkern!

Simon. Richtig! Sie heißt auch der wilde Mohn. Es gibt aber auch einen Gartenmohn; er sieht dem wilden Mohn fast ähnlich, und von diesem veredelten Mohn bekommt man das sogenannte Magsamenöl (Mohnsamenöl), welches dem Baumöl vorzuziehen ist, und dem Provenzeröl gleich kömmt.

Es gibt weissen und braunen Mohn. Der weisse gibt ein schöneres, aber weniger Oel, der braune gibt mehr Oel, aber bei der Einsammlung der Blumen geht viel verloren, weil er offene Samenkapseln hat.

Ich rathe mehr zum Anbau des weissen Mohns, weil auch das Oel davon viel feiner im Geschmake wird.

Anbau des Mohns.

Er verlangt einen guten, lokern, im vorigen Jahre gut gedüngten Mittelboden, welcher Brachfeld oder umgearbeiteter Wies-Grund seyn kann. Je reiner derselbe bearbeitet ist, desto reichlicher ist der Ertrag. Vorzüglich gut sind solche Felder, die im vorigen Jahre mit behakten Früchten, z. B. Kartoffeln, Kraut ꝛc., bestellt waren.

Das Land wird dazu im Frühjahre tief geakert, oder gegraben, und mit der Egge oder dem Rechen überzogen. Am Ende des Aprils wird der Same sehr dünn, daher in Vermischung mit sehr viel Erde oder Sägspänen ausgesäet, und gleich nach der Saat eingeeggt, oder besser mit Rechen überzogen.

Endl. Warum muß er denn mit Erde oder Sägspänen vermischt werden?

Simon. Das geschieht wegen der gleichen und dünnen Aussaat. Denn auf einem ganzen bayerischen Jauchert dürfen nur 2 Pfund Samen kommen.

Einige Reife im Mai schaden den jungen Pflanzen nicht; wenn hingegen starke Fröste kommen, so springen sie ab, und es muß dann eine neue Saat davon gemacht werden.

Dieß geschieht aber selten, oder gar nie. Denn die Pflanzen gehen ohnehin erst gegen Mitte Mai auf. Wenn diese 4 bis 6 Zoll hoch sind und einige Blätter bekommen haben, so müssen sie vom Unkraute gereinigt, und da, wo sie zu dicht stehen, sammt dem Unkraute ausgejätet werden, so daß die stehen bleibenden 1 Schuh Raum erhalten.

Beides, das Reinigen vom Unkraute und das Verdünnen der Pflanzen, verrichtet man an troknen Tagen, kurz vor einem Regen, am Leichtesten mit der Jäthake, und es muß in der Folge so oft wiederholt werden, als sich in den Zwischenreihen neue Mohnpflanzen oder Unkraut zeigen.

Durch diese Behandlung, die freilich etwas Zeit und Arbeit kostet, gewinnt man ausserordentlich im Ertrage des Mohns; die Köpfe werden nicht nur viel größer und voller an Samen, sondern der Stengel bringt auch mehrere Köpfe.

Seine Blütezeit fällt in die Monate Juni und Juli und im Monat August, und in der Zeit der Getreideernte reift auch der Mohn. Man erkennt es daran, wenn die Stengel und die Köpfe ihre grüne Farbe verlieren, anfangen abzutödten, braun, grau und zugleich hart werden, und wenn man bei Beruhigung der Köpfe den Samen darin rauschen hört.

Ernte.

Man zieht diejenigen Stengel, deren Köpfe reif sind, heraus, richtet die Köpfe alle in ziemlich gleiche Höhe, und bindet den Bündel oben und unten zusammen, stellt eine ganze Partie derselben in Haufen zusammen, und läßt sie 8 bis 10 Tage stehen, damit sie ihre Nachreife erhalten. Während dieser Zeit wird wieder ein Theil der Pflanzen reif, mit welchen eben so verfahren wird, und endlich wird der Aker zum dritten und lezten Male geerntet.

Wer einen geräumigen Boden hat, schneidet an einem troknen Tage die Samenkapseln auf dem Felde oben am Stengel ab, bringt sie in Säken nach Haus, und breitet sie dann auf einen luftigen Boden, so viel möglich, dünn aus. — Bis dieselben aber troken sind, müssen sie täglich ein Paar Mal umgerührt werden.

Wenn die Ernte vollendet ist, und die Mohnköpfe völlig troken geworden sind, werden sie sobald als möglich auf den Gesottstuhl gebracht und klein geschnitten. —

Endl. Warum denn geschnitten?

Simon. Damit der Same herausfällt. Man könnte sie auch dreschen, oder von Kindern und Gesinde in den Abend-Stunden einzeln ausschneiden lassen.

Dann wird der Same mittelst gewöhnlicher Kornsiebe (Reitern) von den Hülsen, und hernach auf der Windmühle vom Staube gereinigt.

Da der Same noch immer eine Feuchtigkeit bei sich führt, welche das Verderben desselben nach sich ziehen würde, so ist es nöthig, ihn in den ersten Tagen auf Tücher auszubreiten, denselben alle Tage ein Paar Mal umzuwenden, und ihn dann erst in Säke zu fassen, wenn er nach der Mühle gebracht wird, welches baldmöglichst geschehen soll, indem dadurch mehr Oel gewonnen wird. Er kann indeß, wenn er bei dem Reiben zwischen den Fingern ein Geräusch von sich gibt, also sich hinlänglich troken zeigt, wohl einige Zeit in Fässern behalten werden.

Zur fernern Aussaat müssen gleich im Herbste die größten und schönsten Köpfe ausgesucht, und an einem troknen Orte aufbewahrt werden. Von diesen nimmt man den Samen nicht eher hinaus, als bis man ihn säen will.

Bei dem weissen Mohn hat man besonders darauf zu sehen, daß der zur Saat bestimmte Same schön weiß und nicht mit blauen oder grauen Körnern untermengt ist. Der weisse Mohn artet leicht in den blauen aus, er darf also, — wenigstens so viel, als zu einer fernern Aussaat erforderlich ist, — nicht in die Nachbarschaft des leztern gesäet werden.

Wenn das Mohnland im Jahre vorher gedüngt und mit behakten Früchten bestellt war, so kann man auf den Mohn mit gutem Nuzen Winterweizen folgen lassen.

Gewinnung des Oels.

Der Same wird dann auf einer gewöhnlichen Oelstampf-Mühle geschlagen und ausgepreßt; da es aber Zwek ist, nicht nur viel, sondern auch gutes Oel zu erhalten, so hat man dafür zu sorgen, daß zwei Schläge davon kalt, und der dritte warm geschehe.

Die Ausbeute der ersten Schläge gibt das schönste und beste Oel, welches man Jungfernöl nennt; der dritte Schlag gibt geringeres, welches zum Brennen oder andern häuslichen Gebrauch gut ist. Die Löcher sowohl, als der Preßstok und die übrigen Geschirre müssen äusserst rein gemacht, und ein ganz neuer Sak (Hut) genommen werden, damit das Mohnöl keinen üblen Geschmak bekomme; auch muß man Sorge tragen, daß der einmal gestampfte Same nicht zu dicht auf einander geschüttet werde, damit er sich nicht erhize, und duftig, mulmig werde.

Die Güte des Oels wird sehr verbessert, wenn man zu etwa drei Viertel Samen, ein Viertel Borsdorfer Aepfel oder Reinetten, klein geschnitten, beimischt und mit denselben schlagen läßt.

Das Oel wird dann, entweder in reine Provenzeröl-Fäßchen oder in steinerne oder gläserne Gefäße gebracht, und bleibt, nachdem selbe nur leicht mit leinenen Tüchern bedekt sind, 4 bis 6 Wochen ruhig stehen; das Reine wird sodann abgezogen, und zum Verkauf oder Gebrauch aufbewahrt, und der Bodensaz zum Schmieren verwendet.

Die Kuchen (Zelten) geben ein vorzügliches gutes Mast-Futter für das Hornvieh und die Schweine.

Von der Reinigung des Oels.

Die schlechte Behandlung des Mohnsamens, wenn derselbe nemlich nicht oft genug gerührt, oder an duftigen Orten aufgehoben wird; wenn ferner die Mühle und die Säke nicht genug gereinigt worden sind, verursachen oft, daß das Oel einen fremdartigen unangenehmen Geruch bekommt, oder daß dasselbe bei schlechter Verwahrung oder in hölzernen Geschirren ranzig wird.

Diesem Uebel abzuhelfen, und das Oel wieder gut zu machen, dient folgendes leichte Mittel:

Man nehme die Hälfte Oel und die Hälfte Wasser, welches so warm seyn muß, daß man kaum die Hand darin erhalten kann. Beides mische man zusammen, und rühre es eine halbe Stunde stark unter einander. Dann läßt man es 24 Stunden lang stehen, und sich in Ruhe sezen; sodann wird das Oel sorgfältig bis auf das Wasser und den Bodensaz abgegossen, oder durch einen Heber, wie ihn die Wirthe haben, herausgezogen.

In einem nicht zu schweren, gut bearbeiteten Boden, und in einer warmen Lage können im Durchschnitt auf einem bayeri-

schen Morgen von 400 Ruthen 24 Viertel oder 800 Pfund Samen geerntet, und daraus 275 Pfund Oel gewonnen werden.

Seht, Nachbarn, so — muß der Bauer sich Geld in die Hand schaffen! Alles muß der Bauer verstehen, jeden Flek seiner Grundstüke muß er so benüzen, daß er ihm in's Geld läuft. Sonst ist es — Nichts mit uns!

Zum Mohnbau gehört auch

Der Repsbau.

Der Reps fordert einen kräftigen aufgelokerten Boden. Die beste Saatzeit ist von Mitte bis Ende August. Er wird so gesäet, wie Rüben. Die Saat geschieht auf das schon geeggte Land, und der Same wird nur leicht mit einer hölzernen Egge unter die Erde gebracht, weil er in der tiefen Erde nicht gern keimt. Die Pflanzen bedürfen keiner Reinigung vom Unkraut, weil sich die Blätter so sehr ausbreiten, daß sie das Unkraut selbst erstiken. Aus dem Reps wird ebenfalls ein vortreffliches Oel. Wollt ihr solchen anbauen, so ist das Nöthige bald zu lernen.

Ein Plaz, wo man beiläufig $2\frac{1}{2}$ Mezen schweres Getreide anbaut, mag wohl geringe 5 Scheffel Repssamen geben, und wenn vom Scheffel 80 Pfund Oel gewonnen werden, so macht dieses einen Oelgewinn von 400 Pfund, und das Pfund Repsöl zu 24 kr. angeschlagen, einen Geldertrag von 160 fl., die zur Fütterung trefflichen Oelkuchen nicht mitgerechnet.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Anbau und der Benüzung der Sonnenblume, deren Ertrag über tausend Prozent geschäzt wird.

Simon. Es ist noch nicht lange her, so kündigte Jemand eine Pflanze an, alle Menschen reich zu machen. Als er das Geheimniß bekannt machte, war's — die Sonnenblume!

Endl. Zu was nüzt sie denn?

Simon. Sie ist besonders zu Oel sehr nüzlich. Das Oel davon ist ungemein ergiebig, milder, diker und fetter als andere Oele, und man braucht davon ein Drittheil weniger an Salat und Speisen, als vom Baumöl. Der Geschmak desselben ist weit angenehmer, als das Provenceröl, und macht lezteres ganz entbehrlich.

Die Sonnenblume ist den Erdflöhen, Raupen u. s. w. nicht ausgesezt, auch Plazregen und Hagelwetter und anhaltende Sonnenhitze werden ihr nicht so nachtheilig, wie andern Gewächsen, und denkt einmal! ein einziges Samenkorn vervielfältig sich mehr als dreitausendmal!

Buzhofer. O — oh — Sapperment!

Endl. Was fordert sie denn für einen Boden? — Wo bekömmt man denn einen solchen Samen?

Simon. Sie braucht gar keinen besonderen Boden, und gerade dann wuchert sie am Reichsten. Sezt sie an den Enden eurer Getreidefelder, eurer Haus-, Obst- und Krautgärten herum — 1 Schuh von einander! Ihr habt dann eine unendlich schöne Zierde; denn die Sonnenblume wetteifert mit den kostbarsten Tulpen um den Preis der Schönheit. Ueberhaupt soll der Mohn- und Sonnenblumenbau die große Zier-Gärtnerei des Bauernvolkes seyn! Um eure ganzen Wirthschafts-Güter herum könntet ihr sie als Einfassung bauen! Sie wächst auf jedem Boden. Aber ganz natürlich, je besser das Erdreich, desto ergiebiger wird die Ernte. Auf ganz unkultivirtem Gras-Boden wächst sie freilich nicht spannhoch!

Buzhofer. Aber um die Kornäcker herum? Was kostet das für eine langweilige Arbeit?

Simon. Gar nicht. Im März säet ihr einige tausend Kerne in eurem Hausgarten auf Ein Beetchen zusammen. Im Mai zieht ihr die Pflänzchen aus; ein Kind trägt sie in einem Korbe nach, und eine Person mit einer Schaufel versehen, sezt in einem halben Tage viele Hunderte. Freilich sollen sie beim Einsezen ein wenig begossen werden, und in einen aufgelokerten, mürben Boden kommen, den man im Sommer hindurch noch ein Paar Mal vom Unkraute reinigen und behaken sollte. Denn die Wurzel muß sich ausbreiten können; sie braucht fast 1 Quadratfuß im Umfang. Diese Arbeit ist aber nur wieder eine halbe Tagsarbeit für Eine Person. Dabei müssen die in zu großer Anzahl sich ansezenden Blätter ausgebrochen, die zu vielen Blumenzweige bis auf 3 oder 2 ausgeschnitten werden, je nachdem die Stärke der Pflanze derselben mehrere oder wenigere zu nähren im Stande ist. Das Vieh frißt die Blätter der jungen Stengel gerne. Wollte man beim Einsezen etwas mit Wasser vermischte Mistjauche nachgießen, so wäre es noch besser.

Man kann auch die Sonnenblume mit dem besten Erfolg zwischen den Kartoffeln bauen. Man bedarf alsdann gar keiner besondern Behandlung, indem man sie gleich den Kartoffeln bearbeitet, und sie zugleich mit diesen pflanzt. Die Pflanzen erfrieren nicht, so wenig als die Samenkörner, welche leztere sogar im Herbste schon gebaut werden können.

Besonders kommen neben der Sonnenblume die hochstämmigen Fasolen (Bohnen) sehr gut fort, ohne daß ihnen Stekpfähle gegeben werden dürfen. Auch Kohlrüben gedeihen neben ihnen. Diese Gemüsefrüchte verzinsen bei der mittelmäßigsten Ernte das Kapital des Bodens, und der aus der Sonnenblume fallende Gewinn ist offenbarer Ueberschuß.

Endl. O, die pflanz' ich gleich, und wenn ich zwei Tage damit vertragen müßte.

Simon. Ihr seht auch, wie fleißig ich sie baue. Im Jahre 1812 baute ich die ersten, im Ganzen 2500 Pflanzen. Ich sezte sie an den Enden meiner Kornäker herum. Da lachte mich Jedermann aus, wie das gewöhnlich so ist.

Die bekannte, äußerst ungünstige Witterung des ganzen Sommers, die wenigen Sonnen-, aber häufigen und kalten Regentage ließen eine schlechte Ernte erwarten, und meine Widersacher triumphirten schon laut.

Unterdessen ward mit Anfang Oktobers die Ernte vollbracht, und die gesezten Pflanzen lieferten 11 Mezen volle und gut ausgezeitigte Samenkörner. Hievon verkaufte ich 3 Mezen um 3 fl., worauf mir späterhin 5 fl. gelegt wurden. 7 Mezen ließ ich auf der Mühle brechen, und erhielt davon $2^3/_4$ Mezen reine, von den Hülsen befreite Kerne mit einem Gewicht von 95 Pfund. Diese 95 Pfund gaben auf der Oelmühle $37^1/_2$ Pfund Oel. Nebstdem blieben noch $62^1/_2$ Pfund Oelkuchen als Rest, mithin 5 Pfund Ueberschuß, welches vom Einnezen im Stampfen herrührte.

Leider war die Oelmühle nicht gut eingerichtet, sonst hätte ich noch mehr Oel erhalten. Auch verstehen Viele nicht, wie man die Körner vor dem Schlagen behandeln soll. Man muß die Körner nicht etwa zu Oel schlagen, wie sie aus der Krone kommen; sondern wenn sie zuvor recht gedörrt worden, bringt man sie zuerst auf eine Gerbmühle, auf welcher der Spelz oder Dinkel enthülst oder gegerbt wird. Es versteht sich aber hier von selbst, daß man die Mühlgänge etwas enger schrauben

muß, weil die Sonnenblumenkerne kleiner sind, als die Dinkel-Kerne.

Solche, von ihrer äußern Schale enthülste Kerne geben weit mehr Del, weil sich die öligen Theile nicht mehr in die Hülsen hineinziehen können, sie geben aber auch ein schönes und reines Del, welches nie raucht, und um so schöner und klarer wird, je älter es wird.

Endl. Jezt fällt mir was ein! Wie werden denn nach der Einernte die Körner aus den Blumenköpfen gebracht?

Simon. Das kann am Schnellsten mit einem Reibeisen geschehen. Sie werden sodann auf der Windmühle abgetrieben, und gedörrt. Aber auch die abgenommenen Blumenköpfe müssen zuvor an der Sonne tüchtig gedörrt werden. Weil aber die Vögel, besonders die Meisen, dem reifenden Samen sehr nachstellen, so muß man gar oft die Köpfe schon abschneiden, so wie nur einige Körner reif geworden sind; man hängt diese Köpfe an einen luftigen Ort, wo die übrigen Körner vollends nachreifen. Die Körner muß man auch sorgfältig vor den Mäusen sichern.

Nebst dem vortrefflichsten Del haben die Sonnenblumen auch noch folgenden besondern Werth.

1) Die jungen saftigen, abgeschälten Stengel und die noch nicht entwikelte Blumenknospe, oder der Boden der Sonnenblume selbst, wenn er von Hülsen und Kernen gereinigt ist, lassen sich zu einer delikaten, den Artischoken ähnlichen Speise bereiten.

2) Die Blätter und Nebenzweige, welche man als überflüßig ausbricht, und die schweren und fetten Delkuchen, geben ein nahrhaftes Futter für alle Viehgattungen.

3) Aus 40 bis 50 Stengeln, zu 1 Zentner angeschlagen, lassen sich 1 ½ Pfund fertiger, reiner Salpeter gewinnen.

Nimmt man nun an, daß in einem Landgerichte von 400 Bauerngütern auf jedem derselben nur 80 bis 100 Sonnenblumen gebaut würden, so betrüge die ganze Masse mehr als 800 Zentner, und so könnte ein einziges Landgericht 10 Zentner Salpeter erzeugen.

Buzhofer. Ah! — Sollten doch, wahrhaftig, Alle zusammenhelfen! 100 Sonnenblumen könnte ja Jeder leicht bauen!

Simon. Ich habe mir schon oft gedacht, daß doch Generale und ganze Armeen einem einzigen Kommando-Wort selbst mit Aufopferung ihres Lebens gehorchen müssen, und der

Bauer — darf 's ganze Jahr thun, was ihn freut, und wird gar nie gehalten, Das zu thun, was dem ganzen Lande nüzlich wäre.

Ich weiß gewiß, der König würde unsere Gebäude gerne mit dem Salpetergraben verschonen, wenn wir jährlich dafür eine gewisse Quantität Sonnenblumen und Erdäpfelkraut einlieferten.

4) Obgleich die Sonnenblume viele Feinde hat, welche schreien, daß sie den Boden zu stark aussauge, so ist es doch gewiß, daß diese Pflanze nach dem gegebenen oben aufgezählten Nuzen der Erde die entzogene Quantität in ihrem verfaulten Ueberreste als Dünger doppelt wieder gibt.

5) Mancher Bienenfreund bedauert seine fleißigen Arbeiter, daß sie eine so weite Reise für ihre Wachs- und Honigsammlung machen müssen! Ei! so pflanze eilig die Sonnenblume, und mit deinen Augen wirst du Hunderte auf Einer Rose für deinen Hausschaz in der größten Geschäftigkeit sammeln sehen, und deine Bienenstöke werden von Tag zu Tag schwerer werden.

6) Das Sonnenblumen-Oel ist ein besonderes Stärkungs- und Erhaltungsmittel des Leders. Ich benüze es für Schuhe, Stiefel und Pferdgeschirre. Es hat nicht das Fressende und Mürbemachende des Lein- und Baumöls, nicht das Zähe des Schweinfettes, nicht den Thrangeruch des Fischschmalzes, sondern von allen nur das gewünschte Vortheilhafte.

7) Das Sonnenblumen-Oel ist zugleich ein prächtiges Brennöl. Das Licht brennt hell und rein, geruch- und rauchlos, und brennt wegen intensiven Fettes schon in Einer Nacht um $3^1/_4$ Stunde länger, als Baumöl.

Berechnet man nun die vielen Tonnen Oels, welche in den Palästen und Hütten bis zur stinkenden Leinöllampe herab konsumirt werden; berechnet man, daß der größte Theil dieses Oels aus fremden Ländern mit Tonnen Geldes aufgewogen wird; berechnet man nur allein die Summe, welche jährlich in den Kirchen zur Unterhaltung des ewigen Lichtes mit schlechtem Baumöl verbraucht wird, und bedenkt man im Gegentheile die Leichtigkeit, Güte und Wohlfeilheit, mit der sich das Vaterland das nöthigste Oel, der Bauer sein eigenes Beleuchtungsmaterial und das nöthige Fett für seine Speise und Wirthschafts-Gegenstände, ohne Auslage eines Kreuzer Geldes, durch die allgemeine Anpflanzung der Sonnenblume verschaffen könnte; und wäre es dennoch möglich, daß alles Dieses unterbliebe, so sollte man sich nicht wun-

dern, wenn die gütige Mutter Natur im gerechten Unwillen ihre kostbaren Schäze den Unwürdigen ganz verschließen würde!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Vom Tabaksbau.

Daß das Tabaksrauchen und Schnupfen eine sehr überflüssige Gewohnheit ist, sehen zwar Viele ein; allein beides wird doch im Allgemeinen für eine Nothwendigkeit gehalten. Manchem gilt der Tabak so viel, als Speise und Trank, und eben deßwegen sollten wir Bauern uns bestreben, den Tabak uns selbst zu erbauen, und Sorge zu tragen, daß nicht so viele tausend Gulden dafür in's Ausland strömen.

Buzhofer. Thut er denn gut bei uns?

Simon. Wir können die Waare eben so gut, wie die Ausländer bauen, und unser Geld behalten! Es wird auch der Tabaksbau in Bayern schon hie und da ziemlich stark betrieben, und wo das geschieht, da freuen sich die Leute schon im Voraus auf die schönen und reichen Getreide-Ernten, welche sie jedesmal nach einer Tabakspflanzung zu erwarten haben.

Endl. Wie so? Geräth denn das Getreide gern nach dem Tabak?

Simon. Durch den Tabaksbau werden die Felder von Queken und anderm Unkraute gereinigt, loker und gut. Das Tabaksbaugeschäft fällt gerade in jene Jahreszeit, wo der Landmann der Regel nach weder akert, mähet, noch einschneidet; man hat also zu diesem Geschäfte hinlängliche Zeit. Der Tabak läßt sich sehr lange aufbewahren. Alter Tabak ist wie alter Wein, gewinnt mit jedem Jahre an Güte und Vollkommenheit, wächst mehr zu Geld, trägt seine Zinsen reichlich, und wird obendrein noch mehr, als neue Waare gesucht.

Endl. Welches Erdreich verlangt denn der Tabak?

Simon. Jedes Akerfeld, das nicht von Natur sumpfig oder naß, steinig, und nicht von starkem Letm- oder Lettboden ist, taugt zum Tabakbau. Am Besten ist ein schwarzer, fetter, milder Mittelboden, mit etwas schwerer Erdart vermischt, nicht mit vielen Wässern und Teichen umgeben. Die Lage muß zugleich recht sonnenreich seyn.

Schafmist ist ihm am Dienlichsten, aber auch Rindvieh- und Schweinmist ist recht. Dünger verlangt er viel, je mehr, je besser!

Merket auf! Ich will euch jeden Handgriff vom Anfang bis zu Ende sagen.

Zurichtung des Landes.

Das zum Tabaksbau bestimmte Land wird im Herbste tüchtig gedüngt, recht tief gepflügt, und dabei der Dünger mit in die Erde gebracht. So läßt man's etliche Wochen liegen, damit sich der Dünger dem Erdreiche mittheile. Sodann wird geeggt und wieder gepflügt, und zwar dieses Mal etwas tiefer, als vorher. Je tiefer man das Tabaksland pflügt und rührt, desto besser ist dieses für die Tabakspflanzen.

Alles Unkraut muß rein vertilgt werden. Im Frühjahre wird das dritte Mal gepflügt, und nach einiger Zeit geeggt.

Erziehung der jungen Tabakspflanzen.

Der Tabaksame wird nicht auf dem Aker ausgebaut, sondern beim Hause auf ein Gartenbeet, oder auf ein Mistbeet. —

Endl. Was ist denn das, ein Mistbeet?

Simon. Man gräbt an einem Orte, welcher Schuz gegen die Winde hat, und gegen Mittag liegt, ein Beet von $1\frac{1}{2}$ Schuh Tiefe aus; bedekt den Boden und die Wände mit Brettern, um die Mäuse und die Werren einigermassen abzuhalten, und schüttet nun frischen Pferdemist in diese Vertiefung. Dieser muß bis zu einem Schuh hoch fest eingetreten werden, und das bei trokener Witterung, weil beregneter Mist leicht schimmlich wird. Auf diese erwärmende Düngerlage wird eine Lage gute Gartenerde geschüttet, und über diese 4 Zoll hoch feine gesiebte Erde ausgebreitet, und mit einem Brett, woran senkrecht ein Stiel befestigt ist, mäßig angedrükt. Das heißt man hernach ein Mistbeet. Nun bleibt das Beet 3 bis 4 Tage in Ruhe, damit sich die Düngung erhize, und erst etwas abbrenne und verliere.

Unterdessen wird der Same 24 Stunden lang in lauem (abgestandenem) Wasser eingeweicht, sodann aber, wenn er so viel abgetroknet ist, daß die Körner nicht mehr an einander hängen bleiben, mit 8 bis 10 Mal so viel feiner Erde vermischt, auf dieses Mistbeet, welches zuvor mit einem Rechen fein überfah-

ren worden, ausgebaut, und diese Saat mittelst eines Siebes so wenig als möglich mit feiner Erde überdekt, und das Beet einige Tage mit Brettern wohl zugedekt. Sollte es indessen sehr warm werden, so muß man es etwas lüften.

Dieses geschieht um die Zeit, da man auch die Krautpflanzen zieht.

Es ist bei sehr trokner Witterung vielleicht nöthig, den Samen ein wenig zu begießen. Das darf aber nur ganz fein, wie wenn ein Thau fällt, geschehen, weil man sonst den feinen Samen aus seiner Lage verschwemmt. Auf diese Art werden die Pflanzen bald erscheinen, und man hat dann darauf zu sehen, daß sie in ihrem noch zarten Zustand den möglichsten Schein der Sonne genieſſen. Dagegen muß man aber ja nicht unterlassen, sie des Abends und bei rauhem Wetter gut zuzudeken. Was zu dicht steht, muß bald ausgejätet werden, damit die Pflanzen nicht zu schwach bleiben.

Jezt merkt euch noch dieses: Die Pflanzen sind gerne der Fäulniß unterworfen, wenn sie zu viel begossen werden, und nicht sogleich wieder austroknen können.

Zur Zeit, wo man die Pflanzen versezen will, muß man sie nach und nach mehr an die freiere rauhere Luft gewöhnen. —

Endl. Das ist mir eine heikliche Arbeit! Und besonders mit dem Mistbeet! Ich hab' mein Lebtag kein's gesehen!

Simon. Du brauchst eben auch kein's dazu. Wähle dir nur sonst einen Plaz, welcher der Sonne recht gut ausgesezt ist, dünge diesen noch im Herbste recht gut, und grab den Dünger unter. Im Frühlinge, sobald als man nur in der Erde arbeiten kann, wird dieses Stük Land aufs Neue umgegraben, die Erde recht klar gemacht, und hierauf nun der Tabaksame ausgesäet und mit schwarzer feingesiebter Erde ganz dünn überstreut.

Um die zarten Tabakspflanzen vor den etwa noch einfallenden Frösten in Sicherheit zu sezen und ihnen Schuz vor den kalten Winden zu verschaffen, so läßt man um diese Pflanzen-Beete alte Bretter befestigen, und bedekt diese Beete des Nachts recht gut mit Reisig, und am Tage öffnet man dieselben, damit sie Luft und Sonne gewohnt, und zugleich abgehärtet werden.

Die solchergestalt erzogenen Tabakspflanzen werden nun so dauerhaft, daß, wenn sie hernach auch zeitig auf den Aker hin-

aus gepflanzt werden, sie aller etwa noch eintretenden rauhen Witterung widerstehen.

Versezen der Pflanzen in das Feld.

Dieses Versezen geschieht gegen Johanni hin. Je früher indeß die Witterung das Versezen erlaubt, desto besser ist es wegen der früheren und sicheren Reife des Tabaks. Tags vor dem Sezen wird der Aker wie bei Flachs und Weißkraut hergerichtet, und zwar von Tag zu Tag nur so viel Land auf Einmal, als man an Einem Tage zu bepflanzen gedenkt.

Die schmalen Bifange sollte man bei dem Tabaksbau ganz vermeiden, und ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß breite Beeten akern. Man erspart hiedurch bedeutend viel an Flächenraum, und auf ihnen können sich Regen, Thau und Hize gleicher vertheilen, und das Erdreich wird bei Regengüssen nicht von den Wurzeln gespült. Jedoch muß auf $1\frac{1}{2}$ Fuß breite Zwischenwege angetragen werden, damit das Ausbrechen der Köpfe und Nebenschößlinge, wie ich hernach sagen werde, bequem geschehen kann.

Die Beeten selbst werden mit einem Rechen, der Zähne von Eisen hat, eben gemacht, und zum Versezen wo möglich ein Tag gewählt, an welchem ein Regen und feuchte Witterung zu erwarten ist. Denn wenn man Fröste zu besorgen hätte, würde man Pflanzen und Arbeit aufs Spiel sezen.

Ist aber das Wetter günstig, so zieht man die schönern und größern Pflanzen sorgfältig aus dem Pflanzenbeete, und legt sie sachte, loker und ordentlich in einen Korb. Ehe man die Pflanzen auszieht, werden sie noch einmal begossen, damit sie leichter herausgehen, und etwas Erde an ihren Wurzeln hängen bleibe.

Das Pflanzen geschieht mit Pflanzhölzern, und es wird jede Pflanze, so wie sie eingesezt ist, mit Erde durch das Pflanzholz ordentlich ausgedrükt, dabei auch zugleich ein mäßiges Grübchen gelassen, damit das Wasser nicht ablaufen kann, wenn die Pflanzen begossen werden. Das Begießen nach dem Sezen ist denselben sehr nüzlich. Viele gießen vor dem Sezen Wasser in die Grübchen, aber das ist ein in der Gärtnerei ganz verkehrter Handgriff, sondern alle Gewächse werden nach dem Einsezen begossen oder eingeschlemmt. Die Tabakspflanze braucht etwa nur ein Paar Unzen, und will man etwas Mistjauche unter das Wasser mischen, so ist die Wirkung doppelt so gut.

Die Pflanzen werden in ein Fünfek gestellt, nemlich so:

* * * * *

* * * *

* * *

und so fort.

Auf jedes Beet kommen solche 3 bis 5 Reihen, je nachdem das Beet groß oder klein, und der Boden gut oder schlecht ist. Denn auf besserm Boden werden die Tabakspflanzen größer, und brauchen mehr Raum, als auf schlechterm. Auch sind die Tabaks-Arten nicht alle gleich. Am Zwekmäßigsten ist's, wenn man sie 2 Schuh weit von einander sezt.

Endl. Und wie hast du gesagt: mehrere Arten gibts? Was soll man denn hernach für Arten bauen?

Simon. Ich rathe euch, nur den asiatischen Tabak anzubauen, welcher auch Tscherbel-Tabak heißt. Dieser läßt sich im rauhesten Klima pflanzen, und artet nicht leicht aus. Auch erfriert sein Same niemals in der Erde, und könnte selbst im Herbste schon gesäet werden, was nach und nach seine Natur noch mehr abhärten würde. Virginische, Ungarische, Nürnberger und Pfälzer Tabake sind schwach im Blatte und kommen in etwas kalten Gegenden zu spät zum Ansaz und zur Reife der Blätter.

Befürchtet man noch Kälte, so kömmt das Herz der Pflanze beinahe in das Erdreich zu stehen; ist schon warme Witterung vorhanden, so läßt man es ausserhalb desselben. Ersteres schüzt sie vor Frost, lezteres vor dem Erstiken.

Was man nach dem Versezen zu thun hat.

Kurze Zeit nach geschehener Auspflanzung muß das Tabaks-Feld untersucht werden, ob etwa einige Pflanzen durch Trokne, Kälte oder Wurmfraß eingegangen sind, und wenn dieses geschehen wäre, muß die Ausbesserung ohne Anstand unternommen werden. Denn wenn man mit der Nachpflanzung säumt, so entsteht eine ungleiche Ernte, weil die viel später gesezten Pflanzen natürlicher Weise auch später reifen. — Hiebei gestatte man auch keiner kranken Pflanze eine lange Nachsicht, sondern seze sogleich eine gesunde an ihre Stelle.

Man muß ferner nicht unterlassen, sobald als man Unkraut zwischen den Pflanzen gewahr wird, dasselbe auszurotten, damit den Pflanzen nicht zu viele Nahrung entzogen wird. Zugleich werden die Pflanzen behakt, aber behutsam, daß an denselben

keine Blätter beschädigt werden. Hiebei wird die Erde um jede Pflanze so angezogen, daß die Blätter steif in die Höhe wachsen müssen.

Ungefähr 3 oder 4 Wochen darauf behakt man sie zum zweiten Male, wobei die Erde um sie herum wieder etwas angehäufelt wird; und da die Blätter jezt schon um ein Ansehnliches größer geworden sind, so ist noch mehr Vorsicht nöthig, daß man sie nicht beschädige, weil beschädigte Blätter nicht viel taugen.

Nach diesem zweiten Behaken läßt man seine Pflanzen ruhig fortwachsen, bis sie ungefähr 8, 10 oder 12 Blätter bekommen haben (die beiden Wurzelblätter nicht mitgerechnet). — Sodann wird der Stengel über dem obersten Blatte abgebrochen, so daß nur die 8 oder 10 Blätter am Stamme bleiben.

Endl. Warum denn das?

Simon. Damit sich nun aller Saft in diese Blätter ziehe. Denn die Blätter gehören ja eben zum Tabakmachen! —

Endl. Ah! jezt wohl!

Simon. Man heißt dieses Abbrechen das Köpfen; und weil die Pflanzen nicht alle zu gleicher Zeit den nemlichen Wuchs haben, so muß das Köpfen mehrmal verrichtet werden. Mit dem Abbrechen der Köpfe werden auch die untern beiden Wurzelblätter mit abgebrochen. Kopf und Blätter werden nicht weggeworfen, wie ihr hören werdet, wenn ich von der Ernte rede.

Vom Geizen.

Nach diesem Köpfen, und in einem guten Boden schon früher, brechen am Stengel neue Aeste hervor; diese müssen, wenn sie $^1/_4$ bis $^1/_2$ Schuh lang sich zeigen, so oft abgebrochen werden, als neue erscheinen, weil sie ebenfalls dem Stok sehr viele Nahrung nehmen, ja selbst seinen Wachsthum und frühe Reife zurükhalten würden. Dieses nennt man Geizen, und diese Zweige selbst nennt man Geiz, — (Geizer, Säuger, Sprossen.) —

Alle diese Arbeiten müssen an Stunden geschehen, wo die Tabakspflanzen nicht naß und frisch, sondern durch den Sonnen-Schein etwas welk und biegsam sind, also am Besten in den Mittags-Stunden! Es ist besser, wenn Mannspersonen diese Arbeit verrichten, weil Weibspersonen mit ihren langen

Röken manchmal gar üble Wirthschaft an den leicht zerbrechlichen Blättern anrichten.

Ernte.

Schon die Köpfe, der Geiz und die Wurzelblätter waren eine Ernte, aber eine schlechte, wofür man nur halb so viel lösen kann, wie aus den andern Blättern, die man später erntet.

Die Köpfe werden, wenn es die Witterung erlaubt, auf Grasplätzen, ausserdem an einem luftigen überdekten Orte dünn ausgebreitet, und durch öfteres Umwenden getroknet.

Der Geiz wird nach dem Abbrechen vorerst auf einen Haufen geschüttet, wo man ihn so lange erhizen läßt, bis er in einen Schweiß kömmt. Dieß befördert hernach das Troknen, und verbessert seine Farbe und Güte.

Die Wurzelblätter werden so behandelt, wie ich hernach von den übrigen guten Blättern sagen werde; aber sie dürfen mit den andern guten Blättern nicht vermengt werden; denn sie sind viel weniger werth, und würden den Preis der andern Blätter, die der Kaufmann wohl zu unterscheiden weiß, nur vermindern.

Eben so muß man die untersten oft zerrissenen Blätter wieder sonders thun. Sie reifen früher, als die obern, und dienen zu einer besondern Sorte von Tabak. Man nennt sie das Mittelgut.

So wie man dieses Alles gethan hat, erwartet man die Reife der guten Tabaksblätter.

Wann die Reife der guten Blätter erfolgt.

Hat man seine Pflanzungen zeitig unternommen, und die Witterung war günstig, so fangen die Blätter mit Anfang Septembers an, zu reifen. Man erkennt dieß daran, wenn sie flekweiß gelbbraun und klebrig werden, und ihre Spizen abwärts hangen. Dann ist es Zeit, sie abzunehmen.

Was man beim Abnehmen der Blätter zu beobachten hat.

Das Abnehmen der Blätter darf nicht in feuchter Witterung geschehen, sondern es muß bei gutem Wetter veranstaltet werden. Selbst nicht einmal des Morgens, wenn der Thau noch auf den Blättern liegt, darf man sie abnehmen, sondern man muß die

Abtroknung derselben erst abwarten, damit die Blätter troken eingebracht werden, weil die Näsſe dem Tabake ſchaden würde. Dieß dürfte auch dann der Fall ſeyn, wenn es einige Tage zuvor ſtark geregnet hat, und man ſie gleich darauf einernten wollte.

Die abgebrochenen Blätter werden auf kleine Haufen in den Linien zwiſchen den Tabaksſtengeln auf die Erde gelegt, wo ſie dann abwelken. Ehe aber der Abendthau kömmt, muß man ſie mit Strohſeilen in kleine Büſchel zuſammenbinden, nach Hauſe bringen und in der Tenne, oder ſonſt einem ſchiklichen Plaze auf das Stiel-Ende aufſtellen.

Da die Blätter nicht alle zu einer Zeit reif werden, ſo läßt man die unreifen am Stoke noch ſtehen, bis ſie nachgereift haben. Wenn es aber ſchon ſpät in der Jahreszeit wäre, und man über Nacht bereits Reif zu beſorgen hätte, ſo müßten die noch ſtehen gebliebenen Blätter ohne Verzug abgenommen werden, weil der Tabak weder Reife, noch Fröſte vertragen kann. Geſezt aber, die Blätter wären jezt doch noch nicht reif, ſo müßten ſie als Mittelgut beſonders, alſo nicht unter die guten gethan werden.

Beim Abpflüken ſollen drei Perſonen hintereinander gehen, und jede entweder die großen, oder die mittlern, oder die kleinern Blätter allein zuſammenſuchen. Dadurch wird der Tabak ſogleich eine ſchöne Sortirung erhalten, die nicht nur der Käufer ſehr berükſichtigt, ſondern die auch das Troknen ſehr beſchleunigt. Beſonders aber müſſen jezt abermal die unterſten, ganz gelben und zerriſſenen Blätter, wenn man mit den übrigen fertig iſt, für ſich allein geſammelt, zwar übrigens wie die guten Blätter behandelt, aber, wie ſchon oben erwähnt worden, beſonders gelegt werden, weil man durch ihre Vermengung den Preis der guten Waare nur verringern würde. Sollte nach einiger Zeit noch ein kleiner Nachwuchs zu ernten ſeyn, ſo wird er wie als Geiz, wovon ich oben geſagt habe, getroknet.

Was mit den leeren Stengeln zu thun ſey.

Die leeren, entblätterten Stengel der Tabaksſtaude hebt man mit einer Haue aus, klopft die Erde davon ab und dörrt ſie auf Grasplätzen entweder zum Verbrennen, oder man zerhaut ſie, ohne ſie auszugraben, bis auf die Wurzel-Stüke, und akert dieſe ſammt der Wurzel in die Erde, welche dadurch, ſo im

Uebermaße gedüngt wird, daß man darauf mit Gewißheit einer gesegneten Getreide-Ernte entgegen sehen kann.

Behandlung der Tabaksblätter im Hause.

Man braucht dünne, 6 bis 8 Schuh lange Stäbe, — etwa Haselnußstekchen. Diese müssen vorne zugespizt seyn. Ist solches in Bereitschaft, so wird in jedes Blatt oben am starken Ende in die Mittelrippe mit einem hiezu schiklichen Messer ein kleines Loch gestochen, und Blatt für Blatt an das kleine Stäbchen aufgeschoben, bis es voll ist, doch so, daß die Blätter nicht gar zu eng aneinander kommen. Zu dieser Arbeit sezt sich das ganze Hausgesinde in gesellschaftlicher Reihe um den Tabakshaufen, ein jedes davon nimmt eine Partie solcher Blätter auf den Schooß, und reiht sie an die Stäbe.

Ist dieses geschehen, so stellt man diese Stäbe alle aufrecht an die Wand, und läßt sie so 3 Tage lang stehen, bis die Tabaksblätter zu schwizen anfangen und so noch ihre Nachreife erhalten und gelber werden. Ungefähr am zweiten Tage sieht man über den Erfolg des Schwizens nach, und wenn die inwendigen Seiten schön gelbbraun geworden sind, werden sie etwas verschoben, damit die Luft ein wenig durchstreifen kann.

Hier muß ich euch aber sagen, Nachbarn, daß an einigen Orten wieder anders verfahren wird.

Man legt nemlich, wenn die Blätter nach Hause gebracht worden sind, solche so neben einander auf 1 bis 1 ½ Schuh hohe Haufen, daß Spizen auf Spizen und Rippen auf Rippen kommen. Wenn er also 24 oder 48 Stunden gelegen, untersucht man, ob der Tabak zwischen den Blätterpaken gelber geworden ist, und in Schweiß kommen will.

Ist dieses der Fall, so wird der Haufen so umgeschichtet, daß aller oben liegende, nicht warme, und noch grüne Tabak in die Mitte, und der breite gelbe auf die Oberfläche zu liegen kömmt. In Kurzem wird dann auch der mittlere dem obern gleich werden, und sämmtlicher dergestalt in einen Schweiß gerathen, daß man hin und wieder Wassertropfen wie Perlen darauf stehen sieht.

Nun werden die Blätter, immer von einerlei Größe, mittels einer langen dünnen eisernen Nadel durch den dikften Theil der Rippe an Bindfäden gefädelt, an das leztere eine Masche (Schlußschleife, Klang) gemacht, und in einem luftigen Orte

(unter Dach) an hölzerne Nägel so aufgehangen, daß die Enden der Bindfäden der Länge nach von einem Nagel zum andern reichen.

Ihr mögt nun die eine oder andere Manier wählen, so ist besonders beim Schwizen vorzusehen, daß der Tabak nicht in Fäulniß übergehe; und beim Anreihen ist zu sorgen, daß die Blätter nicht zu dicht aneinander geschoben werden, sondern ein Blatt von dem andern einen kleinen Querfinger breit entfernt bleibe; denn werden sie zu dicht aneinander hingedrängt, so kann die Luft zu wenig zwischen ihnen durchstreichen; daher troknen sie nicht genug aus, sondern bekommen den sogenannten Hängbrand. Ein gar zu schnelles Troknen erzeugt den Lichtbrand. Wenn man die Blätter anreihet, müssen die gleichen Seiten alle nach einerlei Seite hinsehen. Die Blätter der Einen Schnur (oder Stäbchens) dürfen die Blätter der andern Schnur nicht berühren. Die schadhaften Blätter müssen besonders gelegt, und besonders angereiht, und, wenn auf einigen Blättern Rostfleken vorkommen, diese ausgebrochen werden. Die Schnüre (oder Stäbchen) sollen während der Troknungszeit öfters gerüttelt (geschüttelt) werden.

Bei feuchter Witterung werden die Läden und Zuglöcher auf den Böden geschlossen, bei heiterer und trokner Witterung aber öffnet man sie wieder.

Wie lange die Blätter auf den Böden hängen müssen.

Das kömmt auf die Witterung an. Die Absicht hiebei ist nicht, die Blätter rasseldürr zu machen, sondern sie sollen nur völlig abgetroknet seyn. Wenn nun einmal die Rippen der Blätter gut zusammengetroknet sind und die gelbe oder braune Farbe haben, wie die Blätter selbst, oder wenn man diese Rippen biegen will, und dieselben nicht mehr weich sind, sondern, wie man zu sagen pflegt, knaken, so ist es gut, so sind sie völlig gut getroknet. Das wird in wenig Monaten geschehen seyn, und es darf der erste Frost des eintretenden Winters wohl darüber gegangen seyn, wenn es nicht wegen eingetretenen nassen Herbstwetters rathsam war, sie schon früher abzunehmen.

Während des Troknens muß man einigemal nachsehen, ob nicht die Rippen der Blätter mit Schimmel anlaufen wollen, worauf solche etwas auseinander geschoben werden müssen. Be=

sonders dienlich ist, um diese Zeit einigemal Wachholderrauch auf die Tabaksböden zu machen.

Gleichwie man schon beim Aufhängen der Blätter zum Troknen auf die nemliche Art, wie beim Abnehmen auf dem Felde, einen Unterschied beobachten, und nicht gute und schlechte und nicht reif gewordene Blätter, sondern jede Sorte besonders, und die guten vorzüglich dahin bringen muß, wo sie den mehresten Luftzug erhalten u. s. m.; eben so muß man auch beim Abnehmen sorgen, daß die guten, so wie die schlechten, jede Sorte besonders, auf Haufen kommen, und bei diesem Legen der Blätter hat man auch dieses noch zu beobachten, daß die Spizen der Blätter nicht nach außen, sondern einwärts, folglich die Stiele außerhalb zu liegen kommen; denn dadurch werden die starken Enden oder Stiele von der Luft noch weiter genugsam getroknet.

Wie die Blätter in Gebunde zu bringen sind.

Man mag nun die Blätter alsbald verkaufen, oder in Fässern aufbewahren wollen; so müssen sie auf beide Fälle in kleine Gebunde gebracht werden, damit sie theils bequem fortgeschafft, theils gut und ordentlich eingepakt werden können.

Wir haben die Blätter auf dem Boden in Haufen gelassen. Wenn sie einige Zeit so gelegen haben, werden sie auf folgende Art in Gebunde gebracht: Man nimmt 20 oder mehrere Stüke in die eine Hand fein ordentlich zusammen, und ordnet die Rippen in der Hand ganz gleich. Dann nimmt man von den schlechten Blättern oder dem sogenannten Prak (Ausschuß) ein Blatt, legt die Spize desselben zwischen die Rippen, (welche aus der zusammengedrükten Hand hervorstehen), windet (wikelt) es um die Köpfe der guten Blätter fest herum, dreht es endlich zusammen, und stekt und befestigt sein rippiges Ende in die Rippen der gebundenen Blätter, damit das Gebund nicht mehr aufgehen kann.

Vom Einpaken des Tabakes in Fässer.

Die so entstandenen Handbuschen müssen so lange, bis sie wirklich eingepakt werden können, in kleinen Haufen, die Stiele nach außen gekehrt, an einem troknen Orte aufbehalten werden, damit sie keine Feuchtigkeit einziehen, weil sie sonst in den verschlossenen Fässern verderben würden.

Die Fässer zum Einpaken dürfen nicht, wie andere Fässer, in der Mitte mit einem Bauche versehen seyn, sondern sie werden durchaus von einerlei Weite gemacht.

So wie man diese Fässer in Bereitschaft hat, so werden die in Bündelchen gebundenen Tabaksblätter schichtenweise recht ordentlich und zwar so gelegt, daß die Stiele der Blätter immer an die Dauben des Fasses, und die Spizen der Blätter nach innen zu liegen kommen.

So wie man einige Schichten Tabaksblätter in das Faß gelegt hat, so muß man einen vom harten Holz gemachten, bequem in's Faß gehenden Dekel auf die Blätterschicht legen, das Faß unter eine Presse bringen, und die Blätter unter dem Dekel ziemlich fest zusammen schrauben, und auf diese Art mehrere Male so lange fortfahren, bis das Faß voll ist, worauf dasselbe mit seinem eigenen Dekel ordentlich zugeschlagen wird. Wer keine Presse hat, muß sich auf eine andere Art zu helfen suchen.

Ein auf diese Art behandelter Tabak kann nun in den Fässern nicht nur viele Jahre, ohne zu verderben, stehen, sondern er wird auch von Jahr zu Jahr besser, und nimmt im Preise zu.

Die Fässer mit Tabak werden in einem wohl troknen Orte, nur aber nicht in Kellern, aufbehalten.

Samenzucht.

Die schönsten Pflanzen werden nicht geköpft, aber fleißig gegeizt; auch nimmt man ihnen alle Blätter bis auf 6, und wenn der Same daran recht dunkelbraun wird, ist er reif. Man scheidet die Gipfel ab, und hängt sie einige Zeit an einem luftigen Orte auf. Sodann wird der Same ausgerieben, gereinigt und aufbewahrt. Zweijähriger, oder aus andern Gegenden verschriebener Same gibt schönere Pflanzen, als selbst erzogener und nur ein Jahr alter.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Vom Flachsbaue.

Simon. Leinwand ist ein Artikel, welchen kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht, weder reich noch arm, entbehren kann, und zwar schon von Geburt an braucht der Mensch diesen Artikel tagtäglich, und nimmt ihn sogar mit in's Grab!

Ein Bauer soll sich daher auf den Flachsbau absonderlich befleißen, und Jedermann hat Ursache, zu wünschen, daß wir auch hierin immer vollkommener werden. Für diesen nüzlichen Gegenstand sollen sich alle Hände regen. Der Arme findet darin seinen höhern Brodverdienst, der Wohlhabende eine ehrbare, nüzliche Beschäftigung, das 6jährige Kind, wie der kraftlose Greis, eine selbstständige Subsistenz, die fleißige Wirthin einen wahren Haussegen, die Dame vom ersten Range eine beliebige, nicht unangenehme Unterhaltung; und selbst der Kunstkenner und Liebhaber ein breites Feld zu gemeinnüzlichen Geistesübungen und Erfindungen.

Ich werde euch über den Flachsbau nicht viel sagen, da ihr ohnehin von eurer Geburt an damit umgeht.

Der schiklichste Boden für Flachs

ist ein Thonboden, der mit einem großen Theil Modererde, etwas Kalkerde und Sand gemischt ist. Der sogenannte kiesige (grobsandige) Boden gibt zwar feinern Flachs, aber sehr wenig; bloßer Thonboden ist viel zu kalt, zu dicht und zu zusammenhängend. Die Leinpflanze muß ihre Wurzeln in lokerm Erdreiche ausbreiten können. Feuchtigkeit verträgt er ganz gut, er liebt und fordert sie sogar, aber zu viele Näsſe verdirbt ihn.

Bei der Bestellung kömmt es darauf an, ob man den Lein in einen Neubruch, oder in ein Feld, das im vorigen Sommer brach gelegen ist, oder in die Brache säen will.

Neubruch wäre freilich die beste Stelle, und dann müßte dieses Land schon im Frühlinge des Jahres vorher urbar gemacht, den Sommer hindurch völlig den Einwirkungen der Luft ausgesezt, und nicht genuzt werden, ausgenommen zu türkischem Korn, Tabak oder Kartoffeln, weil diese Früchte wiederholte Bearbeitungen und Auflokerungen des Bodens fordern, wodurch der Erde viel Luft beigemischt wird.

In jedem Falle wird der Boden vor Winter noch einmal, und zwar etwas tief umgebrochen, und dann im folgenden Frühlinge zur Saat gepflügt. Noch öfteres Pflügen wäre noch besser!

Wählt man den zweiten Fall, nemlich ein Feld, welches im vorigen Sommer brach gelegen; so pflügt man dieses Brachfeld den Sommer hindurch oft und fleißig, die lezte Bearbeitung erhält es vor Winter; im folgenden Frühlinge erhält es noch eine vor der Saat.

Der dritte Fall, da man sich statt des Brachfeldes ein Leinfeld macht, ist unstreitig am Wenigsten vortheilhaft.

Jeden Boden, selbst den leichtern, soll man durch Pflügen so oft auflokern, als man kann. Denn das Pflügen hat nicht nur die Auflokerung des Bodens, sondern auch die Beimischung der Luft zum Zweke, die nie in zu großer Menge gewonnen werden kann, weil die Luft es vorzüglich ist, welche Leben und Thätigkeit in die Erde bringt.

Bei der Pflügung vor Winter müssen die Beeten schmal und hoch seyn, damit die Kälte sie besser durchdringen und die Erde mürbe machen könne.

Wenn man aber zur Saat pflügt, macht man eben diese Beeten sehr breit (40 bis 70 Fuß breit), damit sie die Feuchtigkeit, welche der Lein sehr liebt, besser zurükhalten.

Zwischen diesen Beeten macht man statt der Furchen kleine Gräben, welche die gar zu große Feuchtigkeit, die von zu vielem Regen kommen könnte, allmählig abzapfen, aus welcher Ursache diese Gräben der Lage der Felder angemessene Richtung und Tiefen haben sollen. Die Holländer, wegen Flachsbau besonders berühmt, machen diese Gräben auf feuchten Gründen 2 bis 3 Schuh tief und $\frac{1}{2}$ Schuh breit.

Wie man säet.

1) Man säe im leichten Grunde früher, als im schweren Boden.
2) Man säe an einem Tage, an welchem die Witterung gelind ist; nie im Regenwetter; auch nicht so lange noch starke Reife zu befürchten sind.
3) Der gesäete Same werde mit einem Rechen unter die Erde gebracht, weil das arbeitende Thier das Feld zu fest tritt, und die Egge den Samen nicht genug unterbringt.

Von der Güte des Samens.

Ein Same, der gut ist, muß folgende Eigenschaften haben: 1) er muß fest, voll und von einer hellbraunen Farbe seyn; 2) im Wasser bald zu Boden sinken; 3) auf glühende Kohlen geworfen, gleich Feuer fangen und knistern.

Alle andern Arbeiten und Handgriffe beim Flachsbau wißt ihr ohnehin.

Endl. O, wenn wir auch das nicht wüßten!

Simon. Ich will euch eine Geschichte erzählen, woraus ihr sehen könnet, wie unwissend einige Leute in dem Fache sind, was die Oekonomie betrifft. Es bat einmal eine Frau ihren Mann, ihr auf seiner kleinen Reise doch recht schönen Flachs vom Lande mitzubringen. Der Mann gab sich alle Mühe, so-wohl recht schönen langen, als recht schönen kurzen Flachs zu bekommen. Als er diesen Kauf seiner Frau überreichte, fragte sie, ganz natürlich, warum er denn nicht lauter langen Flachs gekauft habe? „Ei, ei, Weibchen, fiel er ein, merkst du's denn nicht? Der kurze ist ja für unsre Kleinen, welche auch Hem-derchen haben wollen!

Buzhofer. O Sapperment! Der hat's getroffen!

Simon. Einst hörte ich eine gravitätische Stadtdame auf dem Eimarkte gar sehr mit einem Bauer zanken, warum er die Eier von Tag zu Tag kleiner mache?

Buzhofer. O, das ist noch ärger!

Simon. Jetzt weiter:

Wie man den Flachs so zart und weiß wie Seide machen kann.

Man macht eine Lauge von einem Theil ungelöschten Kalk und zwei bis drei Theile Asche von Buchen- oder einem andern guten Holze, und gießt das Helle zu folgendem Gebrauche ab.

Sodann nimmt man von dem Flachse eine Hand voll auf einmal, verknüpft solchen auf beiden Seiten, daß er sich nicht verwirre, in der Mitte aber breitet man ihn von einander, und legt ihn also in den Kessel, in welchem zu unterst etwas Stroh, darauf aber ein Tuch gelegt worden ist. Auf den Flachs wird wieder ein Tuch und abermals eine Lage Flachs ausgebreitet, und so fort eine Lage um die andere, bis der Kessel voll ist.

Darauf gießt man nun die abgeseihete Lauge über den ein-gelegten Flachs, und läßt es etliche Stunden lang sieden, worauf man ihn herausnimmt und im frischen Wasser ausspület. Nach Befinden kann man diese Auskochung noch einmal wiederholen.

Endlich wird der Flachs an der Luft getroknet, nochmals gebrecht, geschwungen, fein gerieben und gehechelt. Hievon be-kommt der Flachs einen schönen Glanz und wird sehr zart.

Das abgegangene Werg wird gekartätschet, und wie Baum-wolle gekämmt, da es dann auf verschiedene nüzliche Weise zum Unterfüttern statt der Baumwolle gebraucht werden kann.

Eine andere Art, sehr feinen Flachs zu erhalten.

Da Pflanzen, die im Schatten wachsen, sehr lang werden, aber auch sehr zart bleiben, so bedient man sich in Holland und Flandern folgender Vorrichtung für den Flachs zu Batisten und Brabanter Spizen:

Man bestekt nemlich den Lein auf dem Felde mit kleinen, gabelförmigen Steken, über welche zweigige Reiser gelegt werden. Dieser Lein wird noch grün ausgerauft, an der Luft getroknet, und vor allem Regen, selbst vor dem Thaue verwahrt, daher man ihn jedesmal über Nacht in die Scheune bringt; durch diese Vorsicht erhält er einen Seidenglanz. Geröthet wird er in Gruben, doch eher, besonders der zu Batisten bestimmt ist, einige Tage auf kurzem Grase gebreitet. Der nach dem Röthen völlig getroknete Lein wird auf der Tenne mit Schlegeln geschlagen; dieß gilt statt des Brechens. Dann nimmt ein Arbeiter, der ein reines, ledernes Schurzfell hat, einen Streifen nach dem andern in die linke Hand, und schabt, drükt, klopft mit einem ganz stumpfen Messer jeden Streifen Zoll für Zoll auf allen Seiten auf seinem Knie und Schurzfelle, und fährt damit so lange fort, bis der ganze Streifen so rein und zart ist, wie gewundene Seide; dieß gilt für das Schwingen und erste Hecheln. Nun gibt man den so bereiteten Flachs der Spinnerin, die ihn mit einer dazu bereiteten Bürste auf einem reinen Tische noch einmal glatt streicht; so ist er fein gehechelt! Dann wird er nach seiner ganzen Länge an den Roken gebunden, und der Faden nach der Länge der Fasern auf einem Rade gesponnen, das gewöhnlich mit der Hand gedreht wird. Die Leinwand aus solchem Garne muß in kühlen Orten, Kellern u. dergl., und niemals in Wohnstuben oder geheizten Zimmern gewebt werden.

Bearbeitung der Hopfenreben zum Flachsgebrauche.

Die neue, nüzliche Erfindung, aus Hopfenreben ein Gespinnst zum Weben zuzubereiten, verdient allgemeiner bekannt zu werden. Die Hopfenreben müssen gleich nach dem Abpflüken des Hopfens noch grün in Bündel geschnitten und noch einmal so lange als der Flachs im Wasser geröstet werden. Die übrige Bearbeitung derselben ist die nemliche, wie bei dem Flachs.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von den guten Eigenschaften und dem Nuzen der Brennnessel.

Simon. Ihr werdet die Brennnessel als ein sehr gutes Gänsefutter kennen. Nun will ich euch auch lehren, wie man sie mehr kultiviren und anbauen soll.

Buzhofer. Wie? Wa — Was? O lieber Gott! Ich bin froh, wenn ich die Brennnesseln ausrotten kann, wo sie mir im Wege stehen.

(Alle übrigen Bauern sehen Simon mit befremdendem Stillschweigen an.)

Simon. Nicht wahr? das kommt euch närrisch vor? Habt ihr denn nicht längst die prächtige Brennnessel-Wiese auf meinem Güßdobl-Riff gesehen? Da ich diesen hinterleitigen, sonnenlosen und steinigen Boden zu gar nichts benüzen konnte, schuf ich ihn zu der prächtigsten Brennnessel-Wiese, die ich das Jahr drei Mal abernten kann.

Nachbarn! Diese so verachtete Pflanze verdient eure ganze Aufmerksamkeit, und wir sollten dem Schöpfer unsern größten Dank sagen, daß er uns eine überall so gern wachsende Pflanze geschenkt hat!

Man kann an ihr so leicht eine ungeheure Menge Futter bekommen! — — Das Land, oder der Erdboden mag seyn, wie er will, sandig, steinig, bergig ..., aller Orten, wo andere Pflanzen verderben würden, kömmt diese gleichwohl fort, und gibt das beste Futter ab. Sie wächst, wo auch kein Sonnenschein hinkömmt, dennoch vortrefflich, erfordert weder Mühe, noch Sorgfalt, verlangt keinen Dünger und trozt jeder Witterung. Sie verträgt nicht nur die allerstrengste Winterkälte, sondern sie schlägt auch alle Jahre auf's Neue aus ihrer Wurzel hervor. Mithin darf man sie nur einmal an einem gewissen Orte anpflanzen, und sie bleibt und wächst dann fort wie das Holz, d. h., sie bedarf keiner Pflege. Nur muß man hie und da beständig einige Stengel zum Samentragen kommen lassen, damit, wenn einige Wurzeln aussterben, der Wind sie wieder anbaue.

Wenn man der Nessel gar noch die Gnade anthun, und sie, die so Nüzliche, nur etwas gut behandeln will, d. h., wenn man sie nur alle 3 — 4 Jahre ein wenig mit Laub oder Tannennadeln düngt, o, da ist sie schon stolz, und wächst euch so

üppig heran, daß ihr sie dreimal im Sommer recht reichlich abmähen könn't.

Bei ihr hat man in keinem Jahre einen Mißwachs zu befürchten; denn sie gewährt ein Jahr wie das andere den fruchtbarsten Ertrag.

Endl. Ei, das Ding läßt sich hören!

Simon. Und ob sie gleich alle Menschen als ein Unkraut ansehen, so wird sie doch vom Vieh über alle Maßen geliebt. Man kann die Nesseln dem Viehe theils grün und geschnitten mit unter ihr Futter geben, oder auch als Heu mit Stroh vermischen und vorlegen, oder in der Siede mit abbrühen; kurz, wie man's am Zuträglichsten und Bequemsten für sich findet: das Vieh frißt sie auf jede Art mit Lust und Appetit.

Buzhofer. Das könnt' ich nicht sagen! Vielmehr hab' ich schon die Stengeln vom Viehe verschmähen sehen.

Simon. Ich glaub's wohl, wenn dieselben schon zu alt und hart geworden waren. Man muß die Nesseln nie zu alt werden lassen, sondern sie im Sommer öfters abschneiden. Denn das Vieh will die Pflanzen nicht, nachdem sie auf dem Halme ausgedörrt, sondern wenn sie jung bei bestem Saft und Geschmak eingeerntet worden sind. So ist's ja auch beim Klee. Und — was glaubt ihr, daß die Nesseln noch für eine gute Eigenschaft haben? — Sie dienen nemlich dem Viehe als die heilsamste Arznei, ja, man will versichern, daß in einigen Gegenden von Schweden, wo man das Vieh sehr stark damit füttert, noch nie eine Krankheit an selbem sich geäussert habe.

Um sie troken mit Nuzen dem Viehe zu füttern, legt man sie in ein Faß, streut einige Hände voll Salz darauf, und gießt kochendes Wasser darüber. Ist Alles wieder abgekühlt, so gibt man die so gebrühten Nesseln vorzugsweise den Kühen, welche sie begierig fressen, und das Wasser davon eben so begierig saufen.

Endl. Und den Kühen soll man's vorzugsweise geben?

Simon. Ja! Sie geben darnach Milch in großer Menge, mit vielem Rahm, und die Butter davon gleicht an Farbe und Geschmak der besten Frühjahrbutter.

In Schweden zieht man Kälber und junges Federvieh mit Brennnesseln mit dem größten Nuzen auf, und sie gedeihen nicht nur dabei ganz vorzüglich, sondern veredeln sich auch dadurch.

Für die Schafe würden sie ebenfalls ein schönes Winterfutter geben, und fütterte man sie den Mutterschafen während des

Tragens und Säugens auf vorbeschriebene Art, so würden die Lämmer vorzüglich gedeihen, wie mich eigene Versuche belehrt haben.

Für junge Truthühner ist die Nessel das, was die Milch für Kinder ist, und füttert man sie damit, so verwahrt man sie dadurch am Sichersten gegen alle üblen Zufälle, welche diese Thiere in der ersten Zeit zu treffen pflegen. Sie erhalten dadurch Festigkeit und ein sehr schmakhaftes Fleisch.

Endl. Ja, hat sich! Wenn sie nur nicht so brennen würden!

Simon. Will man vermeiden, daß man sich nicht verwundet, so darf man nur die Nessel hübsch unten angreifen, und mit der Hand nach oben herauf fahren. Die Ursache nemlich liegt darin, daß die Brennspizen alle nach oben zu stehen, und wenn man mit der Hand hinauf fährt, so können sie ihr auch keine Verlezung beibringen, und drükt man etwas stark, so zerplazen jene Bläschen, als die Ursachen des Schmerzes. Das beste, schmerzstillende Mittel, wenn man sich unversehens damit verlezt hätte, ist der Saft der Nessel selbst; auch Baumöl lindert den Schmerz.

Ihr dürft sie übrigens nicht fürchten, pakt sie nur herzhaft an. Sie sind sogar zur Nahrung für Menschen sehr gut. Jung, als Zugemüse gekocht, geben sie ein schmakhaftes Gericht, und roh angemacht, einen gesunden Salat.

Wenn man Fleisch mit Nesseln kocht, so wird es weich, und wenn es auch noch so hartsiedig wäre. Auch erhält es sich zwischen den Blättern dieser Pflanze sehr lange frisch.

Der von den jungen Pflänzchen ausgedrukte Saft ist ein heilsames Mittel bei Schwind- und Lungensucht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie man die Brennnesseln anbauen soll.

Simon. Wenn es wahr ist, daß der Akerbau die reichhaltigste, nie versiegende Quelle von Schäzen ist, so ist auch nicht zu läugnen, daß die große Brennnessel ein starker Strahl dieser Quelle seyn würde, wenn man sie nur mehr achtete, und es ist auch nicht zu zweifeln, daß den Landwirthen auch hierüber bald die verschlossenen Augen aufgehen werden. Es wird wohl

selten ein Dorf oder Ort seyn, wo man nicht solche Pläze besizen sollte, welche zum Anbaue anderer Gewächse untauglich sind. Man baue die so nüzliche Brennnessel dahin! Sand, Thon, Kreide, Kleien, leichter und fetter Boden, kaltes, heißes, feuchtes und troknes Land, Thäler und die steilsten Berge, kurz jeder Boden, er liege gegen Mittag oder Mitternacht, ist ihr angemessen, nur in Morästen und im Wasser gedeiht sie nicht.

Hat man ganz kahle Felsenpläze, so bringe man nur etwas Schlamm und Gassenerde nur ein Paar Zoll hoch darauf, und säe alsdann seinen Nesselsamen dahin aus, oder verpflanze sie daselbst durch Zertheilung der Wurzeln, und man hat sich eine Wiese geschaffen, welche im Sommer dreimal abgehauen werden kann, und viel und treffliches Futter liefert.

Den Samen von den Brennnesseln kann man sich sehr leicht in der lezten Hälfte des Augusts oder im Anfange des Septembers einsammeln. Man schneidet die Stengel ab, läßt sie troken werden, wonach der Same leicht herausfällt.

Will man sie ansäen, so streue man den Samen sehr dik. Die beste Saatzeit ist im September. Im ersten Jahre bis zur ersten Ernte darf man aber kein Vieh dazu gehen lassen, und man thut wohl, sie vor dem zweiten Jahre nicht zu schneiden, damit sie sich desto besser bestauden.

Zum Anbau der Brennnessel rathe ich, sie mit dem vierten Theil wilder Cichorie auszusäen, welche leztere ebenfalls ein sehr gutes und nahrhaftes Futter für Rind- und Schafvieh gibt.

Will man sie pflanzen, statt säen, so hebt man im Oktober und November junge Stöke behutsam mit allen ihren Wurzeln aus, schneidet ungefähr 1 Zoll hoch die Stengel davon ab, zertheilt die Wurzeln, und sezt sie alsdann in ordentliche Reihen etwa 3 Zoll von einander eben so tief, als sie früher in der Erde stunden.

Das Anpflanzen auf solche Art ist zwar ein wenig mühsamer, als das Aussäen; allein diese geringe Mühe wird dadurch sehr reichlich vergütet, daß diese Pflanzen gleich im ersten Sommer schon zweimal abgeschnitten werden können.

Da es aber mehrerlei Sorten Nesseln gibt, so ist es nicht gleichgültig, welche man anpflanzt.

Die vorzüglichste und einzige, welche man anpflanzen soll, ist die sogenannte Hanfnessel (Netila cannabina). Diese wächst mannshoch, hat sehr viele Aehnlichkeit und Gleich-

heit mit unserm Hanfe, und man verfertigt aus ihr die sogenannten Nesseltücher und Cattuns. Sie ist in allen Dörfern zu finden. Im guten Boden wächst sie 7 — 8 Schuh hoch.

Buzhofer. Der Tausend! Die Sache ist ernster, als ich gleich Anfangs dachte! Ich will meine abgelegenen schlechten Gründe alsbald mit diesen Nesseln besezen.

Simon. So will ich euch auch noch das Geheimniß entdeken, woher es kam, daß ihr nie so schöne, gesunde und starke Pferde zügeln konntet, wie ich.

Seht, Nachbarn! Ich sammelte von den stärksten Nesseln fleißig den Samen ein, troknete ihn an der Sonne allmählig, stieß ihn dann zu Pulver, und mischte davon Morgens und Abends eine Handvoll unter den Haber.

Buzhofer. Was? Das soll gut seyn?

Simon. Durch dieses geheime und wohlfeile Mittel, welches bisher nur geschikte Pferdärzte und schlaue Roßhändler wußten, blieben die Pferde immer gesund und gut bei Leib, und bekommen ein glänzendes Haar und munteres Ansehen.

Wenn man den Hühnern reifen Nesselsamen unter ihr Futter wirft, so legen sie noch einmal so fleißig Eier.

Endl. Ei! jezt hab' ich ja die Nesseln ordentlich lieb!

Simon. Vielleicht hast du sie noch lieber, wenn ich dir sage

Wie man aus Nesseln Garn und Leinwand verfertigt.

Man sammelt die Nesseln zu Ende Augusts, auch im September, nachdem das Wetter vorher feucht oder troken gewesen, sobald man bemerkt, daß die Blätter sich neigen und welken wollen, die Stengel gelblich werden, und der Same leicht von der Hülse losgehet. Das Sammeln und Zubereiten geschieht so: Man schneidet die Stengel mit einer Sichel dicht an den Wurzeln ab, ohne leztere mit auszureissen, welche alle Jahre neue und mehrere Stengel treiben. Gegen das Brennen kann man sich mit ein Paar diken Handschuhen verwahren. Die eingesammelten Nesseln breitet man in der Luft aus, und läßt sie zwei Tage troknen, damit die Blätter von den Stengeln leicht losgehen. Alsdann röstet man sie wie den Hanf, bindet sie in Bündel, und läßt sie sechs bis sieben Tage, nach Beschaffenheit der Witterung mehr oder weniger, in Flußwasser liegen.

Nach diesem Rösten muß man sie recht sehr troken werden lassen, und an einen troknen Ort legen, um sie nach Bequemlichkeit gebrauchen zu können. Die übrige Bearbeitung besteht in der Zubereitung der langen Fäden, wozu man sich gleicher Werkzeuge, wie bei dem Hanf bedient; wie denn beide Gewächse viel Aehnlichkeit mit einander haben, auch Faden und Leinwand von gleicher Farbe und Dichte geben.

Endl. Ah! ich will mich doch lieber an den Hanf halten!

Simon. Die Vortheile der Nesseln sind augenscheinlich, da das Gewächs weder alljährlich einen Ausbau, noch Wartung, noch Dünger, noch eigenes Erdreich, noch die geringste Ausgabe erfordert, auch der Landmann in seiner Feldarbeit nicht gestört wird, ausser daß er sie etwa alle drei Jahre mit Laub, Wachholder-, Fichten-, Kiefer- oder Tannenzweigen düngt. Die daraus verfertigte Leinwand läßt sich nicht nur weisser, sondern auch geschwinder bleichen, als die hanfene.

Ich habe wirklich erst heuer ein Stük von 45 Ellen halb Nesseln und halb Flachs gleich Kattun druken, und Bettdeken daraus machen lassen, welche sehr gut ausgefallen sind; denn das Nesseltuch nimmt die Farbe sehr gut an. Will man das Garn recht schön haben, darf man es nur mit Lauge oder Seife absieden. Alle meine und der Meinigen Strümpfe, alle meine Seile und Strike sind gleichfalls von Nesseln und sehr ausdauernd. —

Buzhofer — (in Gedanken). — Bst! Ist das Ding so? — Nun wart! — Da kann Rath werden! Die Mühe ist leicht, und solch' unnüze Abgründe und Löcher, wo sonst nichts wachsen will, hab' ich ja genug! Sollen mir jezt brav Futter tragen, ganze Wägen voll will ich bald nach Hause fahren!

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Simon Strüf wird bettlägerig.

Inzwischen hatte Strüf vielen Aerger mit Gschray's Widersezlichkeit und heimlicher Bosheit. Moll war verreiset und hatte einige seltene Obstsorten vom berühmten Pfarrer Christ erhalten, die noch im Herbste versezt werden sollten. Und da der Herbst sehr günstig, im Frühjahre aber alle Hände voll Arbeit vorherzusehen war; so entschloß sich auch Strüf, die Obstbäume, welche er aus seiner Baumschule Moll zum freundschaftlichen

Andenken geben wollte, noch im Herbste zu versezen. Hier zeigte nun Gschray, was ein böses Herz im Menschen auszubrüten vermag. Nicht genug, daß er zu jeder Arbeit beim Versezen unbrauchbar war, suchte er auch dieselbe auf jede Weise zu verzögern: er hezte durch seine Buben ein Paar andere böse Jungen auf, daß sie mehrere versezte Bäume wieder ausrissen, und auf mancherlei Weise beschädigten; dann ließ er ein Paar, zum Versezen am nächsten Tage, in die Erde eingeschlagene Gebunde Bäume Nachts hinweg tragen, und in weiter Ferne einzeln zerstreuen, so, daß viele derselben verloren gingen und unnüz verdorrten. Ueberdieß suchte er die Arbeitsleute aufzuhezen, daß sie entweder schlecht oder gar nicht arbeiteten, und dem Knecht, Christoph, welchen Strüf aus seinem Dienste Moll überlassen hatte, suchte er alles böse Herzeleid anzuthun, so daß es dieser nicht länger mehr aushalten konnte, und aus dem Dienste zu treten entschlossen war.

In dieser Lage der Dinge erkrankte Strüf, der im freundschaftlichen Eifer für Moll die Sache sich mehr angelegen seyn ließ, als seine eigene. Allein dadurch war das Uebel nur ärger gemacht, und Gschray hatte nun vollends die boshafte Freude, Alles in's Stoken gerathen zu sehen. Ueberdieß konnte er jezt seiner Bosheit vollends freien Lauf lassen; daher er auch seine Freude nicht mehr verheimlichte, sondern sein höhnisches Gelächter laut äußerte. Sein Weib und seine ungezogenen Kinder leisteten ihm darin getreulichen Beistand und auf Moll's Hofe sah es bald aus, wie es vormals aussah, und die alte Herrschaft fing wieder an, ganz ihr voriges Unwesen zu treiben. Theres, Simons Weib, war aber zu beschäftigt und besorgt um ihres lieben Mannes Leben, als daß sie sogleich hätte Rath schaffen, und Moll von der ganzen Lage der Dinge benachrichten können. Es blieb daher gar Vieles ungethan, was nothwendig hätte geschehen sollen, und Das, was geschehen war, wurde ebenfalls wieder vernachlässigt, und drohte in der Folge nicht den Nuzen zu gewähren, den man sich davon versprochen hatte.

Drittes Buch.

Ah! — Ist die Sache so? Nun wart' das läßt sich richten,
An Fleiß und Willen soll's nicht fehl'n.
Grüß Gott, mein lieber Strüf! Geh', thu auch mich berichten,
Und nimm mich auf zu deinem G'sell'n!

Erstes Kapitel.

Was macht denn unser Karl Moll?

Als Moll in der Residenzstadt angekommen war, betrieb er sogleich des Grafen Geschäfte. Allein er fand mehr Hindernisse, als er sich vorgestellt hatte. Die Sache schien sich sehr in die Länge zu ziehen, und Moll befand sich in der äußersten Verlegenheit, da ihn zu Hause so viele Geschäfte erwarteten. In den Stunden der Muße suchte er sich daher zu zerstreuen, besuchte alte Bekannte, wohnte ihren Vergnügungen bei, und machte Ausflüge in die Nachbarschaft. Am Liebsten verweilte er aber bei seinem Freunde Uz, der mit Moll noch von den Studienjahren her bekannt, und nun ein sehr wohlhabender, allgemein geachteter Kaufmann war. Diesem vertraute er alle Plane, die er in die Zukunft hinein sich gemacht hatte, wozu Uz gewöhnlich den Kopf schüttelte, aber aus Schonung zu den Schwärmereien des Freundes, wie er sie im Stillen nannte, stille schwieg.

Moll hatte lange Zeit hindurch keinen Brief von seinem Freunde Strüf erhalten, der ihm doch gleich zu Anfang sehr fleißig geschrieben hatte. Er entschuldigte dieß Anfangs mit den vielen Arbeiten, die Strüf nun zu besorgen hatte; aber endlich wußte er sich dieses Stillschweigen nicht mehr zu erklären, bis er folgenden Brief von Simons Therese erhielt:

„Verehrtester Freund meines Mannes!“

„Endlich finde ich Zeit, Ihnen schreiben zu können. Mein Mann war sehr schwer krank. Schon zitterte ich für sein Leben, als Gott ihn mir wieder schenkte, und so mir und meinen Kindern wieder neues Glük gewährte. — Auf Simons ausdrükliches Verlangen schreibe ich Ihnen jezt ungesäumt, daß Sie eilen sollen, nach Hause zu kommen, wenn Sie nicht nur einem beträchtlichen Schaden zuvorkommen, sondern auch den Verlust von ein Paar Jahren in der Verbesserung Ihres Hofes vermeiden wollen. Welche Nachtheile Ihnen Gschray's Bosheit bereits verursacht hat, wird er Ihnen mündlich besser nachweisen können; ein längeres Ausbleiben aber würde diese Nachtheile mehr als verdreifachen, besonders da Christoph, wenn Sie nicht bald nach Hause kommen, keinen Augenblik länger in Ihrem Dienste bleiben will.“

„Mein Mann ersucht sie daher dringendst, Ihr Wohl zu beherzigen, und über fremde Geschäfte die Ihrigen nicht zu versäumen. Er läßt Sie herzlich grüßen, so wie sich Ihnen bestens empfiehlt

Ihre

ergebenste Dienerin

Therese Strüf.“

Auf Moll wirkte dieser Brief, wie ein electrischer Donnerschlag; er beeilte sogleich des Grafen Geschäfte, so sehr er nur konnte, und klagte sodann seinem Freunde Uz seinen jezigen Zustand. Herr Uz sagte hierauf nicht viel, weil er seinen Freund zu sehr in Bewegung sah. Als aber Moll, der inzwischen andere Gänge zu machen hatte, nach Hause kam, gab man ihm ein Billet, das so eben an ihn abgegeben worden wäre. Moll erbrach das Papier, erkannte sogleich die Hand seines Freundes Uz, und las:

„Armer Sohn des Unglücks! Ward durch lautes Toben
Jemals von der Stelle das Gebirg verschoben,
Das schon oft als eine himmelhohe Wand
Zwischen Dir und Deines Herzens Wünschen stand?“

„Sieh den raschen Finken, welchen schlaue Knaben
In der grünen Heimat überlistet haben,
Wie er mit den Stäben seines Käfigs kriegt;
Bald mit wundem Kopfe todt am Boden liegt!“

„Doch der kält're Zeisig sitzt in stiller Trauer,
Pickt nur leis' am kleinen spannenlangen Bauer,
Bis er einst das Thürchen unverriegelt sieht,
Und nun wohlbehalten in sein Wäldchen flieht."

Moll stellte sich an's Fenster. Sein Herz war in stürmischem Aufruhr gegen sich selbst. Da klopfte es leise an der Thüre, und ein Kanzleibote der Regirung überreichte ihm eine versiegelte Schrift. — Vollendet war das Geschäft für den Grafen.

Zweites Kapitel.

Der wird dereinst mit Siegespalmen prangen,
Der glaubet, duldet, liebt und schweigt:
Der wird am Thron des Lamms die Kron' erlangen:
Der unters Kreuz den Nacken beugt.

Moll, dessen Herz sich ohnehin so gerne den Empfindungen der Sanftmuth und Friedfertigkeit hingab, war bald wieder gelassen.

Der wahre Christ, sagte er zu sich selbst, muß ja ein Kreuzträger seyn — er muß durch das Feuer der Leiden gefegt, geläutert und gereinigt werden! — Also nur Geduld! Dieses Leben — wie kurz und bald vorübergehend ist es! — Schämen müssen wir uns, wenn wir uns dessen erinnern, und nicht mit Demuth unserm Erlöser nachfolgen — in den glüklichen Hafen des ewigen Vaterlandes, wo wir für unsere Leiden ein Königreich erben sollen! —

So will ich also Gschray —

Er hatte das Wort Gschray noch nicht ausgesprochen; so trat sein Freund Uz herein:

Wie ist's, du Kreuzträger? fragte er lustig; ich weiß, du bist von der Regirung nun abgefertigt. Wann reisest Du? Gehst du wirklich wieder zurük in dein Dorf?

Moll. Ich möcht' mit Adlerschnelle dahin!

Uz. Wirst du bald genug haben an der Schlepperei mit dem hölzernen Bauernvolke?

Moll. Wie so?

Uz. Du wirst doch nicht in ganzem Ernste bei dem Entschlusse verharren und ein Bauer bleiben wollen?

Moll. Warum nicht?

Uz. Du? Ein Bauer? —

Moll. Lieber Uz! Du kennst die wahre Landwirthschaft noch nicht.

Uz. Ich soll sie nicht kennen! Bin ich nicht selbst ein Bauers-Sohn? Aber — Prosit! Da lob ich mir tagtäglich meine wakere Mutter dafür, daß sie aus mir einen geistlichen Herrn Sohn machen wollte. Bin ich gleich keiner geworden, so bin ich doch des miserablen Bauernstandes los! Ich bin, Gott sey Dank! als Kaufmann ein hoch beglükter Mensch: Das wäre ich bei der Landwirthschaft nicht!

Moll. So, wie die Klein-Bauersleute die Landwirthschaft treiben, ist sie freilich ein elendes Marterleben; aber wenn sie nach bessern Grundsäzen betrieben wird, so ist es gewiß, daß kein einträglicheres, angenehmeres und Gott wohlgefälligeres Gewerbe in der Welt ist. Ich kenne Bauern in England, welche mittelmäßige Güter besizen, durch einen vernünftigen Bau derselben aber so reich geworden sind, daß sie nicht allein keine schwere Arbeit thun, sondern wohl leben und in Kutschen zur Kirche fahren können.

Uz. Ja, es ist aber die Frage: Ob das auch bei uns möglich ist?

Moll. In Ansehung der Güte des Bodens und des Himmelsstriches ist es eben so möglich, als in England; denn das hat für Deutschland darinnen wenig oder gar nichts voraus. Aber hier zu Land will der Bauer nicht aus dem Geleise der Methode seiner Voreltern; er darbt, fühlt sich erniedrigt, und weil er den Werth seines Gewerbes nicht kennt, so sehnt er sich beständig nach einem andern Stande. Ich aber sehne mich nach demjenigen Stand zurük, welcher der einzige ist, der die unversiegbare Quelle aller schönen Freuden und des sichersten Wohlstandes in sich trägt.

Uz. Du Starrkopf! — Apropos, Freund! Du reisest ja auf deinem Rükwege über Bergheim, wo meine Mutter wohnt?

Moll. Ja. Das war auch auf der Herreise mein Weg.

Uz. So darf ich dich bitten, meiner Mutter und Schwester ein kleines Ostergeschenk mitzunehmen?

Moll. O herzlich gerne!

Uz eilte fort, Alles in Ordnung zu bringen.

Drittes Kapitel.

Der Mann muß eine Gehülfin haben.

Moll stand vor Bergheim, und fragte nach dem Hause der alten Bäuerin Uz.

„Dort," hieß es, „wo auf dem Hausdache so viele Tauben sind, ist das Uzen-Haus."

Das war am Osterdienstag Nachmittags.

Als Moll in die Stube trat, war keine Seele im ganzen Hause; aber ihm auf dem Fuß nach kam ein Mädchen — an die Thüre.

„Verzeihen Sie, mein Herr! Es ist Niemand im Zimmer. Womit kann man Ihnen dienen?"

Moll erstaunte über dieses Mädchen. Sie hatte eine vortreffliche Bildung, die Verstand und einen edlen Geist verrieth.

Wo ist denn die Bäuerin, — fragte er zerstreut und im Anschau'n verloren.

„Meine Mutter ist auf ein benachbartes Dorf mit den gewöhnlichen Ostergeschenken für ihre kleinen Pathen."

Und der Vater? —

„Ach! Der ist ja schon seit vielen Jahren gestorben. — Sie sind ein Fremder? — Erlauben Sie, daß ich meinen Bruder hole!" —

Moll. Ich habe Niemand nöthig . . . ich bin nur hieher gekommen . . . Sie sind, wie ich merke allein...?

Mädchen — (darüber betroffen). — Wir haben einen schönen Garten am Hause; wollen Sie etwa daselbst einen Topf Milch oder frische Butter genießen?

Moll. Lieber eine kleine Stunde Unterhaltung mit Ihnen, dann geh' ich wieder, wo ich hergekommen bin.

„Ich bitte um Vergebung! Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sagen Sie es gütigst; denn — (verschämt) — ein ordentliches Mädchen muß wohl ihres Rufes schonen.

Moll. Hören Sie, liebe Jungfer! ich bin ernst und gar nicht gefährlich; mir ist's ein Greuel, dem Frauenzimmer gefährlich zu seyn. Aber ich bin von Ihnen wunderseltsam angezogen; ich spreche ohne Zurükhaltung; ich würde es für ein Glük halten, wenn Sie mich für einen ehrlichen Mann hielten.

Mädchen. So lang' Sie mir nicht Anlaß geben, das Gegentheil meinen zu müssen, o ja!

Moll. Also wären Sie mir auch gut?

Mädchen. Das ist eine unvermuthete Frage —

Moll. Nein, ohne Umstände! Sehen Sie, liebes Kind... (stokend) ja; was wollt' ich fragen; ja so, darf ich fragen, wie Sie heißen?

Mädchen. Ich — heiße Adelheid.

Moll. Adelheid? — Ein schöner Name! Nun, ohne Umstände, Adelheid! könnten Sie mir wohl gut seyn?

Adelheid. Ich bin allen guten Menschen gut. Sie vergeben mir aber — ich kenne Sie noch nicht.

Moll. Ja so! In der That, ich war zudringlich. Vergeben Sie mir! Ich hoffe, Sie sollen mich bald näher kennen lernen. (Indem er ein kleines Paquet mit einem Briefe Adelheid überreicht.) Ich habe Ihnen hier etwas zu übergeben, das für Sie und Ihre Mutter bestimmt ist. Erlauben Sie mir, daß ich mich jezt entferne. Ob ich wieder kommen darf? — Hierüber bäte ich Sie um ein Zeichen Ihrer Einwilligung. Am künftigen Sonntage Morgens 8 Uhr werde ich wieder kommen, und ein weisses Band an jenem Apfelbauume dort, soll mir das Zeichen seyn, daß ich Sie besuchen darf.

Moll verließ in der größten Bewegung des Herzens schnell das Zimmer, und wie die jugendliche Braut, die am Vortage der Hochzeit der Bräutigam zum Leztenmale verläßt, stand Adelheid erröthend und sprachlos da, unvermögend eine Antwort zu stottern.

Als sie sich von der Ueberraschung erholt hatte, besah sie das Paquet und den Brief, und erkannte die Handschrift ihres Bruders. Sie wurde nun noch verlegner, da sie den Ueberbringer eines so lieben Briefes beleidigt zu haben glaubte.

Adelheid war neunzehn Jahre alt, und eine schöne, blühende Jungfrau. Sie hatte zwar die ländliche Erziehung erhalten; allein die lezten drei Jahre brachte sie größtentheils bei ihrem Bruder in der Residenzstadt zu. Sie hatte daher einen vorzüglichen Grad von Bildung, die, mit ländlicher Sitte und Gesundheit gepaart, einen doppelten Reiz über sie verbreitete.

Moll hatte ihr nicht mißfallen. Sie legte daher ihrer Mutter mit einer sonderbaren Bewegung des Herzens, Paquet

und Brief des Bruders vor. Diese eröffnete beide eilig, und freute sich des braven Sohnes, so wie der Geschenke.

„Aber — sagte sie endlich — wo ist denn der Freund meines Sohnes, der dieß Alles überbrachte?"

Erröthend stotterte Adelheid, daß er sich schnell wieder entfernt habe, weil er die Mutter nicht zu Hause traf; daß er aber Sonntags wieder kommen wolle.

Die Mutter empfahl ihr nun den Freund ihres Bruders sehr nachdrüklich, und daß sie ihn ja nicht wieder fortgehen lasse, wenn sie nicht zu Hause sey, bis sie nach Hause käme. Ihr Sohn habe ihr zu viel Gutes von dem Fremden geschrieben, welches sie in dem Briefe ihres Bruders nur nachlesen solle.

Adelheid, deren Verwirrung immer sichtlicher wurde, ergriff diese Gelegenheit, sich zu entfernen, indem sie den Brief ihres Bruders mit sich nahm, um ihn im Freien zu lesen.

Viertes Kapitel.

Moll will sein Haus reinigen.

Moll war indeß, tief in Gefühlen und Gedanken verloren, seinen Weg fortgeschlendert, und kam ohne Unfall zu Hause an. Sein erster Gang war zu Simon Strüf, den er schon wieder ausser Bette antraf. Als nun Moll Alles hörte und allmählig erfuhr, wie es zugegangen war, verließ ihn endlich seine Sanftmuth und Nachgiebigkeit, welche beinahe Ursache gewesen wären, seinen Freund unter die Erde zu bringen. „Soll denn immer — rief er — das Schlechte und Böse geschont und mit Milde behandelt werden, damit das Gute dadurch zu Grunde gerichtet wird? Vertilgt nicht der sorgsame Gärtner Raupen und Ungeziefer, damit die edleren Gewächse gedeihen können?? — Nein! ich will diesem Unwesen ein Ende machen; morgen will ich sogleich zum Landgerichte hinreisen und der abscheulichen Wirthschaft in meinem Hause ein Ende machen!"

Und Moll that es auch. Er schrieb sogleich einen Brief an seinen Freund Uz, dem er die Einkassirung seines Vermögens übertragen hatte, und bat ihn, den Kaufschilling von 4000 fl. ihm einstweilen vorzustreken, damit er denselben ohne weitern Verzug beim Landgerichte erlegen könne. Moll selbst aber reiste am andern Morgen zum Landgerichte, und bat den Herrn Landrich-

ter, ihn gütigst zu unterstüzen, damit dieses Unwesen einmal ein Ende nehme. Der Landrichter versprach sogleich seine augenblikliche Hülfe, was er auch redlich hielt; indem nach vierzehn Tagen Gschray den Hof räumen, und in eine andere Wohnung ziehen mußte.

Bei dieser Gelegenheit kamen nun der Landrichter, der ein sehr vortrefflicher Mann war, und Moll, auf vielerlei Gegenstände zu sprechen. Besonders beklagte sich Jener über den Undank, den er für vieles Gute, das er beabsichtet habe, erfahren muß. Eben heute — fuhr er fort — habe ich zum Besten Ihrer Gemeinde eine Signatur ausgefertigt, und die Herstellung einer Vizinalstrasse von hier nach Auerfeld angeordnet. Aber wie viele Widerspenstigkeit, Hindernisse und Verdrießlichkeiten werde ich wieder zu bestreiten haben, wie viel —

Moll. Bitte um Verzeihung! Die Gemeinde muß ja diese Anstalt als die größte Wohlthat für sich erkennen, und mit beiden Händen eilen, sie auszuführen!

Landrichter. Sie werden das Gegentheil sehen. — Indeß: Vervollkommnung vorhandener Mängel ist Pflicht. Was wären wir, wenn unsere Vorfahren keinen Weg gemacht hätten? Haben aber gewiß sie ohne Müh', ohne Anstrengung und Kosten sie gemacht? Wir aber sollten das Privilegium haben, gegen diesen, der Wohlfahrt des Landes so zuträglichen Gegenstand faul und arbeitsscheu seyn zu dürfen?

Moll. Aber der Weg nach — Auerfeld? — der ist ja so schlecht, daß man ihn kaum passiren kann! Sollte hier nun Ein Gemeindeglied dagegen seyn?

Landrichter. Freund! Es geht ja Nichts über Affen, die an dem Alten kleben, Nichts über den Bauernstand, nemlich über seine Stupidität, seinen Starrsinn, seine stürmische Abneigung gegen alles Neuere, sein Mißtrauen gegen Höhere, seine Rohheit im Betragen, seine Verschmiztheit, um sich seinen Verbindlichkeiten zu entziehen. Sie werden diesen Stand noch kennen lernen.

Moll. Ei! Sollten denn Alle so seyn?

Landrichter. Nein! Gott sey Lob und Dank, nein! sonst möchte der Henker Landrichter seyn! Nein, ich habe recht brave und wakere Männer, recht verständige, liebe und einsichtsvolle Bauern in meinem Landgerichte, die zur guten Sache in

allen Stüken mit That und Beispiel vorangehen, und die ich in Wahrheit, wie Brüder liebe! —

Moll. Diese werden sich nun gewiß auch bei diesem neuen Wege wieder hervorthun!

Landrichter. Das hoffe ich. Es ist ja zu ihrem Glüke, und selbst die jezt Widerspenstigen erkennen und lobpreisen die Wohlthat, wenn's nur einmal geschehen ist. Zu dem sind auch schon so häufige Klagen über diesen schlechten Weg eingelaufen, daß ich darin ex officio vorzuschreiten nothgedrungen bin. Uebrigens ist dieser Gegenstand im Allgemeinen der Wunsch der Regirung und jedes gutgesinnten Patrioten.

Fünftes Kapitel.

Von der nothwendigen Anlegung der Vizinalwege.

Als Moll nach Hause kam, war eben die Gemeinde versammelt, und der Gemeinde-Vorsteher publicirte Folgendes:

Von Königlichen Landgerichts wegen.

Um den mehrfältig eingelaufenen und als wahr befundenen Klagen über die schlechte und gefährliche Beschaffenheit des Vizinalweges von hier nach Neuhof abzuhelfen, wird derselben Gemeinde bedeutet, daß sie solchen Weg von der Börnreuther Waldspize bis zum Dorfe nach der bereits gemachten Abstekung gegenwärtig, wo die Saatzeit eben vorbei ist, binnen längstens 14 Tagen bearbeite; sofort ein ordentliches Wegdamm von 18 Schuh Breite, nebst den 2 Seitengräben von wenigstens 2 Schuh Breite und 1 Schuh Tiefe herstelle. Das Geschäft hat der Steuer-Vorgeher zu leiten, allenfallsige Anstände zur Anzeige zu bringen, und über den Erfolg baldigst Rapport zu machen.

Der Empfang dieß ist bei 3 Reichsthaler Strafe zu bekennen.

Auerfeld, den 12. Mai 1817.

Wegmann, Landrichter.

Gemeinde-Vorsteher. Dieses ist der Inhalt des ämtlichen Auftrags, dem wir sobald als möglich nachkommen sollen, und wegen dessen Befolgung ich der Gemeinde einsagen ließ.

Christian. Es ist zwar wahr, daß der Weg von hier nach Auerfeld so elend ist, daß man nicht nur dreifache Vorspann gebrauchen muß, sondern auch noch Gefahren und Schäden zu befürchten hat, folglich gemacht werden muß; aber ich habe heute die bereits gemachte amtliche Ausstekung betrachtet und gefunden, daß diese so beschaffen ist, daß die anbefohlene Vizinalweg-Herstellung nicht nur eine ungeheure Mühe macht, welche unsere Gemeinde anzuwenden nicht im Stande seyn wird, sondern daß dadurch auch hie und da von den Aeker- und Wiesengründen zu viel Land genommen wird. Diese Breite des Weges zu 18 Schuh mit den beiden Seitengräben ist überflüssig, und als zu viel Boden verderbend schädlich. Stellen wir in einer ordentlichen Wagenbreite den Weg gut her, so haben wir den Zwek erreicht, ohne daß es so viel Mühe, Kosten und Schaden macht.

Hans. Das sage ich auch. Wenn der Weg hergestellt werden soll, so hat man nur nöthig, ihn auf eine Wagengeleis-Breite zu machen! Was soll die Breite von 18 Schuhen, und was sollen noch überdieß die Seitengräben von 4 Schuhen?

Steuer-Vorgeher. Im Voraus muß ich euch aufmerksam machen, daß die Breite des Weges und der Gräben vom k. Landgerichte so befohlen wurde. Dieses würde es nicht gethan haben, wenn es nicht so seyn müßte, und wenn es nicht so gut und nothwendig wäre. Aber warum beklagen wir uns über eine Breite von 18 Schuhen und den Seitengräben? Sind doch überall wenigstens zwei bis vier, wo nicht zehn schlechte Wege, welche weit mehr Grund und Boden der Kultur und Benüzung entziehen? Wird einmal eine bestimmte Richtung mittels eines Dammes und der Seitengräben hergestellt; so weiß man, was gemacht und wo gefahren werden muß. Wie oft haben wir gesehen, daß unsere Wegmacherei das Uebel verschlimmert hat, und eben dorthin nicht gefahren wird, wo der Weg gemacht worden ist. Die Seitengräben besonders scheinen mir nicht nur nicht überflüssig, sondern nüzlich und nothwendig: einmal, damit sich der Wegdamm eher hebe, und man dazu leichter Material, wenn auch nur Erde, erhalte; sodann, damit das Wasser, welches für den Weg immer den größten Schaden bewirkt, absizen und wegfließen kann. Endlich bewirken diese Seitengräben die eigentlichen Schranken des Weges, über welche man nicht ungestraft fahren soll oder kann.

Michl. Ich bin ein alter Mann, und habe noch nicht gehört, daß bei uns oder wo anders dergleichen Vizinalwege seyen gemacht worden, und sind doch noch immer mit den Wegen zufrieden gewesen. Unser Weg ist jezt schlecht, es kann das Vieh leer nicht durchkommen, um so weniger, wenn es noch ziehen sollte! Ja, schlecht ist freilich der Weg, und schlechter als vor 40 Jahren, da ich heirathete, das ist wahr! Aber das macht die schlimme, nasse Witterung seit so vielen Jahren! Laßt einmal eine schöne Witterung eintreten, so haben wir so gute, wo nicht bessere Wege, als wenn man solche neu, Gott weiß wie, gemacht hätte?

Simon Strüf. Nachbar Michl! ich ehre euer Alter, aber hier muß ich euch aus voller Ueberzeugung widersprechen. Vor Allem wissen wir, daß, der Obrigkeit Gehorsam zu leisten, die obrigkeitlichen Aufträge zu erfüllen — die erste Pflicht jedes Unterthans seyn muß. Alles Neue zu verachten, ist so sehr gefehlt, als das Alte durchaus tadeln. War denn nicht alles Alte auch einmal neu? Oder wird denn das Neue nicht auch einmal alt? Doch, was die Vizinalwege betrifft, so muß ich gestehen, daß ich diese Anstalten schon hie und da gesehen, und deßhalb überall vieles Lob und Nuzen gefunden habe. Schon oft habe ich unsere Gemeinde an eine solche Anstalt mahnen wollen, und jezt, da uns solches zu unserm wahren Besten das k. Landgericht befiehlt, rathe ich es doppelt.

Stephan. Was? Ihr könnt es auch rathen? Habt ihr schon nachgedacht, was ein solcher Weg kosten wird? — Ich rathe, man solle dem k. Landgericht vorstellig machen, daß es eine unmögliche Sache ist, und, wenn dasselbe es dennoch nicht dabei bewenden läßt, so könnten wir unsern Weg weiter suchen.

Strüf. Ich habe mehr nachgedacht, als ihr; ich habe diese Arbeit schon an vielen Orten gesehen, und kann vorläufig behaupten, daß es so kostspielig und mühsam nicht ist, daß man sagen könnte: es wäre nicht möglich! — Und wer von uns hat die Unverschämtheit, das Amt mit einer Unwahrheit zu hintergehen?

Stephan. Ja, ihr nehmt die Sache immer nur von der guten Seite, und plaudert wie ein Advokat. Habt es mit der neuen Bachgrabung eben so gemacht, und uns Kosten und Arbeit genug bewirkt.

Strüf. Nicht ich, sondern die Gemeinde hat es selbst gethan; ich war nur vorzüglich dafür gestimmt. Daß aber die Arbeit und die Kosten umsonst sind, werdet ihr euch nicht zu behaupten getrauen, da wir Alle bereits den Nuzen wahrgenommen haben, und solchen noch mehr wahrnehmen werden. Und hat es doch Niemand noch bereuet, und warum ahmen uns schon andere Gemeinden mit ihren Flußleitungen nach? —

Steuer-Vorgeher. Ja, was wahr ist, das lasse man wahr seyn! Ich war selbst gegen die bessere Bachräumung oder Flußleitung, und ich schäme mich dessen noch, die gute Sache nicht gleich Anfangs eingesehen zu haben, oder vielmehr, daß ich mich von den Uebrigen verleiten ließ, mich dagegen zu erklären. Die Verweigerung des Wegmachens würde uns ebenfalls Amts-Zwang, Kosten, Schande und Verdruß zuwege bringen.

Stephan. Aber sagt mir, warum soll denn bei uns der Anfang mit dem Wegmachen geschehen; warum ist denn deßhalb der Befehl nicht auch in andern Gemeinden, in andern Landgerichten?

Steuer-Vorgeher. Das kann ich euch nicht sagen. Doch denke ich, daß es uns eine Ehre ist, wenn das k. Landgericht das Vertrauen auf uns sezt, daß wir zuerst die gute Sache einsehen und herstellen werden? — Jemand oder eine Gemeinde, oder ein Landgericht muß ja doch den Anfang machen!

Jakob. Ich denk', die Sache hat so grosse Eile nicht, und wir wollen erst sehen, ob das Landgericht darauf besteht. Wenn es seyn muß, nun so ist's allemal noch Zeit.

Strüf. Das hieße aber das Amt geflissentlich prostituiren, ärgern und den Zwang veranlassen wollen? Bei der Menge der Geschäfte eines Landgerichts würde sich solches sicher nicht die Mühe umsonst gemacht haben, wenn diese Sache nicht ein vorzügliches Interesse hätte; und auf diesen Fall wird das k. Landgericht ihren einmal ertheilten Auftrag nicht mehr aus dem Auge lassen, sondern uns am Ende noch mit Execution belegen. Wollen wir uns doch das häßliche Sprichwort nicht zu Schulden kommen lassen:

„Wenn der Bauer nicht muß,
Bewegt er weder Hand noch Fuß!"

Jakob. Nu, nur gemach. Deßhalb ist ja Gemeinde, daß man redet. — Das wissen wir ohnehin, daß die Execution

geschwinder da, als wieder weg ist. Wenn es nicht anders ist, so müssen wir freilich. Ich will die Sache auch nicht aufhalten, wenn die Uebrigen einstimmen. Gehen die Uebrigen nicht zu Grund, so wird es mich auch nicht umbringen.

Martin. Laßt euch was sagen, Nachbarn! Wir wollen doch einmal dem Herrn Landrichter eine Freude machen! Da er diesen Weg gern' hergestellt hätte, so wollen wir es thun ohne Säumen und Zwang. Frisch an's Werk ist halb gewonnen! Sagt selbst: Wollen wir es nicht so machen?

Mehrere Bauern. Ja! Wir wollen sogleich ohne Aufschub anfangen! Wir wollen fertig werden, ehe der Herr Landrichter es je vermuthen konnte; wir wollen ihm die Freude machen!

Simon Strüf. Und wißt ihr was, liebe Brüder!? Ich will 400 Obstbäume aus meiner Baumschule unentgeltlich dazu hergeben, und da wollen wir den Weg rechts und links mit Obstbäumen besezen.

Mehrere Bauern (einander). O, das muß prächtig werden! Ja, das wollen wir! Das muß in etlichen Jahren eine Schönheit werden.

Veit von Rollau. Weg mit den schlechten Wegen! — Wir wollen einen nach dem andern in guten Stand sezen! Ist ja zu unserm Nuzen! Wie?! Ist es nicht wahr?

Thomas und Mehrere. Ja! Nur gleich angefangen! Der Steuervorgeher soll nur machen, daß es uns gezeigt wird, wie wir's machen müssen.

Christian. Wenn wir nur die Streke vom Mühldobl bis zum Thänberg überwunden haben! Aber da ist lauter Sumpf und Wasser; da wird es uns schlimm gehen!

Strüf. Sind denn nicht mehrere Strassen durch solche Pläze geführt?

Buzhofer. Aber — Sapperment, Strüf! Die Obst-Bäum' thun dahin kein gut!

Strüf. Das sag' ich auch! Denk' auch gar nicht daran, welche hinzusezen.

Veit. O, ist Schade, daß die Allee nicht durchaus geht.

Strüf. Da ist leicht geholfen! Wir sezen Weiden und italienische Pappeln hin.

Buzhofer. Richtig! Weiden könnten da gut thun.

Simon. Hochstämmige Weiden und Pappeln soll't ihr überhaupt auf allen euren sumpfigen oder feuchten Gemeindeplätzen anpflanzen. Wenn man erstere bis zu einer Höhe von 20 bis 24 Schuh gleich vom Anfang an von den Seitenästen rein hält, so schießen sie schnell in die Höh', und man kann dann oben beständig eine Menge Holz von ihnen nehmen. Zulezt aber hat man noch den Stamm selbst. Dabei ziehen diese Gattungen Bäume nach und nach alle Feuchtigkeit aus der Erde an sich, erheben durch ihre Wurzeln und Laub-Abfälle die Dammerde, und troknen den Sumpf zulezt ganz aus; freilich schwerlich so lange wir leben, aber doch einst gewiß zum größten Nuzen für unsere Nachkommen.

Es sollte ein Gesez seyn, daß Dörfer, die solche Pläze haben, von ihrem Gemeinde-Vorsteher strenge angehalten würden, jährlich wenigstens 100 Sezlinge auspflanzen.

Sechstes Kapitel.

Von der wilden Baumzucht.

Ein Bauer. Mit Verlaub, Nachbarn, daß ich darein rede. Wir wissen Alle, daß Strüf seine meisten Waldungen ausgereutet und die Streken mit Obstbäumen besezt hat. Wir haben dortmals über ihn gelacht und gespotlet, und zwar

Erstens, weil wir geglaubt haben, es wird ihm unter den Bäumen kein Getreide wachsen, und

Zweitens, weil wir die Ausreutung seiner Wälder für höchst unsinnig hielten.

Aber was geschah? Simon hat jezt zweimal mehr und schöneres Getreide, als wir, aber auch mehr und schöneres wildes Holz, als von uns einer. Denn seine kleinen Schläge, die er hie und da in hinterleitigen Döbeln hat, schauen meiner Seel' doch her, als wenn man sie alle so nett und ordentlich hingegossen hätte! Das muß er uns doch auch lehren!

Simon. Warum denn nicht? Von Herzen gerne!

Seht, Nachbarn! Ihr habt freilich ungeheure Streken Waldungen, und man sollte von Außen wohl glauben, was das für ein Reichthum an Holz sey. Aber wenn man in die Gehölze selbst hinein kömmt: o weh! da schaut es dünn und schlecht

und mager aus! Es sind ganze Streken und Fleken, wo gar nichts steht. Wo aber auch Bäume stehen, da stehen Greise und Kinder durcheinander. Ihr aber macht euch nichts daraus, sondern haut halt die größern Bäume bald dort, bald da heraus, und beschädigt und vertilgt dabei hundert kleine.

Was nuzt also euer ungeheurer Umfang von Waldungen?

Ferner: Eure Waldungen nehmen oft die ebensten und schönsten Pläze ein; dagegen habt ihr an den Enden eurer Felder nicht selten Döbl und Höhlen mit schlechtem Graswuchs, woraus ihr das ganze Jahr keinen Gulden gewinnt.

Ich hab' solche Döbl, wo ich mit Obstbäumen nicht hin wollte, mit wilden Bäumen besämt, und kurzum, ich nahm niemals Rükſicht auf Das, was die Sache bisher war, und machte Alles besser, wo ich fand, daß es meine Vorfahren nicht gar gescheid gemacht hatten.

Ein Bauer. Ja, das sehen wir wohl! Aber, du mein Gott! wir wußten das Ding nicht so anzuschiken, wie du.

Simon. Warum denn das nicht? Seht! zuerst überdachte ich mir so bei der Nacht im Bett den ganzen Plan. Gedacht, gethan! Gleich fing ich auch an, mir möglichst guten und vielen Holzsamen zu sammeln.

Eichelsamen, so schön, als ich die Eicheln nur finden konnte, säete ich gleich im Herbste wieder aus.

Den Buchensamen sammelte ich auf folgende Art: Sobald die Samenkapseln sich aufgethan haben, und die Bucheln abzufallen anfingen, welches zu Ende Septembers geschieht, ließ ich die Aeste vermittelst langer Stangen erschüttern, und die abfallenden Bucheln mit großen Tüchern auffangen. Dann schüttete ich sie auf dem Boden dünn auf, rührte sie täglich um, und wann sie troken waren, verwahrte ich sie über Winter im Stroh, damit sie mir nicht erfroren. Dann säete ich sie auf Blößen im April aus.

Der Hainbuchsame wird, sobald die Blätter abgefallen sind, auf folgende Art gesammelt: Man läßt durch 4 Personen ein großes Tuch unter den Baum halten, und schlägt mit einer Stange den Samen bei windstillem Wetter herab. Weil aber der Same in schiefer Richtung vom Baume flattert, so müssen die 4 Personen mit dem Tuche den Samen aufzufangen trachten. Man läßt ihn dann auf einem Speicher abtroknen, hierauf auf einer Tenne dreschen und von den Flügeln reinigen.

Er wird wo möglich noch im Herbste ausgesäet, außerdem aber bald im Frühjahre.

Der Birkensame wird durch Abstreifen Anfangs Oktobers gesammelt, auf einen luftigen Boden dünn auseinander gebracht, oft umgewendet, nachher mit den Händen verrieben, und durch ein Sieb nur von den Blättern gesäubert; denn die Schuppen lassen sich vom Samen nicht absondern. Auch dieser geräth am Besten, wenn er noch in dem nemlichen Herbste ausgesäet wird.

Den Ahornsamen sammelt man im Oktober, sobald seine Flügel braun geworden sind. Die Einsammlung kann entweder durch Abstreifen mit den Händen, und wie beim Hainbuchensamen geschehen. Er wird wie obiger getroknet, und wenn er einen Schuz hat, noch im Herbste, außerdem aber im Frühjahre gesäet.

Der Eschensame wird wie der Ahornsame gesammelt und gesäet.

Den Ulmensamen sammelt man zu Anfang des Junius durch Abstreifen mit den Händen, er muß hierauf sogleich auf einem luftigen Boden abgetroknet werden, weil er sich leicht erhizt und verdirbt, wenn er in einem Sak nur eine kurze Zeit zusammengepreßt ist. Er wird noch im Juni oder nächsten Frühjahre gesäet.

Den Erlensamen pflükt man im Oktober, sobald die Samenkörnchen braun werden. Er wird im Herbste oder im Frühjahre gesäet.

Der Tannensame ist leicht durch Sammlungen der reifen Zapfen zu bekommen, welche, wenn sie längere Zeit auf luftigen Böden gelassen und oft umgerührt werden, ihre Schuppen nach und nach fallen lassen. Man reibt alsdann den Samen zwischen den Händen oder in einem Sake, daß die Flügel abbrechen. Er wird noch im Herbste gesäet, wenn er Schuz hat, sonst im Frühjahre.

Den Lärchensamen sammelt man durch Abbrechen der Zapfen vom Februar bis in's Frühjahr, weil die Erfahrung lehrt, daß die Zapfen, die im Herbste gebrochen werden, sich nicht so leicht ausklengen lassen, wie jene, welche der Winterkälte am Baum ausgesezt waren. Der Same kann im Herbste oder Frühlinge gesäet werden.

Die Zubereitung der Waldblößen zur Besamung fordert gar nicht viele Umstände.

Auf nakte Pläze säet man den Samen längs und quer möglichst gleich, und mit Rükſicht auf den künftigen Wald-Bestand der Gattung, die man baut, entweder dünner oder dichter.

Dann überzieht man den Plaz entweder mit einer eiſernen Egge, oder man überſchleppt ihn mit einem ſchweren Bund recht ſperriger, ſteifer und krazender Baumäſte oder Dornheken.

Beſſer wäre es übrigens freilich, wenn der Boden ſchon zuvor etwas aufgelokert werden wollte. Wenn dieſes nicht mit Pflug und Egge geſchehen kann, ſo könnte in einem halben Tage ein beträchtlicher Flek mit eiſernen Rechen aufgekrazt werden, wenn das ganze Hausgeſinde ſich darüber hermacht.

Auf graſigen, bemoosten oder mit Unkraut bedekten Pläzen krazt man nur etwas mit eiſernen Eggen oder Rechen den Boden auf.

Auch kann im Frühjahre der Raſen abgeſchält — und wenn er dürr iſt, auf kleine Haufen gebracht, verbrannt, dann als verbrannte Erde mit Aſche vermengt auf die geſchälte Fläche wieder ausgebaut werden.

Wollte man auch Korn dünn mit ausſäen, ſo wäre eine ſolche Mitſaat eine treffliche Beſchattung für die jungen Baum-Pflänzchen. Man müßte aber die Frucht im Herbſte mit ſorgfältiger Verſchonung der Wildlinge wegbringen.

Kaspar. Nun, das leuchtet mir Alles ein; das will ich akkurat ſo anfangen und machen, wie du es gemacht haſt.

Simon. Dabei aber brauche auch deinen eigenen Verſtand bei allen einzelnen Handgriffen: zum Beiſpiel den Samen von Bäumen ſammelt man vornehmlich nur von der Seite, wo ihn die Sonne am Meiſten hat treffen können, weil er da reifer und beſſer iſt. Solche Sachen muß Einem der Verſtand eingeben. So muß auch die Einſammlung bei troknem Wetter geſchehen.

Grobe Geſäme, als: Eicheln, Rothbuchen, Kaſtanien, Nüſſe ꝛc. werden am Beſten, wie die Bohnen und Erbſen, geſtekt, dergeſtalt, daß ſie nur höchſtens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll mit dem ſpizigen Theile in die Erde kommen, aus welchem die Wurzel hervorbricht, und der deßwegen unten gelegt werden muß. Wenn man ſie über 2 Zoll tief in die Erde legen würde, würden die her-

ausbrechenden Keime unter der Erde verfaulen, ehe sie über die Erde hervorwachsen könnten.

Wo hin und wieder in dem nächstfolgenden Sommer sich leere Pläze zeigen, auf welchen der Same nicht aufgegangen ist, da muß ohne Zeitverlust nachgesäet werden. Denn es ist nichts schädlicher, als wenn später altes und junges Holz untereinander steht. —

Da das Laubholz in den ersten zwanzig Jahren allezeit weit stärker treibt, als wenn dasselbe länger steht, so ist es weit vortheilhafter, dasselbe, wenn man blos auf Brennholz sieht, nicht zu alt werden zu lassen, sondern die Einrichtung mit den Schlägen so zu machen, daß das Holz ungefähr alle 20 — 25 Jahre einmal abgetrieben werde, weil man dadurch weit mehr Holz erhält. Denn nicht das Alter, sondern die Vervielfältigung des Holzes muß uns zur Richtschnur dienen.

Ich möchte euch auch wohl rathen, an den Enden eurer Waldungen herum Wallnußbäume zu pflanzen. Ueberhaupt seyd ihr wohl rechte Thoren, daß ihr nicht längst auf den äußern Pläzen eurer Gehölze einige hundert gesunde, gute Wallnüsse in die Erde legtet! Die Mühe ist ja gering; ein Loch zu einer Wallnuß ist den Augenblik fertig.

Veit (beistimmend.) — Ei, Simon! deine Waldbaumzucht gefällt mir, und dein Vorschlag da ist nicht übel!

Simon. So — müßt ihr es machen, liebe Nachbarn! wenn ihr verständige Bauern seyn, und nicht so alltäglich hin, wie eure Ochsen, am Joche ziehen wollt.

Die Erde täuscht unser Hoffen niemals. Alles, was wir ihr anvertrauen, nimmt und zieht sie dankbar in ihrem Schooße auf, und gibt es zehnfach wieder zurük.

Aber noch Eins möcht' ich euch rathen; nemlich euch bei eurer neuen Waldbaumzucht hauptsächlich die erst seit Kurzem zu uns gekommenen, schneller wachsenden Holzarten zu ziehen. Viele derselben werden in Zeit von 18 Jahren schon so dik, daß man Bretter aus ihnen schneiden kann.

Mehrere. Wie? Was? das möchten wir genauer wissen!

Siebentes Kapitel.

Von den neuen schnellwachsenden Holzarten.

Simon. Das Holz ist dem Menschen fast eben so unentbehrlich, als das Brod, und der gar zu hohe Preis desselben in einem Lande kann beinahe eben so gefährlich werden, als der Mangel an Lebensmitteln.

Stephan. Und unsere Waldungen werden von Tag zu Tag schlechter. Sie sind bei Weitem nicht mehr, was sie ehedem waren.

Simon. Daran ist unsere Unwissenheit und Nachlässigkeit Schuld. Wir lassen ja die Waldungen ganz abschwinden und aussterben, und bekümmern uns um den Anbau des Holzes durch Samen wenig oder gar nicht; wir bleiben immer bei unsrer alten Leyer, kennen und haben nur lauter solche Holzarten, welche äußerst langsam wachsen, und wo man 90, 100, 140 und mehrere Jahre warten muß, ehe man einen ausgewachsenen Baum erhält.

Stephan. Ei! Wir haben halt Fichten, Kiefern, Buchen, Eichen u. s. w.

Simon. Dabei werden wir keine Aussichten zu baldiger Holzverwerthung erhalten, sondern kaum werden unsere Kinder und Kindeskinder einen Nuzen von der jezigen Holzaussaat genießen. Holzanbau durch Samen ist aber gerade das größte Bedürfniß unserer Tage.

Stephan. Aber, lieber Gott! können denn hernach wir die Bäume schneller wachsen machen, als sie wachsen?

Wir können! — Wir sollten uns auf den Anbau fremder, weit geschwinder als unsere jezigen Holzarten wachsender wilder Laub- und Nadelholz-Bäume befleißigen, welche schon in einer Zeit von 12, 14, 20 — 30 Jahren schlagbar werden. Alsdann hätten auch wir uns noch des Nuzens davon zu erfreuen, und für unsere Kinder würde auf diese Weise auch sogleich mit gesorgt. —

Veit. O, das wäre freilich gut! Was sind denn das für Bäume?

Simon.

Der Akazien-Baum

ist beinahe einer der schnellwüchsigsten. Ich habe bereits mehrere, und kann euch davon Stämmchen und Samen geben. Vor ei-

nigen Jahren wollte ich einen solchen auf der Mitte eines Akers ausrotten, und haute ihn auf der Wurzel ab. Aber denkt euch mein Erstaunen, als darauf aus der Wurzel mehr als 500 Ausschläge herauskamen. Dieses veranlaßte mich, noch 30 Stük auf der Wurzel abzuhauen. Es kamen mehr als 6000 Ausschläge heraus.

Dieser Baum treibt zugleich viele Aeste und Zweige. Ich fragte nach, da erzählte mir ein Förster, und sagte, daß man sich in Frankreich dieser Vortheile längst bediene, um Weinpfähle zu bekommen. Man haut sie zu dem Ende alle 3 Jahre dicht an der Erde ab. Man soll dort auf einem Plaze von einem halben Morgen bis zehntausend Stüke solcher Pfähle aus den Schößlingen bekommen. Köpft man sie aber höher, so bekommt man nach 18 Jahren einen Stamm, daraus 9 bis 10 Zoll breite Bretter geschnitten werden können, und unterdessen hat man die schönsten Reisigbündel zum Brennen durch das Abköpfen gewonnen.

Moser Jakob. Das sind ja bald Bäume wie die Felber!

Simon. Aber ihr Reisig (und Holz) heizen besser, als buchene. Das Holz gibt ein schnelles, heftiges Feuer und anhaltende Kohlen. Die Blätter bleiben von Insekten frei, und sind ein angenehmes Viehfutter. Die Pfähle von solchem Holz verfaulen in der Erde nicht so leicht, als anderes Holz. Tischler und Drechsler zahlen dieses Holz theurer, und streben sehr darnach.

Schneider Paul. Ja, wenn das Ding so ist, so müssen wir diese Baumarten zu bekommen trachten!

Simon. Da ist nichts Leichteres, als dieses. Man bekommt allentbalben Pflänzchen und Samen.

Aber ich muß euch zwei Stüke zum Voraus sagen:

Erstens. Da dieser Baum eine Menge kleiner Seitenäste treibt, so muß man diese drei- bis viermal des Sommers wegschneiden, und ihm nur eine kleine Krone von Aesten lassen; denn sonst würden die Seitenäste den Baum hindern, in die Höhe zu wachsen, und würden bald viel stärker werden, als der Baum, welcher — wie Brombeerstrauch — breiter als hoch werden würde.

Zweitens. Wo er einmal steht, da ist er schwer mehr auszurotten, weil die Wurzeln nie aussterben. Es hängen an den Wurzeln ganze Knoten kleiner Eierchen zu neuen Pflanzen.

Sollte man aber das Austreiben aus der Wurzel besonders gern erwirken wollen, so muß man in einem Umkreis um den Stamm herum das Erdreich immer loker halten und häufeln, dabei aber nicht die jungen Triebe etwa wieder ungeschikt zerhaken.

Bühler Jakob. Ich will mir sie schon auf einem Plaze ziehen, wo sie bis an's Ende der Welt stehen bleiben können.

Simon. Ich rathe, sie an drei Orten so abzusondern: an einem Orte läßt man die hochstämmigen, um Balkenholz, Dielen, Riegelholz, und in der Folge auch Brennholz daraus zu haben. — An der zweiten Stelle kann man die Akazien haben, die man stümmelt, um Zaunsteken, Baumpfähle u. dgl. davon zu bekommen. An dem dritten Orte kann man eine Baumschule von denen anlegen, die man auf der Wurzel abhauen und zu Schlägen anziehen will.

Auch Reife zu Fässern geben sie. Man muß sie aber, sobald sie abgehauen sind, spalten, indem sie sonst in wenigen Tagen so hart werden würden, daß man sie nicht mehr spalten könnte. Zu Akazien kommt ihr entweder aus Samen, den man im Mai auf ein schon im Herbste gelokertes Land in kleine Furchen säet, oder noch besser und leichter durch junge Sezlinge, welche, wenn man nur nachfragen will, nicht schwer zu bekommen sind. Noch eine nüzliche Art ist

der wilde Kastanienbaum.

Sein Holz ist freilich nicht von der allerbesten Art, aber doch schwerer als von Pappeln, Weiden, Fichten und Erlen, und zum Verbrennen steht es mit der Birke in gleichem Werth, gibt aber noch bessere Asche. Ueberdieß ist es dem Wurmfraß nicht ausgesezt, und gibt daher gute Tischblätter, Täfelwerk ꝛc. Zum Beizen aber ist es wegen seiner Porosität nicht geeignet. Der Baum kommt in einem jeden Grund und Boden gut fort, und wächst sehr geschwind.

Aus dessen Blüten erhalten die Bienen eine reiche und gute Beute; die großen Blätter liefern die beste Art zum Streuen, auch Winterfutter für Ziegen und Schafe.

Da diese Bäume besonders viele Aeste machen, und den lieblichsten Schatten geben, so dienen sie vorzüglich zu bequemen Lagerpläzen für die Viehheerden der Dörfer in den heissen Mittagen des Sommers.

Was aber noch das Allerschönste und Allerwichtigste ist, so tragen sie auch Früchte, welche für alle Gattungen des Viehes ein sehr herrliches Futter geben.

Aber dabei sind schon viele Fehler begangen worden, weil die Leute nicht wußten, wie sie es dem Viehe geben sollten. Ich erlebte es, daß eine Kuh daran starb, weil die Magd ihr die gestoßenen Kastanien troken gegeben hatte. Ich hörte, daß bei einem Bauer in Thüringen unter 40 Zucht-Schafen nur 2 Lämmer bekommen hätten, weil er die Schafe mit Roßkastanien fütterte. Aber ich erfuhr hernach, daß er diesen Mutter-Schafen zu viel von den gemahlenen Kastanien gegeben habe, wovon sie zu fett wurden.

Diese Fehler haben Viele nicht auf ihre Unwissenheit in der rechten Behandlung, sondern auf die so nüzlichen Kastanien geschoben. Ich will euch hier die rechte und vortheihafteste Fütterung beschreiben.

Wenn man die Kastanien im Herbste gesammelt hat, so schüttet man sie 6 Wochen lang auf dem Hausboden ausgebreitet, damit sie erst stark ausdünsten. Hernach schüttet man sie in die Scheuer auf eine Lage Stroh dünn hin, und bedekt sie wieder mit einer Lage Stroh. Auf diese Art werden sie nicht holzig. Das Vieh, das auf Heiden an eine bittere Weide gewöhnt ist, frißt sie sogleich sehr gerne. Dem Vieh, das zeither eine bessere, ja sogar eine Fettweide genossen hat, darf man nur die gewöhnte Fütterung einige Tage entziehen. Wenn es alsdann nur etwa 8 Tage Kastanien genossen hat, sehnt es sich recht darnach. Man gibt sie ihm auf folgende Art: Man stößt die unter dem Strohe hervorgeholten Kastanien mit einem Stoßeisen in Stükchen, die so groß wie eine kleine Bohne seyn können. Auf diese Weise ist die harte braune Schale auch entzwei gestoßen. Von diesen gestossenen Kastanien gibt man einer milchenden Kuh Früh und Abends jedesmal so viel, als man mit doppelten Händen fassen kann, also des Tages zwei doppelte Hände voll unter nassem Strohhäkerling (G'sott), und sezt ihnen Wasser zum Trinken daneben. Dieses ist der Hize wegen nothwendig, welche die Kastanien ausserdem verursachen.

Die Milch verartet sich darnach ausserordentlich, und die Butter wird gelb und angenehm vom Geschmak, sobald die gefütterten Kastanien gehörig ausgelüftet sind.

Wenn ein Stük Rindvieh fett gemacht werden soll, so kann es geschwind und wohlfeil dadurch geschehen, daß man demselben

des Morgens zwei doppelte Hände voll, und des Abends auch so viel, — aber nicht in nassem Strohhäkerling, sondern in nassem geschnittenen Heu gibt, und es dabei nicht am Trinken fehlen läßt.

Die Zugochsen und Zugkühe bekommen zu ihrer Feldarbeit bei der Kastanienfütterung ungemeine Kräfte, so wie auch die Pferde. Diesen dienen sie, gemahlen und unter den Haber gemengt, als eine heilsame Arznei gegen Husten und schweren Athem, daher sie auch den Namen Roßkastanien haben. Die Schweine werden dadurch in kurzer Zeit und ausserordentlich fett. Man siedet sie für diese in Kalkwasser, und süßt sie alsdann einige Tage mit frischem Wasser aus. Den Schafen rathe ich nur ganz wenig davon zu geben, wenn man sie blos durch den Winter bringen will, weil sie sonst zu fett werden. Dabei haben sie kein Heu nöthig, sondern nur gutes Winter- und Sommerstroh, womit man abwechseln muß. Am Besten sind sie für Schafe zerstoßen, mit einem Theile Gerstenschrot vermengt.

Wie gut wäre es für viele Bauern, denen es am Heuwuchs fehlt, oder die den Klee nicht gut haben einbringen können, wenn ein Jeder derselben nur 25 große Kastanien-Bäume hätte! — Er würde seinen Viehstand und seinen Dünger sehr vermehren, und viel schöneres Vieh haben können!

Auch sind sie zum Gebrauche für die Menschen von einem sehr beträchtlichen Nuzen. Sie liefern uns zum Genusse einen weit wohlschmekendern und fast noch gesündern Kaffee, als die Eicheln, und werden ebenfalls so zubereitet, wie die ersteren, wodurch sie ihre Bitterkeit ganz verlieren.

Ferner können sie in der Haushaltung statt der Seife gebraucht werden: Man schält die Früchte, macht sie zu Pulver, und weicht das Mehl in das Wasser kurze Zeit ein, wodurch dasselbe den stärksten Seifenschaum erhält, und eben diese Kräfte, und zwar ohne Nachtheil der Wäsche, wie das wirkliche Seifen-Wasser zeigt. Das zurükgebliebene Pulver dient zu einer guten Fütterung für die Hühner. Man macht aus ihnen auch

wohlfeile Nachtlichter.

Man nimmt die Kastanien, zieht die Schale ab, troknet sie, und durchbohrt sie an verschiedenen Stellen mit einer Pfrieme. Dann legt man sie 24 Stunden in Brennöl, es sey von welcher Art es wolle. Wenn solche aus dem Oel herausgenommen werden, so zieht man durch die gebohrten Löcher kleine Dochte. Will man sich nun derselben bedienen, so seze man sie in ein Glas

mit Wasser, zünde den Docht an, und die Erfahrung wird lehren, daß solche eine ganze Nacht hindurch brennen.

Die Rinde ist von den neuern Aerzten statt der Chinarinde empfohlen, und bei Wechselfiebern mit eben so gutem Erfolg, als die leztere gebraucht worden.

Ein Bauer. Ei! das wäre Alles gut und trefflich! Wenn man nur gleich ein solches Wäldchen hätte!

Simon. Lieber Anton! Was nicht ist, kann werden. Indeß will ich euch nicht rathen, sie gar zu nahe an Fruchtfelder zu pflanzen; denn ihre weit auslaufenden Wurzeln und ausgebreiteten dik belaubten Aeste halten Sonne, Luft und Regen ab.

Die Erziehung und Fortpflanzung der Roßkastanien geschieht einzig durch Samen (Früchte), die im Winter zwischen Sand verwahrt, im Frühlinge aber in 2 Fuß von einander entfernte Furchen 2 Zoll tief in gute lokere und fette Erde gelegt wird. In einem Alter von 6 bis 8 Jahren können schon die Bäume an Ort und Stelle versezt werden, wobei aber weder an der Pfahlwurzel noch am Gipfel etwas verstuzt werden darf.

Schön und nüzlich zugleich ist auch

der Vogelbeerbaum.

Wenn sie in Menge vorhanden sind, läßt sich aus den Beeren in Verbindung mit andern Sachen sehr viel und guter Branntwein brennen. Dieser Baum wächst auf jedem schlechten, sauern und sandigen Boden schnell empor, trägt alle Jahre häufig Früchte, und wird weder von den Hasen, noch Raupen angegriffen. Die beste Erziehung ist aus Samen.

Stephan. Das wäre auch mitzunehmen! Aber wir versteh'n halt das Branntweinbrennen nicht.

Simon. Wenn du nur einmal weißt, daß Branntwein daraus wird! Frage dann um nichts mehr, als wie du schnell viel anpflanzen kannst. Lernst du das Branntweinbrennen nicht mehr, so werden deine Kinder guten Nuzen aus deinen Pflanzungen zu ziehen wissen. Wenn aber jezt Du nichts pflanzest, so haben auch sie nichts.

Das Nemliche gilt auch von dem

Zuker-Ahornbaum.

Wir sollten alle mehr auf nüzlichere Holzpflanzungen bedacht seyn, und für die sich immer vermehrende Zahl unserer Nachkommen sorgen. Der Zuker-Ahornbaum wächst wild und ohne Pflege, wie die Birke, und liefert, wie diese, im März

den besten Zukersaft. In Amerika, von wo er zu uns gekommen ist, bereitet man davon viele tausend Fässer. Im Jahre 1800 gewann ein amerikanischer Pflanzer am Delaware 60 Fässer Ahorn-Zuker, jedes zu 300 Pfund. Die Pflanzer in Neu-York ahmten ihm nach, und haben in den leztern Jahren eine große Menge Zuker gemacht. Ihre Handgriffe sind sehr leicht. Ein einziger Mensch kann mit Hülfe von einigen Kindern, in vier Wochen, da der Saft fließt, sehr leicht 1500 Pfund Zuker machen.

Hans. Aber wie weit ist Amerika weg! Wer weiß, ob es sich auch bei uns thun ließe!

Simon. Solche Einwürfe und Bedenklichkeiten sind schon längst durch Thatsachen widerlegt. Der in allen Rükſichten höchst verdienstvolle, für des Vaterlandes Wohl unermüdet thätige k. b. Herr Salinen-Forst-Inspektor Huber zu Traunstein hat durch seine Prob-Suden und öffentlichen Bekanntmachungen uns darüber hinlängliche Auskunft gegeben. Hätten wir nur erst genug Zuker-Ahornbäume!

Endl. Nu, nu, da kann man sich ja d'rum bewerben!

Simon. Dann ist noch ein höchst nüzlicher Baum

die Ulme oder auch Rüster genannt.

Eine gewiß große Tugend dieses Baumes ist sein schneller Wuchs. Wenn er auf einen zuträglichen Boden kommt, so übertrifft er darin alle andern in- und ausländischen Bäume, wobei er doch eines der schönsten und besten harten Hölzer liefert.

Die zweite Tugend des Ulmenbaumes oder seines Holzes besteht darin, daß dasselbe nicht nur im Troknen eben so gut, als im Nassen gebraucht werden kann, sondern auch in beiden Fällen gleich gut und dauerhaft ist. Ferner kann dieses Holz zu allen Tischler-, Drechsler- und Stellmacher-Arbeiten auf's Beste gebraucht werden. Je älter diese Bäume werden, desto schöner und fester wird ihr Holz, so daß dasselbe auch von Natur eine schöne Politur erhält.

Die dritte sehr gute Eigenschaft des Ulmenbaumes besteht darin, daß er eben so gut zu Unter- als Oberholz gezogen werden kann, weil er aus der Wurzel sehr leicht wieder ausschlägt, und sehr geschwind wieder heranwächst.

Die vierte Tugend ist, daß der Same dieses Baumes zeitig im Sommer reif wird, und daß, wenn man diesen als-

bald wieder aussäet, man noch vor Eintritt des Winters junge Bäume von etlichen Zollen Höhe erhält.

Endlich hält dieser Baum unsere härtesten Winter gut aus, und nimmt mit allerlei Erdreich, gleichviel auf Bergen und Ebenen, vorlieb.

Endl. Ei, wir kennen ihn aber nicht, was das für ein Baum ist.

Simon. Ich habe bereits mehrere. Er heißt auch Fliegenbaum und Leinbaum.

Gleich große oder noch würdigere Empfehlung verdient auch

der Lärchenbaum,

er ist die Krone der Nadelhölzer. Denn für's Erste wächst derselbe nicht nur weit geschwinder, als alle unsere Nadelholzbäume, sondern übertrifft auch unser Kiefern-, Fichten- und Tannenholz gar sehr an Güte und Dauer; ja selbst die Eiche verdient keinen Vorzug vor ihm, wo sie ihm nicht gar wegen ihres mißlichen und langsamen Wachsthums nachgesezt werden soll. Lärchenbaum-Holz gibt dem eichenen gewiß nichts nach.

Die Erlen und Weiden

sollen mit allem Fleiße auf nassen und sumpfigen Plätzen angepflanzt werden. Sie ziehen nach und nach alle Feuchtigkeit aus dem Boden, und troknen das Land aus. Sie wachsen schnell, und sind überaus nüzlich.

Die Weiden können durch Steklinge (Zweige) sehr leicht fortgepflanzt werden; nur muß man darauf sehen, daß beim Einsenken nicht die Rinde aufgeschlizt wird. Denn es kann so ein verlezter Stekling allenfalls wohl wachsen, aber doch nicht wie er wachsen würde, wenn er ordentlich und unverlezt eingesezt worden wäre. Es ist ihnen daher mit einem starken Pfahleisen vorzubohren.

Die Pappeln, vorzüglich die gerade in die Höhe wachsenden italienischen Pappeln, kommen ebenfalls in Sümpfen sehr wohl fort, wachsen schnell, und lassen sich wie die Weiden (Felber) durch Steklinge vermehren.

Davon könnten ganze Alleen angelegt werden.

Uebrigens ist eine wilde Baumschule eine Hauptsache, wo immer einige tausend Bäume gezogen werden, die man nach und nach auf solche leere Pläze in die Wälder pflanzt, wo von sich selbst kleine Bäume aufschießen. — (Nimmt eine Kreide und zeichnet auf den Tisch.) — Sehet, so hab' ich mir eine wilde Baumschule angelegt:

Eingang.

Hauptgang um die ganze Baumschule.

Samenbeet zu Akazienbäumen.	Samenbeet zu Vogelbeerbäumen.
Samenbeet zu wilden Kastanienbäumen.	Samenbeet zu Ulmen.

Seitengang. Seitengang.

Samenbeet zu Lärchbäumen.	Samenbeet zu Erlen.
Samenbeet zu Eichen.	Samenbeet zu Lindenbäumen.

Seitengang. Seitengang.

Samenbeet zu Ahornbäumen.	Samenbeet zu Buchen.
Samenbeet für Weißdorn und lebendige Zäune.	Schattiger Ort für Pappel- und Weiden-Stecklinge.

Veit. Hol' mich ⁝ ⁝ ⁝ ! eine solche Baumschule läßt sich loben, und morgenden Tages will ich mir einen Plaz dazu aussuchen!

Simon. Den kannst du gar leicht mitten im Gehölze finden, wenn nur erst der Plaz frei ist.

Uebrigens ist aber das noch nicht Alles! Man muß auch eine schon gut hergestellte Waldung vortheilhaft zu benüzen verstehen, und nicht zikzak, bald dort bald da, quer hinum und quer herum, größere Bäume umarbeiten, wobei 40 — und noch mehr kleinere Bäume beschädigt und ruinirt werden; sondern man muß seine Gehölze in ordentliche Schläge eintheilen, so daß man einen bestimmten Flek in diesem, einen zweiten in einem andern Jahre, und so immerfort einen bestimmten Theil auf Einem Plaze beisammen abräumt. Wenn man nun jeden Plaz gleich wieder besämt, und so flekweise alle Jahre es macht, so hat man endlich nach und nach seine ganze Gehölzung durchgearbeitet, und kann wieder vorne beim ersten Fleke anfangen, wo bereits lauter gleich großes Holz wieder hergewachsen seyn wird.

Da ferner das Holz in der ersten Hälfte seines Alters wenigstens noch einmal so schnell wächst, als in der folgenden Hälfte seines Alters, so ist es ganz natürlich, daß ich von einem bestimmten Fleke noch einmal so viel Holz erhalten muß, wenn ich diesen Flek in hundert Jahren zweimal abtreibe, als ich erhalte, wenn ich das Holz hundert Jahre stehen lasse, und in dieser Zeit nur einmal benüze. In diesem Grundsaze liegt eine verdoppelte Größe meines Forstes, und zumal wenn ich geschwind wachsende Holzarten wähle. Man muß aber, nach den eigenen Winken der Natur, auch hiebei abwechseln, und nicht immer die nemliche Art auf demselben Plaze ziehen.

Auch soll man an die Endepunkte und an dazu schiklichen Plätzen besonders Eichen ziehen. Eichen werden in unserm Vaterlande immer seltener, und einst theuer werden. Sie sind ja durch Samen sehr leicht zu ziehen!

Veit. O, wenn ich eine wilde Baumschule anlege, zieh' ich alle Arten Bäume!

Simon. Das thu! Aber versteht mich recht. Die Bäume in der wilden Baumschule gehören nur zur Ausfüllung leerer Pläze im Gehölze; denn wollte man ganze Waldungen in Baum-Schulen ziehen und versezen, so wäre das eine ungeheure Arbeit. Man sammelt sich daher reifen Samen in Menge, und

baut ganze Streken an. Auch beim Schlagen muß man die großen Bäume nicht gar alle weghauen, sondern hie und da einen stehen lassen, von welchen weg der Wind den Samen auseinander führen kann. Man muß in junge Gehaue nicht Vieh und Gräserinnen lassen, die die jungen Anwüchse beständig wieder abköpfen.

Uebrigens, liebe Nachbarn, ließe sich über die wilde Baum-Zucht noch einen ganzen Tag reden. Thut ihr aber dieses, was ich euch gesagt habe, so hat Jeder von euch in 10 Jahren den Werth und Nuzen seiner Waldungen wenigstens dreifach erhöht.

Achtes Kapitel.

Von lebendigen Zäunen aus Weißdorn.

Simon. Nachbarn! eine Hauptsache fehlt euch noch immer! — Eure Gehölze leiden immer unendlich Schaden durch das Aushauen des Zaunholzes. Ihr habt unendliche Mühe und Zeitverlust mit euren schlechten Zäunen. Ei! verwendet darauf einmal eine einzige rechte Mühe, und legt euch lebendige Zäune an!

Martin. O, das habe ich schon probirt mit Felbern (Weiden) und jungen Tannen. Schlüpften aber überall die Schweine durch, und s'ist nichts mit lebendigen Zäunen.

Simon. Ihr müßt nicht immer gleich sagen: „es ist Nichts damit, wenn ihr vielleicht blos nicht versteht, wie man es besser machen kann?

Es wird freilich nun Mancher von euch dieß und das probiren von Dem, was ich euch über verschiedene Landwirthschafts-Zweige gesagt habe, und Manchem wird es das Erstemal mißlingen, und er wird dann gleich da seyn, und sagen: „es ist Nichts damit; — der Mohn thut kein gut; der Tabak thut kein gut; der Reps auch nicht; die Sonnenblume trägt gar nichts aus; das Käsemachen ist noch weniger vortheilhaft u. s. w.

Ich meine, ich seh' schon Manchen, wie er beim Krug Bier so gescheid seyn und Alles über'n Haufen werfen, gewaltig sprechen und Alles besser verstehen wird! „Er hab's probirt!"

Da glaubt man denn Wunder, was er Alles probirt hat. Aber es ist die Sache darum doch nicht schlecht, wenn sie ihm gleich das Erstemal fehlgeschlagen hat.

Sag' mir einmal, Martin! kannst du schwimmen?

Martin. Nein, das hab' ich mein Lebtag nicht gekonnt!

Simon. Ich aber kann es, und schwimme wie ein Fisch über die Donau. Wenn es nun aber Einer probiren wollte, der sein Lebtag nicht geschwommen ist, so würde er auf der Stelle untergehen wie eine bleierne Kugel. Darf er aber hernach auch schon schreien und sagen: „Ich hab' es probirt das Schwimmen; es thut kein gut, man kann's nicht zuwege bringen; man geht allemal unter — geht unter wie ein Wezstein." —

(Den Bauern — gefällt dieser Einfall.)

Simon. Geht hin! wird er sagen, und probirt es selbst, ob ich nicht recht habe? — Da werden die Nachbarn hingehen, werden's probiren und wie der Erste — — untergehen!

Sagt, ist es deßhalb schon richtig, daß sich nicht schwimmen läßt? —

Das Erstemal mißglükt das Ungeübte meistentheils. Wenn das Kind s'Gehen lernt, fällt es hundertmal. Soll es deßhalb das Gehen gar nicht lernen?

Ich sage euch: Alles, was ich euch vorschlage, thut gut, und ist gut. Und so sind auch die lebendigen Zäune aus Weißdorn eine so vortreffliche Sache, daß man Tag und Nacht opfern soll, bis überall, wo eine Verzäunung nöthig ist, eine Weißdornmauer steht.

Ich darf sie wohl eine Mauer nennen, denn die Heke wird nur Handbreit, fest, dicht, daß kein Vogel durchschlüpfen, und selbst die Maus sich erst ein Löchlein suchen muß.

Was aber das Allerbeste ist, so dauert so ein Zaun, wenn er gehörig angelegt wird, 200 Jahre lang, und anstatt, daß ich zu einem todten Zaun immer Holz hinzu tragen muß, kann ich von diesem immer ein's weg tragen, und zwar macht es bei großen Anlagen bedeutend viel.

Will man einen solchen Zaun anlegen, so sieht man sich allererst um Weißdorn-Samen um, der im September scheffelweise gefunden werden kann. Diesen baut man irgendwo auf einem vom Unkraut gereinigten Grablande oben hin. Er geht oft erst im zweiten Jahre auf. So läßt man sie ein Paar Jahre wachsen, und hält sie vom Unkraut rein. Seiner Zeit nun nimmt man sie hin, wohin man sie braucht.

Zu einem Zaun von 400 Fuß Länge braucht man 800 junge Weißdornsezlinge, weil jeder einen halben Fuß von einander gesezt werden muß, und zwar so:

——*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*
——*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*—*

Diese Sezlinge können Finger dik, Daumen dik oder noch diker seyn, wenn nur die Wurzel gut ist. Sie werden im Frühjahre, oder besser im Herbste gesezt, und ehe man sie sezt, wird, wohlgemerkt! jeder Sezling abgestumpft — bis auf einen halben Schuh.

Wenn man dieses Abstumpfen unterläßt, bekommt man nie einen guten lebendigen Zaun.

Endl. Ja, das wissen wir schon, daß man die Bäume verstuzen muß, wenn man sie versezt.

Simon. Hier aber geschieht das Verstuzen aus einer ganz andern Ursache, als wie bei den Obstbäumen. Bei diesen Weißdorn-Sezlingen kommt nemlich Alles darauf an, daß sie tief beim Boden recht viele Zweige austreiben und sich verdichten. Wenn man nun das Abstumpfen unterließe, so würden die Triebe alle oben ausbrechen, und am Boden könnten Schweine und alles kleine Vieh durch.

Zwischen jedem so abgestumpften Sezling wird ein Pfahl von etwa 3 Fuß hoch gestekt.

Buzhofer. O Sapperment! was braucht man da für Pfähle!

Simon. Diese baut man sich. Man kann ja nach Tausenden aus den schnell wachsenden Akazien bekommen, wenn man nur gleich dazu thut, welche zu bauen, wie ich euch gesagt habe.

An diese 3 Fuß hohen Pfähle werden die jung hervorbrechenden Zweige am Boden, die ich Schenkel nennen will, ordentlich auseinander gebunden. Man braucht diese Pfähle nur 3 — 4 Jahre lang.

Will man aber keine Pfähle nehmen, so müssen die Seiten-Triebe und Schenkel in der Folge kreuzweise an und über einander gebunden werden. Ich sage: in der Folge, denn im ersten Sommer läßt man sie ohne Anbinden ruhig wachsen.

Buzhofer. Ah! da werden sie schon hübsch zottig werden!

Simon. Aber — jezt kommt wieder was, Nachbarn! da werdet ihr Augen machen!

Im Herbste, wenn Alles schon so schön getrieben hat, was glaubt ihr, daß da geschieht?

Endl. Da muß man sie gewiß einbinden?

Simon. O, — ganz und gar nicht. Ihr errathet es nicht. Im Herbste, oder auch im Frühjahre, müssen sämmtliche Sezlinge mit Allem, was sie getrieben haben, bis auf einen Fin-

ger lang von der Erde weggeschnitten werden, so zwar, daß nur noch ein oder zwei Augen unten stehen bleiben.

Martin. O, da kriegt man ja ewig lange keinen Zaun, wenn man immer wieder abschneidet, was wächst.

Simon. Nicht wahr, das hast du nicht so gemacht? Ein lebendiger Zaun ist bald da, aber was für einer? Einige ziehen von Weidenzweigen, Hollerstauden, jungen Eichen, Schlehedornen und Berberizen ꝛc. schnell einen Zaun, aber was für einen? Durch den alles kleine Vieh durchschlieft? Das ist aber hier nicht zu befürchten, da schlieft mir kein Wiesel durch.

Jezt erst, wenn sie zum zweiten Male so gestuzt worden sind, und zwar unbarmherzig bis auf einen Finger lang außer der Erde; jezt erst, da sie nun bereits erst rechte starke Wurzeln haben, machen sie starke Triebe und tüchtige Schenkel.

Endl. Aber könnte man sie denn nicht gleich da, wenn man sie einsezt, so nahe am Boden abschneiden, statt daß man das erste Mal 2 Schuh Höhe läßt, und sie erst im zweiten Jahre auf Fingerlang zurükstuzt?

Simon. Das erste Mal aus der Samenschule weg, haben sie beim Boden noch zu wenig Augen, und möchten ausbleiben. Dann ließe sich auf deine Frage noch Manches sagen.

Das folgende Jahr im Herbst oder Frühling bindet man die Schenkel an die Pfähle, oder in Ermanglung derer aneinander, und kürzet jeden etwas ein, daß er stärker wird, und wieder stärkere Zweige treibt.

Jezt kommt nun abermal eine Hauptsache. Wenn man nemlich die Heke eine Hand breit in die Höhe ziehen will — wie eine Wand, — so muß man ganz natürlich die Zweige, welche vorne und hinten heraus wachsen, fleißig und zwekmäßig wegschneiden, damit der Zaun desto dichter, und die Schenkel stärker werden.

Das dritte Jahr werden wieder die neu hervorwachsenden Zweige rechts und links angebunden, und ineinander geflochten, damit keine Lüke entsteht, und Alles dicht bewachse. Aber auch jezt müssen alle diese angebundenen Zweige abermals etwas eingekürzt und vorne etwas abgestumpft werden.

Und so alle Jahre fort, so hoch man nemlich den Zaun ziehen will. — Nach drei Jahren kann man die Pfähle ausziehen und verbrennen.

Wenn der Zaun seine Höhe erreicht hat, so kann man ihn sodann mit der Zaunscheere oder mit einer Hekenhippe behaken. Sowohl dabei, als bei dem ersten Anwuchs und Beschneiden muß man immer darauf halten, daß der Zaun nicht dichter als einen halben Schuh werde. Dadurch wird er so enge, daß kein Spaz durchschlüpfen kann.

Martin. Ja, so glaub' ich's, daß es was seyn kann, so hab' ich's freilich nicht gemacht!

Simon. Die Schönheit eines solchen Zaunes geht über Alles. Zugleich lohnt er alle Mühe reichlich an Kindern und Kindeskindern; denn er steht 5 — 6 Menschenalter hindurch immer gleich gut.

Alle 10 Schritte kann man einen Berberizenstrauch und alle 30 Schritte einen Obstbaum dazwischen pflanzen.

Geeignete aus Kernen gezogene Weißdorn-Sezlinge sind in Frauendorf um 3 fl. das Hundert stets vorräthig zu haben.

Neuntes Kapitel.

Von der häufigern Anpflanzung des so nüzlichen Berberizenstrauches.

Endl. Was ist denn das für ein Gewächs: Berberizen-Strauch?

Simon. Das ihr Alle wohl kennt. Bei uns heißt man sie Weinscharl (Weinschierling), und in andern Gegenden Berbers, Berberissen, Erbselbeeren, Ferresbeeren, Reiselbeeren, Weinlägelein, Weinschädling, Essigdorn, und in Preußen Rhabarbarbeeren.

Endl. Zu was helfen sie denn?

Simon. Es läßt sich nicht so obenhin sagen, zu was Allem diese Beeren heilsam, nüzlich und dienlich sind.

Ich will aber nur das Einzige anführen, daß ihr Saft besonders statt der Zitronen gebraucht werden kann, und vollkommen dieselben Dienste thut. Alles, was man von der Zitronen-Säure zu erwarten hat, findet sich an dem Berberissafte, wenn er von einer völlig reifen Frucht verfertigt wird. Er ist nicht nur noch gesünder, weil er einheimisch ist, sondern auch durchaus von eben so angenehmen Geschmake, so, daß er bei allen Arten von Speisen und Getränken gebraucht werden kann, wo sonst Zitronen genommen werden. Zur Gallerte ist er sehr gebräuchlich, da man weder Wein noch Zitronensaft nöthig hat, welches eine Ersparung ist.

Man weiß längst aus Versuchen, daß der Berberissaft die Stelle der Zitronen bei dem Punsch völlig vertreten kann; ja noch viel heilsamer sey, so wie auch, daß er gegen Scorbut und Stein das beste Mittel ist. Nur aber weiß man die Berberis-Beeren nicht in Menge zu bekommen; deßhalb wäre mein Rath, daß ihr euch auch hier einen leichten und sichern Gewinn verschaffen sollt. Man wird in Bälde recht stark nach diesen Beeren fragen; denn bereits bedienen sich derselben mehrere große Haushaltungen.

Der Saft aus den Berberis-Beeren ist leicht auszupressen. Wenn man wenig Beeren hat, stößt man sie, und windet den Saft durch ein Stük Leinwand. Wenn die reifen Beeren in einem Geschirre über dem Feuer so lange umgerührt werden, bis sie ganz durchhizt sind, geben sie mehr Saft, als wenn man sie kalt auspreßt.

Der ausgepreßte Saft wird entweder mit Zuker abgesotten, oder — wenn er sich länger halten soll — der Gährung überlassen, und wenn er sich abgeklärt hat, wird er in gut gestopften Bouteillen im Keller aufbewahrt.

Man macht auch die Berberizen auf die Art, wie die Zwetschgen, mit Essig ein.

An einigen Orten, wo das Gewächs im Ueberfluß ist, nimmt man die Frucht, und stößt sie, läßt sie gähren, und brennt daraus einen guten angenehmen Branntwein.

Vorzüglich heilsam gegen alle Mutterbeschwerden sind sie als Zusaz zum Essig.

Das Holz soll ein so kräftiges Mittel wider die gelbe Sucht seyn, daß Derjenige, der sich eines daraus verfertigten Löffels bedient, gewiß vor dieser Krankheit gesichert seyn, oder dieselbe dadurch heilen wird, wenn sie noch nicht eingewurzelt ist. Das alte Holz ist fest und schön flammig, Striknadeln u. dgl. daraus zu machen. Die Schuhmacher nehmen es zu Schuhpflöken.

Die Rinde des Holzes, in Wein und Wasser gekocht, und den Mund damit ausgespült, ist ein gutes Mittel wider Mund-Fäule und andere Zufälle im Munde und Halse, befestigt die Zähne, und stillt deren Schmerzen. Die gepülverte Rinde wird wider die Schrunden der Brüste gelobt. Die mittlere Rinde purgirt und vertreibt die Gelbsucht, wenn man sie in weißen Wein legt, und davon trinkt. Eben dieser Rinde, sowohl von den Ae-

sten als Wurzeln, bedienen sich auch die Färber, die Tücher damit gelb zu färben. Nicht weniger dient sie zum Färben des gelben Saffians, dem sie eine hohe Farbe und Glanz gibt. Die Wurzel wird zu eingelegter Arbeit gebraucht. Die Kerne oder Samen haben eine zusammenziehende und stopfende Kraft, dabei sie zu allerlei Bauchflüssen gebraucht werden können. Gestossen und pflasterweise übergelegt, ziehen sie Dornen und andere dergleichen Sachen aus den Wunden und dem Fleische.

Man vermehrt sie 1) durch Ablösung, Beschneidung und Verpflanzung ihrer Nebenwurzelschößlinge; 2) durch jährige Sommerlatten, welche im Frühlinge abgeschnitten und etwas schräge 4 bis 6 Zoll tief in die Erde gestekt werden; 3) durch Samen, welchen man reif im Herbste sammelt, ausdrükt, wäscht, und entweder sogleich, oder getroknet über Winter an einem temperirten Orte aufbewahrt, und im März oder April $^1/_2$ Zoll tief dünn in Reihen säet.

In gutem Boden wachsen die Sträuche 3 bis 4 Ellen in die Höhe; sie wachsen übrigens auch im schlechtesten Erdreiche. Wo sie fleißig versezt und beschnitten werden, bekommen sie grössere, ansehnlichere und bessere Beeren. Einige behaupten, daß seine Nachbarschaft den Getreidefrüchten schädlich seyn soll. Dieses aber ist grundfalsch. Es gibt mehrere Arten. Ich empfehle den gewöhnlichen gemeinen Berberizen-Strauch. (Berberis vulgaris L.)

Zehntes Kapitel.

Wie sich Simon Strüfs Nachbarn auch schöne Hausgärten anlegen.

Das war nun ein Jubel und eine Freude und eine Geschäftigkeit in der Gegend um Lichtendorf, daß man hätte glauben sollen, die Bauern haben alle mit Einemmale erst jezt ihre Höfe angetreten und wollten ihre Wirthschaft erst von jezt anfangen!

Die wilden, zu dichten Zwetschgen-Heken, Haselnuß-Stauden und alten vermoosten Sturzeln von Bäumen flogen nun überall über die Zäune aus den Gärten heraus; Alles wurde nun nach der Schnur, ganz neu ausgemessen und angelegt; die Dorfs-Nachbarn tauschten sich nun gegenseitig die Zaun-Grenzen um die Häuser schiklich zusammen, rissen die engen Zäune aus, und erweiterten sich so wechselseitig ihre Anlagen.

Besonders thätig und eingenommen war Veit von Rollau. Einst, da er gerade einen Bündel Baumpfähle aus dem Holze nach Haus trug, hinter einem schattigen Baum sich einen Augenblik hinstrekte und in sich seelenvergnügt nachdachte, wie er Alles richten und machen wolle, sah er von Weitem ein schlankes hübsches Bürschlein daher trillern. Das Bürschlein trillerte bald näher an Veit vorbei: —

„Leb' Liebchen wohl, leb' fromm und schön,
Im Himmel wir uns wieder seh'n:
Ich hatt' ein Gärtchen niedlich klein,
Ich hegte es und wartet' sein
Viel Blumen da nach meinem Sinn
Du warst die schönste Blume drin.
Leb' Liebchen wohl, leb' fromm und schön,
Im Himmel wir uns wiederseh'n!

Die schönste Blume warst du drin,
Und ich dein lieber Gärtner bin,
Der unter Blumen dich erkor,
Dich liebte allen andern vor.
Nun stehst und siehst mich traurig an,
Daß ich dein nicht mehr warten kann.
Leb' Liebchen wohl, leb' fromm und schön,
Im Himmel wir uns wiedersch'n!

Ich dein nun nicht mehr warten kann,
Denn ach! mich rief ein fremder Mann
Gar weit von hier fort über Land,
Ich warten soll mit meiner Hand
Sein Gärtchen, nicht nach meinem Sinn
Steh'n öd' und stolz viel Blumen drin.
Leb' Liebchen wohl, leb' fromm und schön,
Im Himmel wir uns wiederseh'n!

Viel Blumen da im Gärtchen sind,
Doch so, wie dich, ich nimmer find',
So schön und doch so fromm und still,
D'rum ich auch kein's so warten will
Wie ich dich thät, nicht kann nun dort,
Darf dich nicht nehmen mit hinfort,
Leb' Liebchen wohl, leb' fromm und schön,
Im Himmel wir uns wiederseh'n!

Nicht nehmen darf dich mit hinfort,
Nicht pflanzen dich im Gärtchen dort.
Wirst einsam trauern nun, wie ich
Stets trauern werde dort um dich,
Wirst sterben nun und welken hin,
Weil ich nicht mehr dein Gärtner bin.
Leb' Liebchen wohl, leb' fromm und schön,
Im Himmel wir uns wiederseh'n!"

Veit — (mitleidig für sich) — **der arme Narr! — Wenn ich ihm doch helfen könnte!**

„He! guter Freund! halt er doch still — (steht auf —) **Sag' Er mir doch, wo aus denn so in die Welt?**

Der Reisende:

Kennst du das Land, wo stets die Veilchen blühn,
Am ewig grünen Busch die Rosen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Der Obstbaum reich, und hoch der Weinstok steht:
Kennst du es wohl? Dahin, — dahin —
Mein guter lieber Bauer, möcht' ich zieh'n!

Veit. Hör' Er, Freund!

Der Reisende:

Kennst du ein Land, wo unter eignem Dach
Der Landmann ruht im reinlichen Gemach,
Wo Tugend herrscht, wo Freiheit mit ihr wohnt . . .

Veit — (eilig). — Ei was? Ei was? Red' Er gescheid! Er ist ein närr'scher Kauz!

Der Reisende. Hm! — Womit soll sich denn ein reisender Gärtner sonst die Zeit vertreiben?

Veit. Also — doch, wie ich gedacht hab', ein Gärtner. Nun, brav, recht brav! Hör' Er, lieber Freund! ich möcht' Ihm wohl ein hübsches Stük Arbeit geben, wo Ehre einzulegen wäre. Wollte Er's nicht probiren?

Der Gärtner. Wie? Werdet doch Ihr nicht einen Gärtner einstellen?

Veit. Warum nicht? Er ist ja über Lichtendorf hergekommen?

Der Gärtner. Ja wohl, ja wohl! — (fängt an zu parodiren).

Dort wohnet prachtvoll Strüf mit seinen Aekern zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor am vergitterten Fenster,
Seinen umarmenden Zweig' schlingt um das Wohnhaus ein Baum!

Veit. Na, Er gefällt mir, Freund Gärtner, mit Seinen Einfällen! Weiß Er was? Ich möchte mir's gerne eben so richten, wie Strüf, und da käm' Er mir so gerade recht in die Hand.

Der Gärtner. Wie? Das wollt Ihr? Juhe! Dann bleib' ich bei Euch! Aber — (vertraulich gegen Veit) — schöner wollen wir's noch machen, als es Simon Strüf hat!

Eilftes Kapitel.

Karl Moll auf Freiers Füssen.

Moll hatte inzwischen keine Ruhe. Der Sonntag und Adelheid waren seine nächsten Gedanken, die alle übrigen durchkreuzten, und an die sich alle anschließen mußten. Strüf bemerkte seine Zerstreutheit, und konnte nicht ganz klug aus ihm werden. Er fragte ihn daher eines Abends um die Ursache derselben, und ob es ihn vielleicht reue, Gschray's Hof an sich gekauft zu haben.

Moll suchte auf die erste Frage ausweichend zu antworten, versicherte aber auf die zweite seinem Freund mit vieler Lebhaf-

tigkeit, daß er glaube, nie mehr Ursache gehabt zu haben, sich zu freuen, daß er Gschray's Hof gekauft habe, als eben jezt.

Diese Antwort machte Simon um nichts klüger; vielmehr verursachte sie neue Grübeleien, daher er sich endlich nicht enthalten konnte, der Sache näher nachzuspüren.

Simon. Sieh, lieber Moll! Wir bemerken seit deiner Rükkehr aus der Residenzstadt eine große Veränderung an dir. Nicht, als begegnetest du uns nimmer mit derselben Liebe und Freundschaft, wie vormals; sondern wir bemerken vielmehr, wo möglich, noch mehr Herzlichkeit in deinem Betragen, als früherhin. Allein du bist oft unter uns gleichsam selbst nicht gegenwärtig, und dein Geist und Herz sind abwesend, und in weiter Ferne beschäftigt.

Moll (Simon bei der Hand drükend). Du kannst es errathen haben, lieber Strüf! Es wird wohl bald vorübergehen.

Simon. Warum willst du uns aber die Ursache verschweigen? Drükt dich ein unangenehmes Ereigniß? Oder sollte —

Moll. Was, Strüf, meinst du, daß mich noch drüken könnte?

Simon. Sollte dein Aufenthalt in der Residenzstadt dich in ein ernsteres Verhältniß verwikelt haben?

Moll. Das nicht!

Simon. Sieh, lieber Moll! So sehr wir wünschen, daß du bald auf eine Verbindung mit einer ehelichen Gehülfin denken möchtest, da sonst deine Wirthschaft nie vorwärts kommen wird; so würde uns doch ein solches Verhältniß, in der Residenzstadt angeknüpft, mit Besorgniß für dich erfüllen; denn deine Wirthschaft würde dabei kaum gedeihen, und du würdest uns vielleicht selbst bald entzogen werden.

Moll (ihm herzlich die Hand drükend). Sey unbesorgt, Simon! Ich habe in der Residenzstadt mein Herz nicht zurükgelassen; aber (stokend und offenherzig) auf dem Heimwege könnte ich es verloren haben.

Simon (mit gespannter Aufmerksamkeit). Wie so, Moll?

Moll. Mein Freund Uz hieß mich in Bergheim bei seiner Mutter zusprechen, und da —

Simon (in freudiger Erwartung). Und da?

Moll. Sah ich Adelheid, Uzens Schwester, und —

Simon (in Freude ausbrechend). Und verlorst dein Herz? Nun, Gottlob, daß es so gekommen ist! Wie wird sich Therese freuen, wenn sie hört, daß Uzens Adelheid dein Herz gewonnen hat!

Moll. Wenn nur auch sie —

Simon. Ei, das wird sie schon! Meine Therese kennt sie schon lange; und ihren Bruder, Franz, auf den der Hof geschrieben ist, kenne ich auch lange schon als einen wakern Jungen, der mit Fleiß und Einsicht seiner Wirthschaft vorsteht. Ei, das muß ich Theresen sagen!

Und in ausgelassener Freude, deren sich Strüf sonst nie überließ, lief er nun zu seiner Theres, der er die Entdekung mittheilte, und die eben so erfreut, wie er, beinahe ihre häusliche Arbeit darüber vergaß, so daß sie eine versalzene Suppe auf den Tisch brachte, und nichts mehr in der gewöhnlichen Ordnung ihr von der Hand gehen wollte.

Als nun der Sontag kam, drükte Therese Moll einen Brief an Adelheid in die Hand, und empfahl ihm, ja zu eilen, und die Freundin bald als ihre Nachbarin heimzuführen. —

Moll ging mit pochendem Herzen seinem Ziele entgegen; doch sein redliches Herz, das im Innersten gediegenes Gold war, erfüllte ihn wieder mit Muth und Vertrauen, und so nahete er Bergheim, und stieg den Brunnenweg zu Uzens Hofe hinan.

Adelheid hatte ihrer Mutter die Stunde zu sagen vergessen, wenn Moll kommen würde. Allein sie selbst vergaß diese Stunde nicht, sondern wartete in der Nähe des Apfelbaumes, bis der Freund ihres Bruders kommen würde. Auch das weiße Band hatte sie an den Apfelbaum zu binden vergessen: sie selbst wollte die Stelle des Bandes vertreten. Als nun Moll in der Ferne sie sah, eilte er in freudiger Erwartung hinzu, — und er betrog sich nicht; er gewann ihre Gegenliebe, und die Mutter gab freudig dazu ihre Einwilligung.

Zwölftes Kapitel.

Simons und Theresens Vorbereitungen zur Hochzeit.

Simon und Therese hatten nun alle Hände voll zu thun, das neue Brautpaar von ihrer Seite auszustatten. Da mußte sogleich alles Nöthige herbeigeschafft werden, was gleich zu Anfang im Hauswesen erforderlich war; denn bei Gschray's

wilder Wirthschaft läßt es sich wohl denken, daß von Allem nichts sich vorfand.

Zugleich wählte Simon von seinen Bienenstöken zwei der schwersten aus, die er Moll zur Aussteuer geben wollte, und Therese gab an Hühnern, was zu geben war, und um die Gabe voll zu machen, schrieb sie mit unermüdlicher Fertigkeit ihre Erfahrungen über die Federviehzucht, und was sie darüber Gutes gelesen hatte, zusammen, so wie Strüf über die Bienenzucht dasselbe that. Die Dachsheimer erfuhren nun auch, was im Werke sey, und da war des Jubelns kein Ende. Jeder wollte sein Scherflein beisteuern, und Moll sah bald sein Haus sich füllen, und konnte sich kaum der vielen Gaben erwehren, die ihm herzlich dargebracht wurden.

Endl. Aber was du uns gewähren mußt, Simon, ist — daß du dein Versprechen hältst, und uns Das mittheilst, was du bei Molls Verheirathung uns mitzutheilen versprochen hast.

Simon. Herzlich gerne! Eilt nur, daß ihr vor der Hochzeit es euch abschreiben laßt.

Endl. Wird bald geschehen seyn! Unser Herr Schullehrer hat es uns mit Mund und Hand versprochen.

Und so war es auch. Noch ehe der Tag der Hochzeit anbrach, waren die Abschriften fertig. Hier folgen beide Abschriften.

Dreizehntes Kapitel.

Von der Federviehzucht.

Da in unserer Nachbarschaft vieles Gewässer sich befindet, so läßt sich mit der Gänsezucht Manches verdienen.

Wenn man aber gute und schöne Gänse bekommen will, und man selbst noch keine besizt, so muß man etliche Zuchtgänse aus solchen Gegenden zu erhalten suchen, wo sie von besonders guter Art und Größe sind, und dann nehme man auf vier bis fünf Gänse einen Gänserich. Es ist gut, den lezten erst im zweiten Winter zur Fortpflanzung zu gebrauchen, oder im ersten ihm nur eine bis zwei Gänse beizugeven, damit er recht auswachse und stark werde. Sowohl der Gänserich, als die Gans, sollen nicht über vier Jahre zur Zucht behalten werden, weil sie später weder zur Befruchtung noch zur Speise mehr gut sind.

Dann gilt auch hier die Regel eben so, wie bei anderm Vieh, nemlich: daß gut genährtes Vieh mehr Nuzen gibt, als schlecht ernährtes. Man muß daher nicht mehr Gänse halten, als man reichlich zu nähren im Stande ist.

Die Fütterung der alten Gänse besteht im Herbst und Winter theils aus gestampftem Kraute, Rüben, Möhren, Kartoffeln, theils aus Spreu ꝛc. mit etwas Kleien oder Schrot vermengt; aus Trebern, Afterkorn und Haber.

Wenn man verlangt, daß sich die Gänse zeitig paaren, und früher, als gewöhnlich, Eier legen sollen, so muß man sie bis gegen Weihnachten fleißig mit grobem Brod, Malz oder Haber füttern; doch bricht man ihnen nachher, wenn es gegen die Legzeit kömmt, etwas Haber ab, weil die Eier sonst zu fett werden.

Je früher man die jungen Gänse im Jahre erhalten kann, desto besser ist es.

Gewöhnlich geschieht die Paarung im Jäner und Februar, und man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Eier, die von der Paarung auf dem Wasser herrühren, in der Bebrütung seltener ausbleiben, und die Jungen besser anschlagen.

Sobald eine Gans legen will, was daran zu erkennen ist, daß sie Stroh und ähnliche Sachen zusammenträgt, und sich darauf sezt, muß man ihr ein Nest zurecht machen, und zwar gleich da, wo sie hernach brüten soll, weil sie an keinem andern Orte, als wo sie gelegt hat, sizen oder brüten will.

Dieses Nest muß an einem Orte angelegt werden, der mäßig warm, und wo die Gans vor Thieren und anderer Beunruhigung durch Geräusch gesichert ist. Das Nest macht man von ein wenig Heu, und es darf kein tiefes Loch seyn, weil sonst die Eier übereinander zu liegen kommen, die schön neben einander Plaz haben müssen.

Das jedesmal frisch gelegte Ei wird weggenommen, und der Gans nur immer das bezeichnete Nestei gelassen.

Wenn man nur beim ersten Ei Acht hat, daß die Gans es dahin legt, wohin man es haben will; so darf man wegen der folgenden sicher seyn.

Die Gänse legen nach ihrem Alter eine ungleiche Zahl Eier. Im ersten Jahre legen sie gewöhnlich 7 — 8, später aber 12 — 15 — 20, auch wohl noch darüber.

Jedesmal nimmt man sogleich das Ei fort, und verwahrt es, bis die Gans ausgelegt hat, an einem vor Kälte gesicherten Orte, wo aber auch im Gegentheile die Wärme nicht hoch steigt, und wo man die Eier neben einander in einer Kiste mit G'sott auf die Spize stellt.

Wenn die Gans ausgelegt hat, so will sie brüten, und man kennt dieses daraus, wenn sie einmal des Nachts auf ihrem Neste sizen bleibt, und es mit Flaumfedern, die sie sich ausrupft, zu füttern anfängt.

Man muß ihr dann die aufgehobenen Eier wieder unterlegen, und in der Regel gibt man jeder Gans ihre eigenen Eier. Man darf aber Einer Gans nie mehr als 12, 13 bis höchstens 15 Eier unterlegen, aber auch nicht weniger als 8.

Wenn aber z. B. die jüngern Gänse nicht so viel gelegt haben, so gibt man ihnen einige von andern zu, und wo viele Gänse gehalten werden, beobachtet man auch wohl, denjenigen Gänsen, die sich am Zeitigsten zum Brüten anschiken, die ältesten Eier der übrigen Gänse unterzulegen.

Die Sizzeit dauert gewöhnlich 4 Wochen, je nachdem die Witterung wärmer oder kälter ist. Da wollen sich die Brutgänse zum Fressen schier keine Zeit nehmen. Man schaut daher sorgfältig nach ihnen, und gibt ihnen täglich zu fressen neben das Nest hin, damit sie nicht von ihren Eiern gehen dürfen, oder man nimmt sie alle Morgen mit Vorsicht vom Neste, und stellt sie zu einem Gefäß mit eingequellter Gerste oder Haber. Dann muß man aber inzwischen die Eier mit den Nestfedern bedeken. Besonders darf es der Brutgans auch an Wasser nicht fehlen, und sie muß immer zu saufen haben.

Am acht und zwanzigsten Tage kann man die Eier untersuchen, ob Junge darin, oder ob sie faul sind.

Man darf nur die Eier in lauwarmes Wasser legen. Diejenigen Eier, welche sich auf der Oberfläche des Wassers nicht bewegen, sind entweder faul oder erkältet, und werden weggenommen, damit sie den auskriechenden Jungen nicht im Wege liegen.

Wenn die Jungen anfangen, auszukriechen, so muß man fleißig Acht haben, und die Schalen gleich aus dem Neste nehmen, wenn die Mutter sie nicht selbst herauswirft.

Wenn sie ausgekrochen, und die etwa vorhandenen todten Eier weggenommen worden sind, hat man weiter gar nichts da-

mit vorzunehmen. Man muß sie ruhig unter der Mutter lassen, bis sie völlig troken und nestreif geworden sind.

Fallen sie nicht zu gleicher Zeit aus, so werden die erstern, sobald sie völlig troken geworden, herausgenommen, und so lange in die warme Stube in ein mit Federn angefülltes Gefäß gesezt, bis die übrigen auch ausgebrochen sind.

In den ersten vier und zwanzig Stunden bekommen die jungen Gänse Nichts zu fressen. Alsdann aber gibt man ihnen in einem Bast-Sieb 8 bis 10 Tage lang hart gesottene und klein gehakte Eier mit jungen Brennnesseln, dann fein geriebene schwarze Brodkrumen und Gerstengries, welches Alles man mit etwas Wasser oder Milch untereinander anfeuchtet.

Bei warmem Sonnenschein werden sie schon am fünften oder sechsten Tage mit den Alten auf die Weide getragen, und das ist nun eine wahre Lust, die Dingerchen schon so emsig auf den grün bekleideten Angern und Rasenplätzen herumzupfen zu sehen!

Nun gibt man ihnen zum Futter mit der Brodkrume etwas fein geschrotete Gerste statt des Grieses, und immer mehr gehakte Brennnesseln und andere den Gänsen dienliche bekannte kleingehakte Kräuter.

Sie fangen nun schon an, sich selbst mit dem jungen Grase zu nähren, und man läßt einige Tage später auch das Brod weg, und gibt ihnen blos feingehakte Kräuter mit Gerstenschrot, für welch lezteres man späterhin auch zum Theil Kleie nimmt, was man ihnen blos des Morgens vorsezt, ehe sie auf die Weide gebracht werden, dann des Abends, wenn sie von derselben zurükkommen. In den ersten 8 — 10 Tagen muß man sie in einem Korbe hinaus und wieder hereintragen, später aber können sie schon selbst auf den Grasplaz gehen; nur muß man sie Anfangs nicht gleich übertreiben, — und sie nicht zu früh hinaus- und zu spät hereinbringen, am Allerwenigsten sie aber der üblen Witterung Preis geben, sondern, wenn solche eintritt, sie schnell nach Hause schaffen.

Nie darf es ihnen an Wasser zum Trinken fehlen!

Wenn sie 2 Wochen alt sind, und ein Teich in der Nähe ist, kann man sie mit den Alten auf's Wasser, und in 4 — 6 Wochen auch schon unter fremde Gänse auf die Weide lassen, weil sie nun schon stark genug sind, Angriffe der alten Gänse zu ertragen.

Bis sie Federn haben, müssen sie noch immerfort des Morgens zeitig, ehe sie ausgetrieben werden, und des Abends einige Zeit nach der Zurükkunft gefüttert, und ihnen bisweilen auch etwas Haber gegeben werden. Besonders aber muß dieses geschehen gegen die Zeit und während derselben, da die grossen Federkiele sich zu bilden anfangen. Diese erfordern einen großen Aufwand von Nahrungsstoff; fehlt es daher den Gänsen um diese Zeit an reichlichem Futter, so erschöpfen sie sich, und man erhält schwächliche verbuttete Gänse, unter welche leicht Krankheiten und Sterben kommen, und die natürlich auch keine gute Zucht haben.

Wenn sie anfangen, das Kreuz mit den Flügeln zu schließen, da bedürfen sie des guten Futters am Meisten.

Da die jungen Gänse in Tümpeln und Pfüzen öfters von den sogenannten Blutigeln mit verschlingen, und diese ihnen nachtheilig sind, so thut man wohl, ihnen wochentlich ein Paar Mal Tabaksasche unter ihr Futter zu mischen, wodurch ihnen diese Würmer unschädlich gemacht werden.

Weil aber die Tabaksasche bei einer großen Zucht nicht ausreichen würde, so kann man ihnen statt derselben einigemal in der Woche etwas Salz und gequetschte Wachholderbeeren (Kranewitbeeren) unter das Futter thun.

Bisweilen bekommen die jungen Gänse eine Menge einer eigenen Art Läuse, die ihnen so zusezen, daß sie sogar daran sterben, wenn man nicht bald hilft.

Das beste Mittel dagegen ist: jeder Gans oben am Halse graue Quekſilber-Salbe, was eine Erbse groß ausmacht, einzureiben, und dieses, wo es noch nicht völlig geholfen hat, nach einigen Tagen nochmal zu wiederholen.

Die graue Quekſilber-Salbe bekommt man in jeder Apotheke.

Man muß sie auch noch vor den Fliegen und Müken verwahren, die sie oft sehr beläſtigen. Dafür hilft es, wenn man ihnen den Kopf bisweilen mit Baum- oder Rübsamen-Oel bestreicht, worunter ein wenig Terpentin-Oel oder Kien-Oel gethan worden.

Bei nasser Witterung, oder wenn sie den Durchfall bekommen, muß man ihnen zu Hause statt des grünen Futters ein troknes geben, wie den Abfall beim Reinigen des Getreides (Spreu, Kraff, Kahr) mit etwas geschroteter Gerste und Kleie oder Haber mit Wasser angefeuchtet.

Sie müssen im Stalle in einem reingehaltenen Troge alle Abende frisches Wasser bekommen; auch stellt man ihnen in einem andern Troge gerne groben Kies oder Lachsam hin, worunter man bisweilen eine oder ein Paar Hand voll Salz thut. Beide Tröge müssen hinter einer Leiter mit engen Sprossen stehen, so daß die Gänse nur den Hals durchsteken, aber nicht sonst zu den Trögen kommen und sie verunreinigen können.

Für ein besonders gutes

Vorbauungsmittel gegen Krankheiten

hält man die sogenannte Bärwurzel (Radix meu). Man nimmt von Zeit zu Zeit deren auf 8 — 12 Gänse ein Loth, stößt sie klein, gießt in einem Topfe $^1/_4$ Maß siedendheißes Wasser darauf, und läßt es einige Stunden zugedekt stehen. Die Brühe wird dann durch ein Tuch gegossen, und unter das Trinkwasser gethan.

In Gegenden, wo Teiche und Seën in der Nähe sind, läßt man die Gänse einen Theil des Tages, meistens des Morgens und gegen Abend, ehe sie nach Hause kommen, auf denselben zubringen, sich baden und von Wassergräsern und Wasser-Kräutern nähren.

Sobald als endlich die Ernte herannahet, und die Gänse auf die Stoppeln gehen können, so erhalten sie zu Hause kein Futter mehr, bis gegen Michaeli hin. Man muß aber dabei im Anfange vorsichtig seyn, daß sie sich in dem jungen Getreide nicht überfressen, und damit sie nicht mit zu großer Begierde darauf fallen, ihnen Morgens und Abends schon einige Zeit vorher ein wenig alten Haber oder Gerste geben, auch ihnen bei anfangender Stoppel-Trift Salz unter den Kies thun. —

Gegen Michaeli hin, wo das Futter auf den Stoppeln schon wieder sparsam wird, muß man ihnen wieder Morgens und Abends zu Hause Futter geben, z. B. Blätter von weißem Kraut, Kohl, weiße und gelbe Rüben, alles klein gestampft und mit Kleie vermengt.

Viele Hausmütter haben die Gewohnheit, die jungen Gänse erst einmal zu raufen, ehe sie dieselben verkaufen oder mästen, um ein Paar Federn zu erhalten; allein diese Methode ist mehr zum Schaden als Nuzen, weil die jungen Gänse dadurch in ihrem Wachsthume zurükgesezt und mager werden, und die Paar Groschen, welche die wenigen ausgerauften Federn werth sind,

gehen fast zehnfach an der Güte der Gänse verloren; denn die jungen, wieder hervorwachsenden Federn rauben den Thieren viele Nahrung, sie fressen alsdann viel stärker, und man muß lange warten, ehe sie völlig wieder befiedert sind, und gut zunehmen.

Dafür können die Zuchtgänse dreimal im Jahre gerauft werden.

Die beste Zeit hiezu ist das Erstemal ungefähr in der ersten Hälfte des April-Monats; das Zweitemal im Monat Juli, und zum Drittenmal gegen Michaeli hin.

Beim Ersten- und Drittenmal hat man jedoch darauf zu sehen, daß die von Federn zu entblössende Gans derselben nicht in gar kalter Witterung beraubt werde, weil ihnen dieses sonst einigen Nachtheil verursacht, und nicht nur den neuen Wuchs der Federn verhindert, sondern die Gänse auch dadurch im Eier-Legen auf's kommende Jahr in etwas zurükgesezt werden.

Die Hälse der Gänse werden niemals von Federn entblößt, auch selbst die schmalen Federn unter den Flügeln soll man den Gänsen nicht nehmen, weil sie sonst die Flügel herab hängen lassen, welches ihnen nicht nur zu vieler Beschwerde gereicht, sondern sie auch sehr abmattet, da sie jeden Augenblik genöthigt werden, die Flügel in die Höhe zu heben.

Diesen kleinen Vortheil vergessen oder wissen viele Hausmütter nicht, sondern sie entblössen ihre Gänse gar öfters so stark von gedachten Federn, daß sie die Flügel ganz auf der Erde schleppen müssen.

Daß man übrigens die sogenannten Pflaumfedern besonders aufheben und nicht unter die andern ungeschlossenen mischen müsse, weil das Herausuchen derselben doppelte Mühe verursacht, ist eine bekannte Sache.

Will man die Gänse mästen, so fragt sich: ob man dieselben, so zu sagen, nur halb fett, und auf diese Art für sich zur Speise gebrauchen will, oder ob man seine Absicht mehr auf vieles Fett gerichtet hat, wo sie alsdann natürlicher Weise entweder einige Zeit länger mit nahrhaftem Futter gefüttert, oder aber mit hiezu gefertigten Nudeln gestopft werden müssen.

Will man also die Gänse nicht außerordentlich fett machen, so kann dieses auf eine leichte und wohlfeile Art folgendermassen geschehen:

Die zur Mast bestimmten Gänse werden entweder in besonders hiezu verfertigten Steigen gesezt, oder auch in einen Stall zusammen eingesperrt.

Die Steigen (Gänsekoven) bestehen in einem länglichen Verschlage aus starken Brettern von der Höhe und Tiefe, daß eine Gans, aufrecht stehend, eben darin Plaz hat; er ist durch Scheidewände in Abtheilungen getheilt, so breit, daß eine Gans zwar darin Raum hat, sich aber nicht umwenden kann. Die hintere Wand bleibt gewöhnlich offen, da diese Behältnisse in der Regel, in einiger Höhe über der Erde, an der Wand einer Wagenschupfe oder an einem ähnlichen zwar luftigen doch geschüzten Orte angebracht werden.

In der vordern Wand sind in der Mitte jeder einzelnen Kammer Einschnitte gemacht, so breit, daß die Gänse bequem Kopf und Hals hindurch steken können, und so tief, daß sie bis an den davor befestigten Trog reichen.

Oben ist der Koven (die Steige) bedekt mit einem flachen dachförmig aufliegenden Dekel, der in Klammern geht, und verschlossen werden kann.

Der Boden, auf welchem die Gänse stehen, schließt den Behälter nicht ganz, sondern — läßt ihn eine kleine Spanne lang nach der Wand zu offen, so daß der Unrath hindurchfallen kann, und der Behälter reinlich und troken bleibt, ohne jedoch die Gans herausfallen zu lassen.

Da, wenn man viele Gänse zu mästen hat, man nicht genug Bretter und Steigen auftreiben könnte, und die Gänse die Bauchfedern gewaltig sich abreiben, und bei aller Sorgfalt schmuzig werden; so mästen auch Viele ihre Gänse in einem Stalle, den man öfters reinigt und mit frischem Stroh ausstreut, damit die Gänse immer reinlich und troken sizen. Sie bekommen alsdann Tröge, welche auf einer niedern Unterlage stehen, und vor sie hin kömmt eine, mit dichten Sprossen versehene Leiter, wodurch sie die Hälse in den Trog steken können. Bei einer großen Anzahl Gänse sezt man auch zwei Tröge in die Mitte des Stalles, so daß ein Gang zwischen beiden bleibt, um das Futter einschütten zu können.

Die Tröge müssen lang seyn, damit alle Gänse auf Einmal und mitsammen hinzukommen können. Anfänglich werden die Gänse ungefähr ein Paar Wochen mit klargestampften Möhren und genugsamem Wasser in Trögen oder sonstigen kleinen schik-

lichen Gefässen, (worein öfters frischer grauer Sand gethan wird), versehen. Von den Möhren sezen sie nicht nur mehr Fleisch, sondern auch Fett an, und das Fleisch bekommt hievon zugleich auch einen nicht unangenehmen Geschmak; nur muß man sie nicht am Ende der Mastungszeit mit Möhren füttern, weil ihr Fleisch zu sehr nach Möhren schmekt.

Wenn man aber nicht genugsam Möhren hat, kann man sie anfänglich noch mit allerlei Kraut und Wurzelwerk füttern, z. B. mit den Abgängen von den Krautköpfen und den kleinen lokern Köpfen selbst; kleinen Kohlrabi unter der Erde, kleinen Erdäpfeln u. s. w.

Alles Dieses muß reinlich gewaschen, mit einem Stampfeisen ganz fein gestampft, dann mit Klee oder etwas Gerstenschrot gemengt, auch wohl mit etwas Salz in den Trog kommen.

Ein sehr gutes Futter ist auch, wenn man die Erdäpfel mit wenigem Wasser siedet, so daß sie recht mehlig werden, sie dann zerdrükt, und mit rohen klein gestampften Mohrrüben und Kleie oder Schrot vermengt.

Diese Vormastung fängt man Ende Septembers an, und Viele lassen dabei die ersten Paar Wochen die Gänse noch uneingesperrt herumgehen.

Aber nach 14 Tagen müssen sie eingesperrt, und nun ganz anders gefüttert werden.

Die Gänse bekommen nun keine Möhren mehr, sondern Gerstenschrot, welches man aber jedesmal ein wenig anfeuchten muß, damit sie dieses Futter theils besser fressen, theils auch nicht so leicht aus ihren Trögen heraus werfen und verderben können.

Das beste Mastfutter unter allen ist aber der Mais (Türkenkorn, Welschkorn). Man gibt ihn geschroten. Auch geht die Mastung ganz vorzüglich von Statten, und gibt ein wohlschmekendes Fleisch, wenn man statt der rohen Gerste Gerstenmalz anwendet, besonders Luftmalz. Man muß aber davon wenigstens $^1/_5$ am Maß mehr nehmen, da die Gerste beim Malzen um so viel am Umfange zunimmt. Auch ist es gut, durch Reiben und Schwingen vorher die Keime vom Malz abzusondern.

Es ist auch nicht undienlich, um die Gänse stets bei guter Freßlust zu erhalten, mit dem Mastfutter zu wechseln, und von einem zu demjenigen überzugehen, das sie lieber fressen: z. B.

mit Haber anzufangen und mit Gerste fortzufahren; oder mit Gerste zu beginnen, und mit Malz und Welschkorn zu schließen.

Die Fütterung geschieht regelmäßig des Tages fünfmal: des Morgens früh; vor und nach Tisch; Abends und gegen die Nacht. — Womit auch gefüttert wird, so muß man ihnen immer nur so viel auf Einmal geben, daß sie zwar satt werden, aber auch rein ausfressen. Nie darf ihnen ein frisches Futter gegeben werden, ehe das vorige ganz verzehrt ist, sonst verekeln sie sich das Essen, und hungern sich wieder ab.

Ueberhaupt muß bei der Fütterung Regelmäßigkeit und die größte Reinlichkeit herrschen, auch müssen die Futtertröge bisweilen ganz gereinigt und mit etwas Asche und heißem Wasser ausgepuzt werden, damit sie nicht vom alten angesezten Futter einen übeln Geruch annehmen.

Mit Wasser und Sand müssen die Gänse stets versehen seyn, und man soll ihnen Morgens und Abends frisches geben.

Ist diese Fütterungsart abermal 14 Tage lang fortgesezt worden, so werden sie bereits schön fett und zur Speise sehr gut seyn.

Zum bessern Zunehmen und zu größeren Lebern trägt auch dieses viel bei, wenn man ihnen während der Mastzeit dann und wann ein klein wenig Spiesglas (Antimonium) unter das Schrot-Futter mischt.

Will man die Gänse noch fetter, und recht wohlschmekend machen, so mische man unter das Gerstenschrot ungefähr die Hälfte Hirsenkörner (Brein).

Man verliert dabei nichts, weil Hirse weit schwerer ist, als Gerste. —

Auch macht man an vielen Orten die Gänse mit Nudeln fett. Dergleichen Nudeln werden von einer solchen Größe verfertigt, daß man dieselben, nachdem sie getroknet worden, den Gänsen bequem in den Hals steken, und diese solche gut verschlingen können.

Man läßt nemlich Gerste (rohe oder gemälzte oder beide vermischt), Weizen oder Welschkorn ganz zu Mehl mahlen, thut dazu etwas Salz, und macht daraus mit Milch, Bierwürze oder auch blossem Wasser einen ganz steifen und festen Teig, der zu fingerdiken Nudeln ausgerollt wird. Diese werden in der Länge eines kleinen Fingers geschnitten, die scharfen Eken an den beiden Enden werden durch Rollen zugerundet, und dann

werden sie auf durchlöcherten Brettern in einen Bakofen geschoben, nachdem das Brod herausgenommen ist, um auszutroknen.

Man gibt diese Nudeln gewöhnlich drei bis vier Mal täglich, anfänglich 5 oder 6 Stük auf Einmal angefeuchtet, alsdann aber jedesmal ein Paar mehr, zulezt aber, wenn die Gänse schon ziemlich fett sind, bedürfen sie auch wiederum nicht so viele Nudeln, weil sie sonst leicht überstopft, oder zu todt gestopft werden können. Der Kropf muß ganz leer seyn, ehe sie ein neues Futter bekommen, und hienach hat man sich in der Anzahl der jedesmal einzustopfenden Nudeln zu richten.

Die lezte Portion Nudeln gibt man ihnen gewöhnlich jedesmal vor Schlafengehen, damit sie des Nachts etwas zur Verdauung haben mögen, und des Morgens wird ebenfalls sehr zeitig mit Nudeln angefangen.

Wenn das Nudeln in gehöriger Ordnung geschieht, die Gänse auch stets genugsames Wasser und Sand haben, so können sie in 14 Tagen sehr fett seyn.

Vom Schlachten der Gänse.

Wenn die Gänse fett genug sind, und man sie nun schlachten will, so gibt man ihnen vorher, auf die Nacht, zum Leztenmale noch ein recht gutes und reichliches Futter.

Am frühen Morgen werden sie in einen Teich oder Bach geführt, um sich zu baden, damit die Federn recht rein werden.

Hat man aber keinen Teich und keinen Bach, so muß man sie einzeln in einer großen Wanne oder Bottich sich baden lassen.

Wenn sie rein sind, bringt man sie in einen frisch aufgestreuten Stall, wo sie ohne Futter den übrigen Theil des Tages und die Nacht hindurch bleiben, damit sie sich ausleeren und wieder ganz troken werden. Mit dem frühesten Morgen beginnt dann das Schlachten.

Das Schlachten wird von einem Manne verrichtet. Die Gans unter den linken Arm nehmend und damit fest haltend, faßt er mit der linken Hand den Schnabel und beugt den Kopf nieder, rupft dann im Genik die kurzen Federn aus, und tödtet die Gans durch einen Stich in's Genik zwischen der Hirnschale und dem ersten Halsgelenk, vermittelst eines spizigen, scharfen und dabei diken Messers.

Die Wunde muß gleich auf einen Stich tödlich und groß genug seyn, daß das Blut gut auslaufen kann; denn das vollständige Ausbluten ist eine Hauptsache, auf die beim Schlachten zu sehen ist.

Nachdem der Stich geschehen, wird der Kopf über einen breiten Topf gehalten, worin sich auf 12 Gänse $^1/_2$ bis $^3/_4$ Maß Weinessig befindet. In diesen läßt der Schlächter das Blut hinein laufen, während eine zweite Person immerfort die Flüssigkeit im Topfe umrührt.

Wenn die Gans völlig ausgeblutet hat, legt man sie auf den Fußboden, so daß sie mit dem Rüken auf Hals und Kopf zu liegen kommt, damit sie völlig sterbe.

Auf diese Weise fahren Schlächter und Blut-Auffänger mit der Arbeit fort.

Sobald die Gans todt ist, muß sie gepflükt (gerupft) werden, ehe sie erkaltet, weil sonst die Federn sehr fest halten.

Es sind drei Personen dazu erforderlich, die einander in die Hand arbeiten, wenn nemlich viele Schlachtgänse vorhanden sind, und die Rupfarbeit mit der Schlachtarbeit gehörig Schritt halten soll.

Die erste Person zieht die Schwungfedern und die andern großen Flügel- und Schweif-Federn aus; die zweite rupft die übrigen Federn, bis auf die Flaumfedern, die hierauf von der dritten ausgerupft werden. Man muß dabei vorsichtig seyn, daß die Haut nicht eingerissen wird.

Die Federn müssen nach dem Rupfen, loker in große Säke oder Bettüberzüge gebunden, einige Tage in einem geheizten Zimmer in der Nähe des Ofens hängen, und während dieser Zeit einigemal durchgeschüttelt und aufgelokert werden, damit sie nicht zusammenklümpen und einen üblen Geruch annehmen. Sodann werden sie an einem luftigen Orte aufbewahrt, bis man sie schleißen läßt.

Wenn nun die Gänse rein gerupft sind, werden sie gebrüht, d. h., eine kleine Weile in scharf heißes, aber ja nicht siedendes Wasser gehalten; hierauf gestoppelt, d. h., mit einem spizigen Messer sorgfältig von den im Fleisch sizenden Federstümpfen befreit, wobei man Acht zu haben hat, daß sie beim Ausziehen weder abgerissen, noch die Haut verlezt werde.

Nett und rein muß die Gans seyn.

Auf das Stoppeln folgt das Sengen, wozu auf einem gepflasterten Fußboden ein kleines Feuer von Stroh unterhalten wird, in welches man die am Schnabel und einem Fuß gefaßte Gans unter hurtigem Umwenden so lange hält, bis alle kleine Härchen abgesengt sind. Hierauf werden sie gewaschen, indem man sie mittelst eines großen Leintuches mit Weizenkleie und warmem Wasser gut abreibt, und dann mit warmem Wasser vollends abwäscht, bis sie recht rein und weiß sind.

Während die Gänse von den vorigen Arbeiten noch etwas warm sind, werden vor der weitern Behandlung einige kleine vorläufige Arbeiten damit vorgenommen, die nach dem Erkalten nicht mehr so gut von Statten gehen. Zuerst macht man unter dem Schnabel an beiden Seiten einen Einschnitt eines kleinen Fingers lang, zieht die Zunge heraus und löset sie ab. Sodann wird am Schnabel der Halsdarm abgeschnitten, unten am Halse, 2 Finger breit über der Brust, die Halshaut gefaßt und ein Querschnitt hinein gemacht, zu welchem man den Halsdarm aus dem Halse herauszieht, am Ende desselben einen Knoten schürzt, und ihn dann über die Brust herabhängen läßt. Hierauf wird die Gurgel am Schnabel abgelöst, zuerst aus dem Halse und dann durch den erwähnten Schnitt vollends aus dem Leibe gezogen. Nun bindet man die Gänse paarweise an den Köpfen mit dünnen Strohseilen zusammen, und hängt sie so an einem kühlen, luftigen und troknen Orte über Stangen auf, wo sie 48 Stunden bleiben, damit sie recht auskälten und die Eingeweide mit dem Fett sich gut nach unten senken.

Von der Zurichtung der Gänse und der einzelnen Theile davon.

Das Erste, was mit den Gänsen weiter zu thun ist, besteht im Ausnehmen derselben.

Zuerst werden der Hals und die Flügel, nahe am Rumpfe, abgehakt und die Füsse am Gelenk abgeschnitten. Dann macht man, indem man die Gans auf den Rüken legt, in das Bauchfell von der Mitte des Brustknochens ab, bis einen Daumen breit von der Oeffnung des Steisses, einen Längenschnitt mit der Vorsicht, die Messerspize nicht zu tief zu führen, damit man nicht in die Gedärme hineinschneide. — Durch diesen Schnitt auf beiden Seiten die Hand hineinführend wird nun zuerst die oben auf liegende Flume (Blume, Wamme, Liese) behutsam

abgelöst und herausgenommen; dann der Magen aufgesucht, der daran befindliche Halsdarm in den Rumpf hineingezogen, hierauf der Magen mit dem übrigen Eingeweide aus dem Rumpf herausgebracht, und der Mastdarm mit Vorsicht, daß kein Unrath in die Gans komme, abgeschnitten. Zulezt wird noch das Herz herausgenommen und nun die Gans einstweilen auf die Seite gelegt, bis die übrigen eben so weit gebracht sind, und es an's Zerlegen geht.

Es ist daher nothwendig, daß mehrere Personen sich immerfort in die Hand arbeiten, und irdene Schalen oder hölzerne Wannen müssen in hinlänglicher Zahl bereit stehen, um die verschiedenen Theile der Gans von einander absondern zu können.

Nun geht's an's Zerlegen der Eingeweide. Vor Allem wird die Leber abgenommen, und von dieser behutsam die Galle abgeschnitten; dann faßt man das Ende des Darms und löset alles daran sizende Fett (das Scheidefett) rein davon ab; von dem Magen wird der Halsdarm abgeschnitten, worauf man die weitere Reinigung und das Abziehen der innern Haut damit vornimmt, und ihn dann einwässert; die Gedärme werden mit einem kleinen scharfen Messer, auf dessen Spize eine Erbse gestekt worden, aufgeschlizt, der Inhalt mit einem stumpfen Messer herausgeschabt, die Därme nach mehrmaligem Waschen mit lauwarmem Wasser gut mit Salz abgerieben, wiederum mehrmals in warmem Wasser gespült, und zulezt in kaltem Wasser ausgewässert; die vorhin abgeschnittenen Füße werden gebrüht und nach abgezogener Haut und abgeschnittenen Nägeln eingewässert. Auch die Flume und das Scheidefett wässert man ein.

Von den sogenannten geräucherten Pommerschen Gänsen.

Eine recht fette und gehörig gelb geräucherte Gans wird unter die Delikatessen gerechnet, und es ist der Mühe wohl werth, daß die Hausmütter auf dem Lande dergleichen Gänse zubereiten lernen.

Man hat zwar in manchen Wirthschaften das Räuchern der Gänse schon eingeführt, aber mit wesentlichen Fehlern. Die wahre Art, Gänse zu räuchern, ist diese:

Es werden unter allen jungen Gänsen die Ganserte und zwar die fettesten gewählt. Sie werden, wie ich vorher gesagt habe, rein gepuzt und ihnen über einem kleinen Strohfeuer die

zarthaarigen Posen abgesengt. Hierauf müssen alle diese Gänse mit warmem Wasser abgewaschen und selbigen Hals und Flügel kurz am Leibe abgeschnitten werden. Dann wird eine Gans nach der andern recht akkurat in der Mitte gespalten, Herz, Lunge, Magen und Leber, auch Kaldaunen, nebst dem Fette oder Schmeere herausgenommen. Denn diese, so wie der Hals, die Flügel und die Füsse werden nicht geräuchert. Die gespaltenen Gänse aber werden, wohlgemerkt, stark mit Salz berieben, und in einem reinlichen Faß sehr dicht an einander geschichtet und zugedekt, in welchem Zustande sie drei Tage stehen bleiben. Unter dieser Zeit wird das meiste Salz geschmolzen seyn, und jede Gans, so viel als nöthig, davon in sich eingesogen haben.

Nun müssen sämmtliche Gänse so naß, und noch voll Salz hängend, herausgenommen, und an ihre Kniee Bindfäden mit Schleifen angebunden werden, damit selbe auf langen hölzernen Spießen aufgehängt werden können.

Wenn die Bindfäden so angebunden sind, werden die vom Salzwasser noch ganz nassen Gänse allesammt über und über mit trokener Weizenkleie bestreut und in der Kleie sehr herumgewälzt, daß man von ihrem Spek und Fleisch nichts mehr sehen kann.

Hierauf werden sie an den Bindfadenschleifen auf die hölzernen Spieße gerichtet, aber so, daß keine die andere berühre, sondern allezeit eines Fingers breit Plaz dazwischen bleibt. Ist Alles so richtig geschehen, so hängt man sie in den Rauchfang.

Wie lange sie denn da hängen müssen, das richtet sich nach der Stärke des Rauches, und man muß sich nach den verschiedenen Ortsverhältnissen an seine eigene Erfahrung halten.

Aber die Meisten überschreiten im Räuchern das nöthige Ziel, weil sie glauben, daß die Gänse, die lange im Rauche hängen, länger dauern sollen. Allein durch zu langes Räuchern verliert das Fleisch an Zartheit und Saft, und dadurch ganz ungemein am Wohlgeschmake.

Weit besser ist's, wenn sie weniger geräuchert, und sodann in eine luftige Kammer gehangen werden, wo sie vollends austroknen.

Bei starkem Rauch rechnet man 8 Tage, die sie im Rauchfange zu hängen haben; bei schwächerm Rauche aber, oder wenn sie in eine Räucherkammer gehangen werden, 12 — 14 Tage.

Man unterhält gewöhnlich in einer Eke des Feuerheerdes ein eigenes kleines Rauchfeuer aus kleinen Spänen, die man nie in Flammen ausbrechen, sondern nur schwelen läßt, und in das man von Zeit zu Zeit etwas grünes Wachholder-Reisig, oder etwas Wachholder-Beeren, auch wohl nur eine Handvoll Tannenzapfen thut, wovon die geräucherten Sachen einen angenehmen Geschmak erhalten.

Wenn das Räuchern frei im Schornsteine geschieht, muß nothwendig darauf gesehen werden, die Sachen hoch genug (20 Schuh wenigstens) aufzuhängen, damit nur der Rauch, aber nicht die Hize des Heerdfeuers, auf sie wirken könne.

In der Regel nach acht Tagen werden die Gänse aus dem Rauche genommen, und auf dem Boden hoch am Balken nicht enge, in die Luft gehangen, nachher abgenommen und mit einem Leinenlappen die Kleien abgerieben.

Dann werden die Gänse äußerlich so gelb, wie ein Spilling, im Spek so weiß als Schnee, im Magen aber so roth wie eine Rose aussehen, und sich Jahr und Tag saftig und wohlgeschmak erhalten lassen.

Dieses ist nun auf dem Lande ein vortrefflich diensam Ding, indem die Gänse dann gleich so roh mit Appetit genossen werden können. —

Von der Entenzucht.

Die Enten verdienen nicht weniger die Aufmerksamkeit der Landwirthinnen, weil diese Art Thiere geschwind in die Höhe wachsen, und von härterer Natur, als die Gänse sind.

Wo es aber gänzlich an Wasser mangelt, da ist es nicht wohlgethan, die Entenzucht stark zu betreiben, weil diese äußerst gefräßigen Thiere sonst zu viel Futter im Hause kosten.

Ein Enterich, sowie eine Ente, taugt 3 bis 4 Jahre zur Zucht. Aelter läßt man sie nicht gern werden, weil sie alsdann nicht nur weniger legen, sondern auch zur Speise nicht mehr so gut sind.

Auf 8 bis 10 Enten rechnet man am gewissesten einen Enterich. Ungefähr in der ersten Hälfte des Mai fangen die Enten an zu legen. Da die Enten ihre Eier gerne überall hinlegen und fallen lassen, so dürfen sie des Morgens nicht eher aus dem Stalle gelassen werden, bis sie sämmtlich befühlt worden sind, worauf dann diejenigen, welche Eier haben, so lange

eingesperrt bleiben, bis sie gelegt haben. Man läßt auch diesen Thieren nicht mehr als Ein Nestei, und hebt die frisch gelegten täglich an einem kühlen Orte bis zum Ansezen auf.

Einer Ente legt man nicht mehr als höchstens 15 Eier unter. Und da die Enten keine guten Brütmütter sind, sondern öfters von den Eiern gehen, so geht man sicherer, die Enten entweder durch ordentliche Haushühner, oder aber durch Truthühner ausbrüten zu lassen. Leztere taugen hiezu vorzüglich gut. Denn nicht genug, daß man diesen großen Hühnern doppelt so viel Eier auf einmal unterlegen kann, so kann man auch die Truten sogar zweimal hintereinander Enten ausbrüten lassen, weil diese Hühner einen ganz besondern Trieb zum Brüten haben, und es nicht leicht überdrüssig werden.

Nach 28 Tagen sind die Jungen ausgebrütet, werden ebenfalls etliche Tage nach der Geburt mit hart gesottenen und klar gehakten Eiern gefüttert, worunter theils Brodkrume klar gemacht, theils etwas Schrot gemischt und ein wenig angefeuchtet wird.

Nach Verlauf etlicher Tage, wenn sie einmal auf das Wasser gehen können, wird ihnen nur noch Morgens und Abends ein Futter aus angefeuchteten Kleien oder Trebern gegeben, und mitunter klargeschnittener Kohl, Salat und dergleichen, mit etwas Schrot oder Mehl vermischt. Je reichlicher das Futter ist, desto geschwinder wachsen sie heran.

Das Mästen der Enten kann mit verschiedenem schlechten Getreidschrot, welches ihnen unter ihr Futter gemengt wird, geschehen.

Die Alten erhalten im Winter eben so wie die Zuchtgänse allerlei Abgänge von Kohl, Rüben und dergleichen mehr. Dabei müssen sie aber täglich ein Paar Mal mit Wasser gewaschen werden, im Fall, daß sie keine Gelegenheit haben, auf's Wasser zu gehen, weil sie sonst leicht krank werden und krepiren.

Von der Haushühnerzucht.

Von der Haushühnerzucht will ich nicht viel sagen. Die verstehen die Weiber überall. Nur lassen sie die Hahnen und Hühner gerne zu alt werden. Ein Hahn darf nie über zwei Jahre alt seyn, wenn er noch gut seyn soll, und eine Henne taugt nach dem vierten Jahre nicht mehr zur Zucht.

Auf 15 — 16 Hühner rechnet man einen Hahn. Die Hühner brauchen nur 3 Wochen zum Ausbrüten der Eier, und man legt Einem ungefähr 12 bis höchstens 16 Eier unter.

Die jungen Hühner, welche in den ersten 24 Stunden nichts zu fressen erhalten, bekommen sodann die ersten zwei Wochen gestampfte Hirse, auch Buchweizen, Brodkrümchen oder auch frischen weissen Käs, noch besser aber aus Hirse, Buchweizen und Erbsen abwechselnd steifen Brei — kalt statt der Körner.

Will man sie vor dem Pips verwahren, so gibt man ihnen später manchmal etwas gekochtes und kalt gewordenes Sauerkraut mit unter.

Die Hühner so fruchtbar zu machen, daß sie auch im Winter viele und große Eier legen.

Man nimmt Leinhülsen, worin kein Same mehr ist, dörrt sie in einem mäßig warmen Ofen, zerstößt und kocht sie ziemlich stark im Wasser, nimmt dann eben so viel Oelkuchen, eben so viel Weizenkleie, und eben so viel Eichelmehl, rührt alles dieses untereinander und nur ein wenig reifen Brennnessel, Samen (wenn man welchen hat) darunter. Diese Masse wird zu einem Teig geknetet und zu kleinen Nudeln oder Pillen, wie Erbsen oder Bohnen geformt, und auf diese Art den Hühnern gefüttert.

Sie legen von dieser Fütterung eben so gut im Winter als im Sommer Eier, die bis vier und ein halb Loth wiegen, und meistens doppelte Dotter haben.

Zu wissen, ob ein Ei frisch sey.

Die frischen Eier sinken im Wasser unter, die alten und faulen aber schwimmen oben.

Die von den Hühnern verlegten Eier zu finden.

Man reibt der Henne, welche zu verlegen pflegt, des Morgens oder zu der Zeit, da man das Ei in ihr fühlet, Salz an den Legedarm. Sobald dieses geschehen ist, läuft die Henne in großer Geschwindigkeit nach ihrem heimlichen Neste, um das Ei zu legen. Man darf ihr alsdann nur nachgehen, so wird man die Eier bald finden.

Den Hühnern das Eifressen abzugewöhnen.

Man läßt aus einem Ei das Weiße herauslaufen, so, daß der Dotter darin bleibt. Zu diesem Dotter gießt man statt des Weißen flüssig gemachten Gips, damit das Ei hart und dik

ausgefüllt werde; wenn man nun ein oder mehr solche Eier an denjenigen Ort legt, wo vorher die guten Eier ausgeleert worden, wird die Henne ihre böse Gewohnheit endlich ablegen.

Oder: Naschhaften nach ihren eigenen Eiern lüsternen Hühnern kann man am Besten diese Unart abgewöhnen, wenn man ihnen während des Eierlegens eng anschliessende, die Augen bedekende Häubchen von beliebigem Schnitt und Form, oder auch modische, das Gesichtchen verhüllende Strohhütchen auffezt, damit sie das gelegte Ei nicht sehen. Dieß Mittel, das ein zärtlicher Ehegemahl aus Liebe für seine Frau ersann, die dergleichen naschhafte Hühner sehr oft ärgerten, soll probat seyn.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Bienenzucht.

Unendlich freut es mich, lieber Freund, daß Du so heißes Verlangen nach einem Bienenstoke hast, und ich mache dir hier mit ein Paar gesunden volkreichen Stöken, so wie mit einem aufrichtigen Unterrichte, wie du sie und ihre zu hoffenden Jungen zu behandeln hast, ein freundschaftliches Geschenk.

Wer nur erst Einen Stok hat, wer nur seine Bienen gehörig zu behandeln weiß — der bekommt in kurzer Zeit einen ganzen Stand voll!

Man darf annehmen, daß jeder Stok sich jährlich durch seine Brut verdopple. (Er kann sich auch verdreifachen ꝛc.)

Ich seze nun den Fall der Verdopplung bei diesen zwei Stöken, so bekommst du

im ersten Jahre vier Stöke,
im zweiten Jahre acht Stöke,
im dritten Jahre sechzehn Stöke,
im vierten Jahre zwei und dreißig Stöke,
im fünften Jahre vier und sechzig Stöke.

Allein das ist keineswegs eine praktische sichere Rechnung, sondern nur ein Beispiel über die ausserordentliche Vermehrung des Bienenvolkes.

Wo Bienen um die Wohnung sind, da lebt man noch einmal so lustig! Bäume und Fluren sind lebendig durch das Volk der fleissigen Honigsammler, die mit ihrem gelben Höschen auf dem Kelche einer jeden Blume herumsummen.

Manchmal trifft man mehrere Dörfer weit — keine Bienen an. Manchmal hat wieder ein Bauer sein ganzes Haus damit umstellt. Die Ursache liegt nicht an den Bienen, sondern an dem Menschen.

Wer nur Einmal ein Paar Stöke hat, der kömmt nicht mehr so leicht darum. Denn es ist nicht so schwer damit umzugehen, wie man denkt. Die Bienen wirthschaften und helfen sich schon selbst, wenn man ihnen nur einen guten Unterstand gönnen will.

Freilich verursacht schlechte Witterung manchmal ein Mißjahr in der Bienenzucht; allein dieser Fall tritt ja bei Getreid-Äkern auch oft ein.

Dagegen kann sich aber ein recht guter Bienenstok in einem guten Bienenjahre auch auf 20 fl. verinteressiren. Ich will aber Stok für Stok im Durchschnitt auf 8 fl. anschlagen, und so viel muß er tragen. Welch ein Nuzen — wenn ich nur dreißig Stöke habe; und so viel könnte jeder Bauer haben. Ich löse aus Wachs und Honig fast alle Jahre etliche hundert Gulden.

Nur Unwissenheit in der Behandlung ist Schuld, daß es bei Anfängern in der Bienenzucht nicht allemal recht vorwärts will.

Wer aber nur mit Geduld Lernbegierde verbindet, der wird bald Geselle und Meister!

Jedermann wird es in der Bienenzucht vorwärts bringen, der nur folgenden kurzen Unterricht benüzt:

I.

Von dem Bienenstande.

Man gebe erstens dem Stande eine sonnenreiche Lage; denn die Sonnenwärme ist den Bienen sowohl zu ihrer Arbeit, als auch zur Pflege ihrer Brut zuträglich. Nur habe man dabei Acht, daß nicht die brennende Mittagshize in gerader Richtung auf die Stöke falle; denn diese ermüdet die Bienen, schmilzt den Wachsbau und hat oft noch andere böse Folgen.

Wer über jede Sache nachdenkt, der wird bei zu großer Mittagshize einem Bienenstande etwas Schatten zu geben wissen. Kann man aber seinem Stande eine beliebige Richtung geben, so sorge man dafür, daß er so gestellt werde, daß er nur

bis 1 Uhr Nachmittags, dagegen aber schon Morgens 9 Uhr Sonnenschein habe, und die heiße Mittagssonne nur in schiefer Richtung auf die Stöke falle.

Zweitens gebe man seinem Stande eine windstille Lage, wo nämlich keine Zugluft ist, damit nicht die Sturmwinde von nebenstehenden Gebäuden heftig zurükprellen, die Bienen untereinander jagen, und zur Erde werfen können. Daher gedeihen die Bienen in Waldungen so vortrefflich, weil sie da eine warme windstille Lage genießen, und gegen die kalten Nord- und Ostwinde, welche die Bienen im Frühjahre oft zu Hunderten hinstreken, gesichert sind.

Man lasse sich daher den tauglichsten Plaz im Garten, und wenn es auch gerade das schönste Pläzchen mitten im Blumen- oder Gemüs-Beete wäre, nicht reuen, und wer überflüssigen Plaz hat, der pflanze zwekmäßig ein kleines Tannengebüsch um die Seiten des Standes.

Drittens gebe man dem Bienenstande eine trokne Lage. Nichts können die Bienen weniger vertragen als Nässe und Feuchtigkeit! diese schaden ihnen mehr, als die größte Winterkälte. Wo sich daher aus naßkalten Mauern und feuchten Ställen die Feuchtigkeit in die Bienenstöke ziehen kann, oder wo Regen von oben auf sie eindringt, oder wo der heftige Schlagregen bei Gewittern ihnen zu kann, da hoffe man nur nicht auf gutes Gedeihen. Es giebt auch Stellen, die im Sommer troken, aber im Herbste und Frühjahre feucht sind. In diesem Falle sehe man wohl nach und sey vorsichtig. Man stelle, wenn es Noth thut, die Stöke dann den Winter über und im Frühjahre nach hinten einen Zoll höher, damit die innerhalb des Stokes von den Bienen selbst erzeugte Feuchtigkeit gehörig ablaufen könne.

Viertens darf der Stand von keinen hohen Bäumen oder Gebäuden umgeben seyn, denn diese erschweren den Aus- und Einflug der Bienen. Was sonst den Bienen vortheilhaft ist, z. B. rieselnde Bäche oder Quellen, blumenreiche Wiesen ꝛc. oder was ihnen nachtheilig ist, z. B. reissende Ströme, Honigsiedereien, Baköfen ꝛc., das lasse ich unberührt, weil solche Rükfichten oft nicht in unsrer Willkühr stehen. Man schike sich in seine Lage so gut man kann. Wie die Stände gebaut werden müssen, wäre eine eben so lange als überflüssige Beschreibung für den engen Raum meines Unterrichtes.

Du findest überall schon gebaute Muster. Nur unterlasse nicht, den Stand geräumig und so zu bauen, daß im Rüken der Stöke Plaz genug bleibt, um hierin herum gehen, leere Stöke zum Gebrauche aufstellen, sich mit denselben herumwenden, und alle Verrichtungen bequem vornehmen zu können. Baue kein Hüttlein, sondern ein Bienen-Haus.

II.

Von den Bienenwohnungen.

Die einfachen Strohkörbe sind die gewöhnlichsten, und finden noch immer ihre Vertheidiger.

Die zusammengesezten oder theilbaren Magazin-Stöke von Holz oder Stroh kommen aber immer mehr in Aufnahme.

A. Theilbare Bienenwohnungen von Stroh.

Man hat bei den einfachen Stöken den Uebelstand, daß man nie recht zu seinen Bienen sehen kann; man muß die darin befindlichen Bienen allzusehr auf geradewohl behandeln, und selbe größtentheils ihrem Eigensinne und ihrem Schiksale überlassen. Der Hauptfehler aber liegt in ihrem Baue selbst. Denn es ist ein von allen erfahrnen Bienenwirthen angenommener Grundsaz, daß man für schwache Schwärme und bei magern Honigjahren kleine, — für große, volkreiche Schwärme aber, und in guten, honigreichen Jahren, größere Stöke wählen soll. Ueberhaupt soll man es in seiner Willkühr haben, die Stöke zu jeder Zeit, wenn man will, zu vergrößern oder zu verkleinern. Dieses kann man aber bei den untheilbaren Strohkörben nicht.

Es ist ferner durch die Erfahrung bestätigt, daß die Bienen in alten Wohnungen immer schlechter werden, und endlich gar absterben, weil die darin befindlichen Zellen durch die öftere Brut immer enger, somit am Ende ganz untauglich und unbrauchbar für die Bienen werden.

Weiter ist zur Erhaltung einer dauerhaften Bienenzucht nothwendig, daß man seinen Bienen das häufige Schwärmen verwehren, und Nachschwärmen, schwachen und weisellosen Stöken durch Vereinigung derselben mit andern helfen könne. Dieß alles aber kann wieder bei untheilbaren Stöken gar nicht, oder nur mit vieler Mühe geschehen.

Alle diese — und noch mehrere andere Nachtheile zu vermeiden, habe ich mir theilbare Strohkörbe gebaut. Jedermann kann sie leicht machen lassen. Man läßt nemlich:

Erstens Kränze von Stroh flechten, welche überall gleiche Weite, im Durchschnitte im Lichten 11 Zoll, und in der Höhe 6 Ringe haben. Dieses sind also nur Theile zum ganzen Stoke, und können bis zur beliebigen Höhe aufeinander gestellt werden.

Zweitens. Jeder solcher Kranz-Theil bekommt, sowohl oben als unten, statt eines einfachen einen Doppelring, so, daß der innere Ring den übrigen Ringen gleich laufe, der äussere aber ganz vorstehe. Dieß soll darum geschehen, damit ein Kranz auf dem andern recht fest auffize, und bei dem Auf- oder Untersezen kein Kranz überschiessen könne. Durch die hervorragenden Ringe kann auch ein Kranz mit dem andern durch eingespießte hölzerne Nägel befestigt werden.

Drittens. Jeder Kranz, sobald er verfertigt, und von der Arbeit noch feucht ist, wird zwischen zwei ganz ebene Bretter gestellt, und mit einem ziemlich schweren Steine bedekt, damit die Ringe und Schienen recht zusammengepreßt werden, und die Kränze beim Untersezen genau aufeinander sizen.

Viertens erhält ein jeder Kranz in der Mitte oder oberhalb des lezten untern Strohringes sein eigenes Flugloch und seine eingespießten hölzernen Stäbchen, um die innere Arbeit fest zu behalten. Diese hölzernen Stäbchen können entweder auf Art eines Kreuzes, oder besser in einer den Wachstafeln entgegengesezten Richtung eingespießt werden, damit diese auf solchen Stäbchen gleichsam auf Querbälkchen ruhen. Dabei ist zu bemerken, daß besagte Stäbe nach oben abgerundet seyn sollen, damit nicht so leicht Unrath oder Wachsmehl, in welchem gerne Motten erzeugt werden, darauf liegen bleibe.

Fünftens. Der oberste Kranz eines jeden Stokes, in welchen ein Schwarm gefaßt wird, soll mit drei Stäbchen versehen seyn, die an dem obersten Ringe angebracht werden, und von vorne gegen hinten zu in gerader gleichweiter Richtung von einander fortlaufen. Dieß geschieht nemlich darum, damit man beim Abschneiden eines Kranzes von dem andern wisse, in welcher Richtung die Wachstafeln gebaut sind. Denn die Bienen pflegen ihre Wachstafeln nach der Richtung dieser obersten Stäbe zu bauen, und nach dieser Richtung müssen auch die Tafeln mit

dem Messer oder einer Drathsaite durchschnitten werden; sonst würde diese Arbeit nicht nur sehr erschwert, sondern auch die Tafeln gegeneinander gedrükt werden.

Sechstens. Zu 4 Strohkränzen läßt man sich jedesmal einen eigenen Dekel verfertigen, welcher genau auf dem Kranze aufsizt. Dieser Strohdekel kann in der Mitte mit einem Spunde versehen seyn, durch welchen man nicht nur im Nothfalle die Bienen füttern, sondern auch, im Falle es nothwendig seyn würde, den Bienen durch diesen Spund Zugluft verschaffen kann, wenn derselbe mit durchbohrten kleinen Löchern, wodurch keine Biene herausdringen kann, versehen ist.

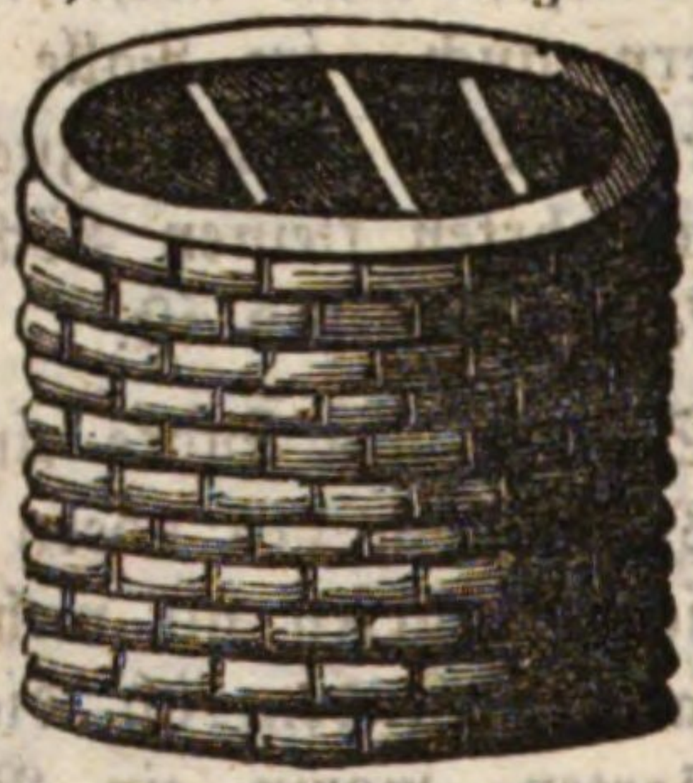
Siebentens. So oft dem Stoke ein leerer Kranz untergesezt wird, muß das Flugloch des obern mit Lehm zugemacht werden; denn die Bienen dürfen nie mehr als einen Einzigen Ein- und Ausgang haben. Indem ich dieses schreibe, komme ich eben aus einem Garten, worin ein Bienen-Stand mit 7 Stöken sich befindet, darin manche Stöke 3 Fluglöcher haben. Da aber die Bienen nur Ein Flugloch mit Wache zu besezen und zu vertheidigen pflegen, kann es sich ereignen, daß die Bienen des nächsten Stokes in den fremden dringen, und erst diesen dann alle andere berauben, tödten und verderben, wie es mir selbst schon passirt ist.

Achtens. Es ist zwekwidrig, den Bienen mehrere leere Untersäze auf Einmal zu geben; weil die Bienen dadurch entweder ganz muthlos gemacht werden, oder allzuflüchtig und zu viele Drohnenzellen bauen. Erst wenn man bemerkt, daß sie einen Untersaz über die Hälfte vollgebaut haben, soll man ihnen einen leeren Kranz unterstellen.

Neuntens endlich, weil alle Bienenwohnungen vom Stroh dem Uebel der Motten sehr ausgesezt sind, indem die Nachtschmetterlinge, wenn sie nicht zum Flugloche selbst eindringen können, ihre Eier zwischen die Fugen der Strohringe legen, welche durch die Wärme des Stoks erbrütet, auskriechen, durch das Stroh beissen, und von der innern Arbeit der Bienen leben, so ist es nöthig, daß man eine Kitte, halb aus Lehm und halb aus Rindsmist verfertigt, und damit von Außen alle Fugen der Ringe überkitte. Doch wird man bei dieser Art von Strohkörben, die aus lauter Kränzen bestehen, von den Motten sogar viel nicht zu leiden haben, weil alljährlich der oberste Kranz

sammt der ältesten Arbeit und den darin befindlichen Motten abgeschnitten werden kann.

Hier ist die Zeichnung eines Theiles zu einem solchen Strohkorbe, wie mehrere können aufeinander gesezt werden. Es ist aber diese Zeichnung nicht recht gut gerathen, und aus Uebersehen auch kein Flugloch gemacht. Man richte sich daher nicht so fast nach diesem Muster, als nach obiger deutlichen Beschreibung.



Die Vorzüge dieser eben beschriebenen Bienenwohnungen vor den bisher im Lande üblichen sind folgende:

Erstens kann man solche groß oder klein machen, je nachdem es die Jahreszeit, die reichliche Honigtracht oder die gute Lage einer Gegend erfordert.

Zweitens verjunget sich ein solcher Stok alljährlich, indem die alte Arbeit mit dem überflüssigen Honig oben abgenommen, und die neue oder junge, in so weit solche nicht überflüssig ist, unten gelassen wird.

Drittens kann man einem Stoke, der nicht sehr volkreich ist, durch von Zeit zu Zeit untergesezte leere Kränze gemeiniglich das Schwärmen verwehren, oder doch wenigstens die schädlichen Nachschwärme dadurch verhindern.

Viertens kann man einen Stok, der wegen Enge des innern Raumes und allzugroßer innerer Wärme lange vorliegt, und müssig ist, durch einen gegebenen leeren Untersaz wieder in Thätigkeit bringen.

Fünftens kann man einem nothleidenden Stoke, der z. B. Faulbrut hat, durch Hinwegschneiden eines Kranzes nach dem andern, bis endlich gute gesunde Brut erfolgt, mit Volk und Brut wieder aufhelfen, die man von einem andern Stoke nimmt.

Sechstens kann man sich durch dergleichen Kranzstöke seine Schwärme selbst machen; indem man zum Beispiel, von einem volkreichen Stoke von 4 oder 5 Kränzen, die zwei untersten

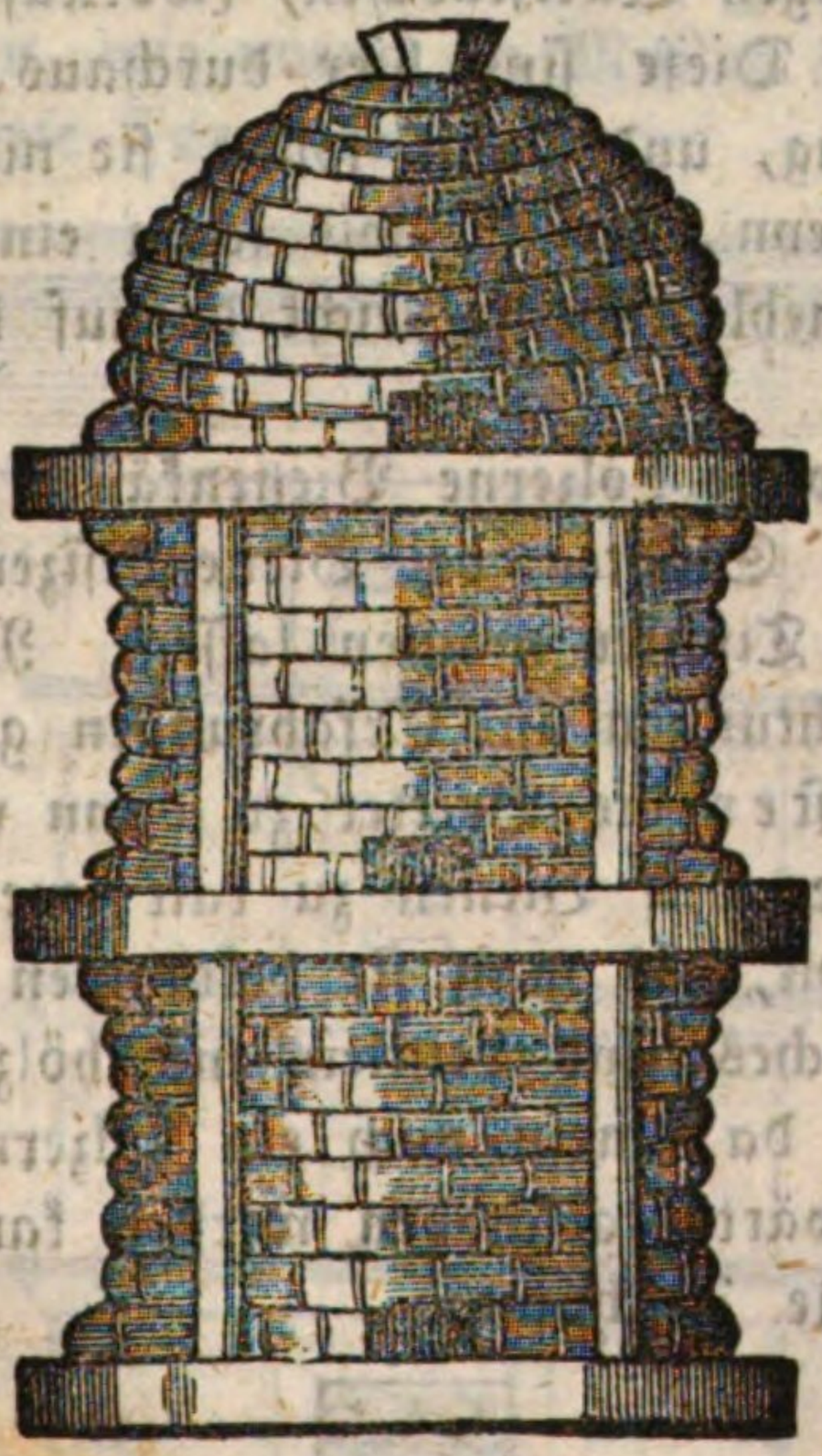
mit Brut hinwegschneidet, von einem andern einen Kranz mit Honig abnimmt, und den abgeschnittenen Kränzen mit Brut aufsezt.

Siebentens kann man bei dergleichen Korbbienenzucht fast zu jeder Zeit des Jahres einem armen dürftigen Stoke mit Honig helfen, und ihn füttern, da man ihm nemlich einen vollen Honigkranz aufsezt, den man einem andern, der zu viel hat, wegnimmt.

Achtens kann man zu jeder Jahreszeit, auch sogar mitten im Sommer, wo die Bienen am Schlimmsten sind, durch Abnahme des obersten Honigkranzes auf eine bequeme Art guten frischen Honig erhalten.

Mit leichter Kunst kann man an diesen Strohkörben von hinten auch Fenster mit Glas anbringen, um durch dieselben die Bienen besser beobachten, sich von ihrem Baue, Fleiße, ihrer Honigtracht, Brut, und überhaupt von ihrem ganzen Verhalten zu verschiedenen Jahreszeiten genau zu unterrichten.

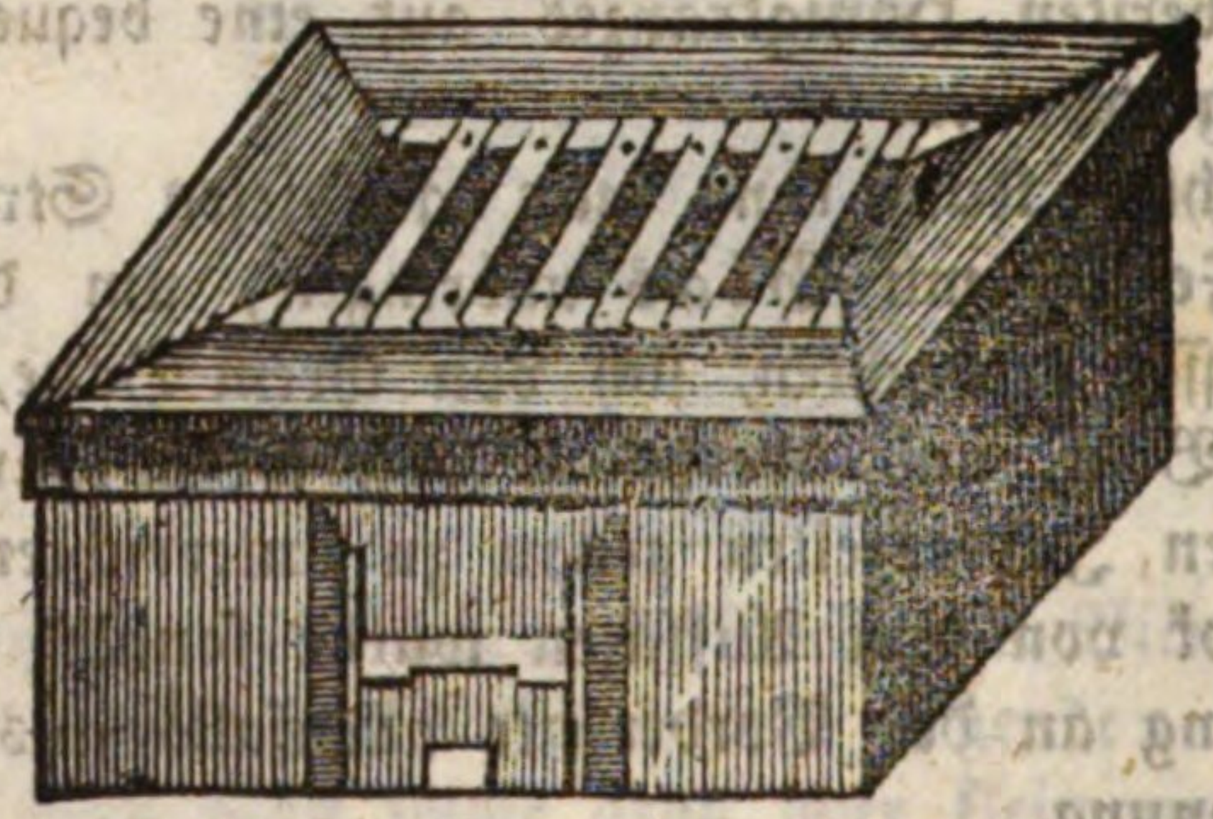
Ein Stok von drei Aufsäzen würde sonach in Folge dieser Beschreibung an der Vorderseite allenfalls aussehen wie beifolgende Zeichnung.



Theilbare Bienenwohnungen von Holz.

Es gibt auch zusammengesezte oder theilbare Bienenwohnungen von Holz. Die Beschaffenheit der hölzernen Käsken ist folgende: Sie haben 11 Zoll in Lichten, und 5 Zoll in der Höhe. Von Innen werden sie blos rauh abgehobelt. Das Flugloch hat $2^1/_2$ Zoll in der Breite, und $^2/_3$ Zoll in der Höhe.

Beifolgende Zeichnung gibt davon eine Ansicht. Es ist dieses nur wieder ein Theil — zum Ganzen. Mehrere ganz gleiche solche Theile aufeinandergesezt, machen den ganzen Stok aus.



Nur aber, ehe ich weiter fahre, bitte ich an diesem Muster oben die 6 inwendigen Querstäbchen, (worauf die Bienen bauen sollen), anzusehen. Diese sind hier durchaus fehlerhaft. Denn es wären vier genug, und dann sollen sie nicht breit, sondern von obenzu rund seyn, damit, wie schon einmal gesagt wurde, Unrath und Wachsmehl nicht so leicht darauf liegen bleiben, sondern eher abfallen.

Man findet solche hölzerne Bienenkästen nach Christ und Wurster in allen Städten bei Bienenbesizern, und kann sich dieselben bei jedem Tischler machen lassen. Nur hat man nach den neuesten Beobachtungen und Erfahrungen gefunden, daß nach Christ und Wurster die Bretter zu dünn vorgeschrieben sind, und die Stöke daher den Bienen zu kalt seyen. Man nehme daher die Bretter so dik, als man sie bekommen kann. Auf beiden Seiten des Flugloches sind Leistlein mit hölzernen Nägeln und Leim befestigt, weil da hinein noch ein hölzerner Schieber gehört, der auf- und abwärts geschoben werden kann. Hier ist von diesem Schieber eine Zeichnung.

Läßt man diesen Schieber über das Flugloch herab, so versperrt er dasselbe, hat aber doch unten einen kleinen Ausschnitt

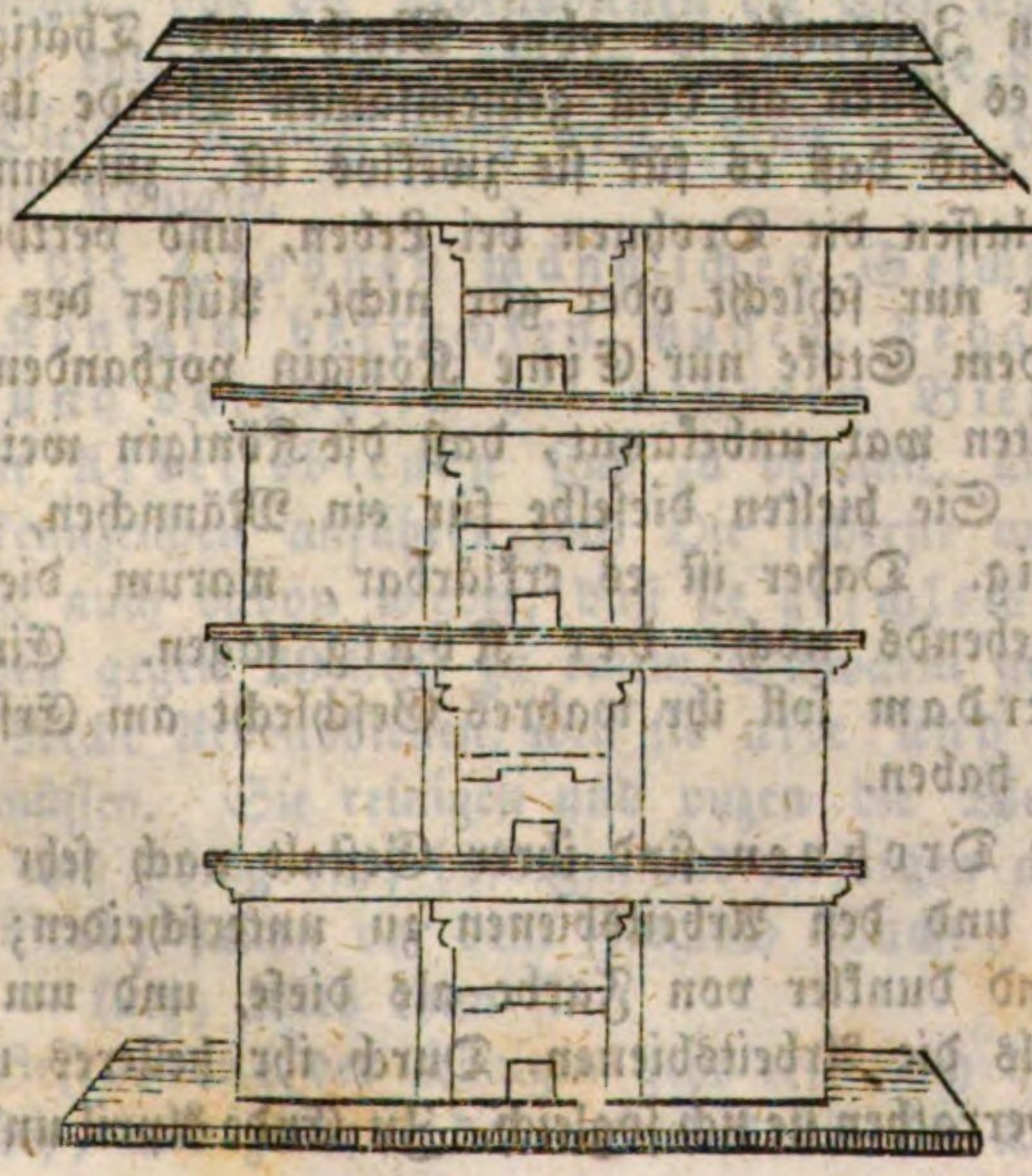
als eine Oeffnung, durch die noch die Bienen zur genauen Noth durchkommen können, wie die Zeichnung deutlich zeigt. Diese Vorrichtung zur Verkleinerung des Flugloches wendet man zur Räuberzeit an, damit die Wachen vor dem Eingange den schmaleren Engpaß leichter vertheidigen können; oder man verenget das größere Flugloch zum Schuze der Bienen manchmal auch gegen rauhe Witterung.

Will man das Flugloch ganz verschließen, kehrt man den nemlichen Schieber nur um, und stellt ihn, wie die Zeichnung zeigt.

In dieser Richtung ist das Flugloch ganz geschlossen; jedoch hat der Schieber mehrere Luftlöchlein, damit die Bienen Luft genug behalten, wenn man veranlaßt ist, ihnen das Flugloch ganz zu sperren. Man sehe die Zeichnung.

Ich halte es für überflüssig, von der Struktur dieser theilbaren hölzernen Bienenstöke, welche von hinten zu ebenfalls Glasthürlein haben, eine weitläufigere Beschreibung herzusezen. Denn, wie gesagt, man kann sie überall leicht in natura finden, und sich die seinigen darnach machen lassen.

Der ganze Stok wird, durch die Zusammenstellung von vier solchen Theilen, wie vorne ein Muster abgezeichnet ist, von vorne allenfalls diese Form bekommen.



Vom Geschlechte und den Naturtrieben der Bienen.

Die Naturforscher machen uns im Ganzen mit 215 Arten Bienen bekannt, wovon unsere Honig-Bienen die edelste Gattung ausmacht.

In einem Bienenstoke befinden sich zur Frühlings- und Sommerszeit drei Arten, nemlich:

1) eine Königin (Weiser, Mutter-Biene),
2) Drohnen, und
3) Arbeits-Bienen.

Dem Geschlechte nach werden die Bienen eingetheilt: in weibliche, männliche und geschlechtslose.

1. Die Königin ist fast noch einmal so groß, als die Arbeitsbienen. Ihre braune Farbe fällt an den hintern Theilen des Leibes in's Gelbliche. Die Füsse sind höher; hingegen sind die Flügel sehr kurz. Auch ist sie mit einem Stachel bewaffnet, dessen sie sich aber nur im äussersten Nothfall bedient, da an ihrem Leben sehr viel gelegen ist. Sie ist das einzige Weibchen im Bienenstoke, und so zu sagen die Landesmutter des Bienenstaates; denn sie erhält das Bestehen desselben dadurch, daß sie alle Eier legt, woraus junge Bienen entstehen sollen. Stirbt sie zu einer Jahreszeit, in welcher keine Nachfolgerin erbrütet werden kann, so geht der Stok zu Grunde. Die Bienen sind von diesem fatalen Zeitpunkt an ohne Muth und Thätigkeit. Sie fühlen, daß es ihnen an dem gemeinsamen Bande ihrer Gesellschaft fehlt, und daß es für sie zweklos ist, zusammen zu arbeiten. Sie lassen die Drohnen bei Leben, und vertheidigen sich gegen Räuber nur schlecht oder gar nicht. Ausser der Schwarmzeit ist in jedem Stoke nur Eine Königin vorhanden.

Den Alten war unbekannt, daß die Königin weiblichen Geschlechts sey. Sie hielten dieselbe für ein Männchen, und nannten sie König. Daher ist es erklärbar, warum die gemeinen Leute durchgehends noch: der König sagen. Ein gewisser Schwammerdam soll ihr wahres Geschlecht am Ersten entdekt und bewiesen haben.

2. Die Drohnen sind ihrer Gestalt nach sehr leicht von der Königin und den Arbeitsbienen zu unterscheiden; denn sie sind diker, und dunkler von Farbe als diese, und um ein Drittel größer, als die Arbeitsbienen. Durch ihr helleres und größeres Gesumse verrathen sie sich sogleich. Zu Ende April und Anfangs

Mai kommen gewöhnlich die ersten zum Vorschein. Die Natur hat ihnen die gewöhnliche Waffe, den Stachel, versagt. Sie sind daher wehrlos, ja sie mußten es seyn, weil sie zu einer gewissen Zeit, um der Wohlfahrt des Ganzen willen, alle hingerichtet werden müssen. Zu Ende Juli und Anfangs August werden sie nemlich in jedem gesunden Stoke durch die Arbeits-Bienen ohne Gnade und Barmherzigkeit umgebracht. Die Drohnen sind ziemlich faule, unthätige Geschöpfe, die nur selten ausfliegen. Es muß ein sehr schöner Tag seyn, wenn sie vor den Fluglöchern herumtanzen sollen. Man sieht sie nie auf Blumen sizen, noch sonst etwas nach Hause bringen, oder eine Arbeit verrichten. Viel essen, wenig arbeiten und sich hübsch warm und bequem halten, das scheint ihr Wahlspruch, dem sie so getreu, als mancher Mensch, — nachkommen. Daß sie bestimmt seyn sollen, das nöthige Wasser nach Hause zu schaffen, oder die jungen Bienen auszubrüten, ist eine Fabel. Noch fabelhafter ist es, daß sie fremde Stöke ihres Honigs berauben.

Sie sind männlichen Geschlechts, und daher die Männer der Königin. Bei volkreichen Stöken steigt ihre Anzahl oft bis auf **1600**. Wirklich ein hübsches Harem von Männern. —

Man findet über die Bestimmung, Geschlecht ꝛc. der Drohnen in den Bienenbüchern nichts als Widersprüche. Einige behaupten sogar, daß die Arbeitsbienen die Eier legen, woraus die Drohnen entstehen, und nennen daher erstere die Drohnen-Mütter. Dieses ist aber ganz irrig; denn auch die Drohnen-Eier legt die Königin.

Daß die Drohnen männlichen Geschlechts sind und die Königin befruchten müssen, behaupten die meisten, und vorzüglich die neueren Bienenlehrer.

3. Die Arbeitsbienen sind zu bekannt, als daß man hier ihre Kennzeichen anführen soll. Die sicherste und gemeinste Meinung ist auch davon wieder, daß sie geschlechtslos sind. Ihrer werden gegen **20,000** zu einem Schwarm gerechnet, und heißen mit Recht Arbeitsbienen, weil sie alle und jede Arbeit verrichten müssen. Sie reinigen und puzen die Wohnung; tragen Wachs und Honig ein; besorgen und versorgen aufs Emsigste die junge Brut; halten vor dem Flugloch Wache; bedienen die Königin, — kurz, Alles thun sie.

Die Befruchtung der Königin geht erst nach dem Schwärmen vor sich, und zwar in den ersten 8 bis 10 Tagen. Man

kann sie zu diesem Zweke an einem schönen windstillen Tag öfters aus- und einfliegen sehen. Ist sie einmal befruchtet, so fliegt sie nie mehr aus. Findet die Königin bei der Nachhausekunft von der Befruchtung ihren Stok nicht mehr, und verirrt sich in einen fremden, welches gar leicht möglich ist, besonders wo die Stöke zu nahe beisammenstehen, so wird sie von den in dem fremden Stoke befindlichen Bienen umgebracht. Der Korb, der sie verliert, wird dann weisellos.

Ist die Königin befruchtet, so legt sie das ganze Jahr hindurch 40 bis 60,000 Eier. Jede Biene, wenn sie aus dem Ei hervorkriecht, erscheint zuerst als Motte (Wurm), und wächst in 9 Tagen zur angemessenen Größe. In dieser Zeit ist sie so weit gewachsen, daß sie die Zelle ausfüllt, welche die Arbeits-Bienen nun mit vorräthigem Speisevorrath versehen, und mit einem wächsernen Dekel schließen. Nach abermals 9 Tagen verwandelt sich die Motte, indem sie den Wachsdekel durchbeißt, und als Biene aus der Zelle herauskriecht. Sie braucht also zu ihrer Reife 21 Tage.

Die Drohnen werden in eigenen Zellen, die etwas weiter und tiefer sind, als diejenigen der Arbeitsbienen, gebrütet. Sie erhalten aber einen etwas besseren und mehreren Futterbrei, als die Arbeitsbienen.

Die junge ausgelaufene Arbeitsbiene hat eine aschgraue Farbe; sie versucht alsobald vor dem Flugloche zu fliegen, und sich mit ihrer Wohnung bekannt zu machen. Sie lassen dabei ein freudiges Gesumse hören, und thun es täglich Nachmittags, welches man das Stauben nennt. Je näher die Zeit zum Schwärmen rükt, je stärker und früher stauben die Bienen. Angenehm ist es, zu sehen, wie sie beim Einzuge in ihre Wohnung friedfertig mit ihren Flügelchen weben und sumsen, wobei sie den Hintertheil des Leibes in die Höhe richten, was man das Vorspielen nennt. Man sey immer aufmerksam auf dieses Vorspielen; denn wo es wahrgenommen wird, ist der Stok gewiß in guter Ordnung.

Die Mutterbienen oder Königinnen werden nicht wie die Arbeitsbienen und Drohnen in den in Wachsscheiben vorfindigen gewöhnlichen Zellen ausgebrütet, sondern in eigens dazu gebauten Häusern, welche die Weiselhäuschen oder königlichen Zellen genannt werden. Die Königin wird aus einem Ei, woraus eine Arbeitsbiene geworden wäre, gebrütet. Die größere Zelle, und

das reichlichere und bessere Futter bewirken ihre Größe und Vollkommenheit. Nach dieser Wahrnehmung ist also jede Arbeitsbiene von Natur aus eine Königin. Daß sie aus einem Arbeitsbienen-Ei gebrütet wird, bestreitet heut zu Tage Niemand mehr; durch das Ablegermachen oder Bruteinsetzen in einen weisellosen Stok hat man sich bis zur Genüge von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt. Ein Deutscher, mit Namen Schirach, hat am Ersten die Entdekung gemacht: daß aus jeder, nicht über drei Tage alten Motte, woraus eine Arbeits-Biene geworden seyn würde, eine Königin gebildet und dazu erzogen werden kann.

Durch diese Entdekung war das Geheimniß gefunden, Ablegerstöke, d. h., solche Stöke, die von dem alten Schwarm ohne eine Königin weggenommen werden, zu errichten, die dennoch nicht zu Grunde gehen, sondern sich aus der vorhandenen Brut eine Königin heranziehen. Die beifolgende Zeichnung zeigt

1) eine Arbeitsbiene,
2) eine Drohne,
3) eine Königin.

Die Bienen sterben alle Jahre und werden wieder durch Junge ersezt.

Von den natürlichen Bienenschwärmen.

Der Schöpfer hat einem jeden Thierchen, das er geschaffen hat, den Trieb zu seiner Vermehrung in die Natur gelegt. Diesen besizt nun unter den Bienen die Königin in einem vorzüglichen Grade, indem sie, wie wir schon gehört haben, 40 bis 60,000 Eier in Einem Jahre legt.

Wenn diese junge Brut groß gewachsen, so daß alle Bienen im Stoke nicht mehr Platz finden, zieht ein Theil davon aus; er schwärmt.

Den ersten Schwarm, den ein Stok im Jahre ausstößt, heißt man Vorschwarm, die nachkommenden — Nachschwärme; der Stok selbst aber, welcher den Schwarm abgegeben hat, heißt der Mutterstok. Bisweilen geschieht es, daß ein Schwarm nach Verlauf von ungefähr 40 Tagen wieder einen Schwarm von sich gibt, den man Jungferschwarm nennt. Zuweilen zieht ein Bienenschwarm im Anfange des Frühlings oder im Herbste aus Noth und Mangel aus, und läßt seine alte Wohnung leer stehen. Einen solchen heißt man Noth- oder Hunger- oder Bettelschwarm; denn er suchet sich bei andern noch wohlhabenden Stöken gleichsam einzubetteln.

Viele, und ich darf sagen die meisten Bienenwirthe auf dem Lande, lassen von ihren Stöken schwärmen, was schwärmen will; sie sind blos auf die Vermehrung ihrer Stöke bedacht, und überlegen die schlimmen Folgen nicht, welche ein übermässiges Schwärmen nach sich zieht. Daher gehen ihnen freilich in einem einzigen strengen Winter wieder alle ihre Bienen, die Mutterstöke sammt den Schwärmen, zu Grunde.

Du aber, mein lieber Freund! befolge meinen Rath, und trachte nicht auf viele, sondern nur auf gute Stöke. Zu diesem Ende bestimme schon im Frühjahre nur diejenigen zum Schwärmen, welche wohl honig- und volkreich sind; die mittelmäßigen hingegen lasse selbiges Jahr an Volke sich verstärken, oder verstärke sie selbst durch Verstellen unter gute volkreiche Stöke. Zum Beispiele: Du hättest 12 Stöke, von denen drei schlecht, drei mittelmäßig und sechs sehr gut wären; so bestimme unter diesen 12 Stöken nur drei gute zum Schwärmen, die drei übrigen guten verstelle mit den drei schlechten, damit sich diese erholen, und die drei mittelmäßigen überlasse ihrem eignen Fleiße.

Man sieht hieraus, daß sich bei der Bienenzucht nichts übereilen läßt, und daß man nur langsam, aber desto sicherer zur Vermehrung seiner Stöke fortschreiten dürfe.

Ganz besonders gute Bienenjahre machen hievon eine Ausnahme.

Die Kennzeichen des Schwärmens sind folgende: Die Bienen fliegen wenig und nur einzeln. Mit steigender Sonne werden sie immer unruhiger, und einige drehen sich, wie im Kreise, auf dem vorliegenden Klumpen herum. Unter den Bienen am Flugloche erscheinen, ohne jedoch aufzufliegen, bereits

Vormittag, manchmal schon um 9 Uhr Morgens, Drohnen. Geschieht dieses, so kann man beinahe mit Sicherheit an diesem Tage den Schwarm erwarten. Kurz zuvor, ehe dieser auszieht, schlüpfen einige Bienen wie auf dem Bauche, zum Flugloche heraus, spielen singend um den Korb herum und bestreichen immer weitere Kreise. Ihnen folgen bald mehrere, und endlich strömt Alles zum Flugloche heraus.

Man kann bei allem Diesen den blossen Zuschauer machen. Man mache die Bienen nicht naß, werfe keinen Sand über sie, schließe und verkleinere das Flugloch nicht, sondern man gebe Acht, ob und wo sich der Schwarm anlegt. Geschieht Lezteres nach mehreren Minuten nicht, und merkt man, daß die Bienen sehr hoch gehen, so ist ein Schuß aus einer blind, aber stark geladenen Flinte ein sicheres Mittel, ihnen das Durchgehen zu vereiteln; denn sie glauben, es komme Donnerwetter und Regen, und legen sich sogleich an.

Mit dem Fassen eile man nicht zu sehr, sondern warte, bis die Bienen ruhig auf einem Klumpen beisammen liegen. An einige wenige noch herumfliegende kehrt man sich jedoch nicht.

Man versieht sich mit Kleidern und Handschuhen von Wolle und mit der Bienenhaube, besprengt (allenfalls) vor dem Fassen den Schwarm ganz glimpflich mit Wasser, damit die Bienen nicht so leicht wieder auffliegen, hält einen leeren Korb unter, schüttelt — oder kehrt den Schwarm mit einem Kehrwisch behende hinein, bedekt ihn mit einem Brette und stellt ihn so nahe als möglich an den Ort, wo der Schwarm gehangen hat, damit sich die noch ausser dem Korbe befindlichen Bienen zu dem Schwarme hineinbegeben können. Nüzlich ist es, wenn man den Korb, vermittelst eines untergelegten Hölzchens, noch ein wenig lüftet, damit die Bienen auf mehreren Seiten einziehen können. Auch muß der Stok im Schatten stehen.

Ungefähr nach einer halben Stunde, wenn Alles ruhig ist, trägt man den Stok sogleich auf den Plaz, den er im Stande einnehmen soll; denn die Bienen gewöhnen gern den Flug an den Ort hin, wo sie lange gestanden sind. (Auch auf dem Stande soll man ihm noch mehrere Tage Schatten machen.)

Wenn nun der Schwarm gefaßt ist, so wird man bald sehen, ob man die Königin, an der Alles liegt, auch mitgefaßt habe oder nicht. Denn ist diese wirklich im Stoke, so werden die Bienen munter aus- und einfliegen, beim Ausfliegen

einen Zirkel machen, um den Ort zu beobachten, wo sie hingestellt sind. Haben sie ihre Königin nicht bei sich, so werden sie bald wieder aus dem Stoke ziehen und sich davon machen. Man sehe sich daher beim Fassen wohl um, ob nicht etwa die Königin auf den Boden in das Gras gefallen ist, welches man bald bemerken kann, wenn ein Klümpchen Bienen sich auf der Erde weg zusammenhält. Unter ihnen ist die Königin, die sie nie allein lassen und gleichsam als Wachen und Trabanten begleiten.

Fällt, nachdem der Schwarm gefaßt ist, anhaltend schlimme Witterung ein, welche die Bienen am Ausfluge und Eintragen hindert, so müssen dieselben gefüttert werden, damit sie nicht zu Grunde gehen. Scheue man nur keinen Aufwand bei jungen Schwärmen; denn sie werden Alles doppelt wieder einbringen.

Wie es mit den Nachschwärmen zu halten sey.

Dieß kann man schon aus dem bereits Gesagten abnehmen. Es sieht zwar ein jeder kluge Bienenwirth die Nachschwärme ungern, weil dieselben nicht nur ihren Mutterstok sehr schwächen und entvölkern, sondern auch gemeiniglich selbst schwache Stöke bleiben, welche noch dazu, wenn der Nachsommer nicht sonderlich gut wird, selten ihren nöthigen Unterhalt für den Winter zusammen bringen. Indessen geschieht es doch manchmal, daß man auch wider seinen Willen Nachschwärme erhält. Es fragt sich daher, durch welche Mittel den Nachschwärmen geholfen werden könne?

1) Kann man die Nachschwärme mit anderen Stöken copuliren, d. i., vereinigen. Man kann nemlich einen Nachschwarm mit einem Vorschwarm oder andern schwachen Stoke, auch mehrere Nachschwärme miteinander vereinigen. Dieß geschieht nun auf folgende Art: Man fasset einen jeden Schwarm in einen besondern Korb, und läßt ihn bis auf den Abend, wo keine Biene mehr fliegt, auf dem Schwärmplaze stehen. Dann trägt man einen nach dem andern verschlossen auf den bestimmten Plaz in dem Bienenstande, kehrt einen um, und sezet den andern oben darauf. Gleich bei dem Umkehren werden Flug-Löcher und Fugen, wodurch die Bienen herausdringen könnten, verschmiert, bis sich die Bienen zusammengezogen haben; alsdann nimmt man, welches den folgenden Morgen geschehen kann, den untergesezten Korb wieder weg. Die Vereinigung zweier Nachschwärme kann man noch räthlicher nach Verlauf einiger Tage

vornehmen; denn weil nun eine Brut angesezt ist, so beugt man dadurch der Weisellosigkeit vor, im Falle etwa beide vereinigte Weisel (Königinnen) im Kriege miteinander umkommen sollten. Man thut auch wohl, wenn man einen Nachschwarm faßt, und für den Fall aufstellt, um etwa einem auf den Herbst hin weisellos gewordenen Stoke wieder aufzuhelfen. Hätte man aber dieses nicht nöthig, so könnte man den als Reserve aufbewahrten Nachschwarm auch im Herbste noch mit einem andern, der Honig genug hätte, vereinigen, oder ihn mit hinreichendem Honige, den man anderen abgenommen hat, für den Winter ausstatten.

2) Kann man Nachschwärme durch das Volk, das man einem alten und sehr volkreichen Stoke nimmt, verstärken. Dieß geschieht so: Der alte volkreiche Stok, der von anderen etwas abgesondert stehen muß, wird den folgenden Morgen oder besser nach Verlaufe dreier Tage Morgens 10 Uhr von seinem Plaze hinweg getragen, und etwa auf 6 Schritte weit entfernt hingestellt; der Schwarm aber, den man schon am Schwärmtage neben den reichen, der sein Volk hergeben soll, gestellet hat, wird den Abend vorher verschlossen, und den folgenden Morgen, da man den reichen Stok versezt hat, auf dessen Stelle hingerükt. Auf beiden Seiten dieses Stokes wird ein Brett als Blende angebracht, damit die vom Felde kommenden Bienen nicht andere vollere Stöke sehen, und sich zu diesen schlagen können, sondern sich vielmehr bei dem schwachen Schwarme einzubetteln genöthigt sind, von denen sie auch, weil sie beladen kommen, gern werden aufgenommen werden.

3) Kann man einen Nachschwarm dadurch helfen, daß man ihm, wenn man seine Bienen in Magazinkörben oder Kasten hat, einen vollen Kranz oder Kasten mit Honige, und diesem einen andern mit Brut auffezet. Doch dürfen keine Bienen mehr in den abgenommenen Kränzen seyn, weil diese sonst umgebracht werden. Durch dieses Mittel erhält der Nachschwarm nicht nur viele Brut, um sich zu verstärken, sondern er wird auch durch den gegebenen Vorrath an Honig zur Arbeit mächtig aufgemuntert.

Indessen, da die erwähnten Mittel des Verstärkens und Copulirens zwar öfters, doch nicht immer gelingen, und nebstdem einem Bienenwirthe wenig mit einem Nachschwarme geholfen

ist, hat man auf Mittel gedacht, die Nachschwärme gänzlich zu verhindern.

Das Erste und Sicherste ist, daß man den Vorschwarm auf die Stelle des Mutterstokes sezt, und diesem einen andern Plaz in seinem Stande verschafft; denn dadurch verliert der Mutter-Stok viel Volk, und somit die Lust, das zweite Mal zu schwärmen.

Das zweite Mittel ist, daß man zur rechten Zeit, nemlich noch am Schwärmtage selbst, dem Mutterstoke einen oder zwei Untersäze gibt. Dieß gelingt auch öfters, doch nicht immer.

Das dritte Mittel ist, daß man gleich am Schwärmtage dem Mutterstoke alle Drohnentafeln mit und ohne Brut ausschneidet. Bei manchen Stöken müssen alle diese drei Mittel zugleich angewendet werden, wenn man das Nachschwärmen verhindern will; alsdann nemlich, wenn man auch nach geschehenem Versezen des Mutterstokes und vergrösserter Wohnung desselben durch Untersäze dennoch junge Königinnen düten hört.

Hat man troz aller angewendeten Mühe dennoch einen Nachschwarm erhalten, so kann man ihn auf folgende Art wieder zum Mutterstoke zurük nöthigen, wenn man nemlich den Weisel herausfängt; zum Beispiele den ganzen Schwarm in ein Sieb schlägt, mit einem Tuche überdekt, im Wasser badet, den Weisel herausſuchet, und das Volk in der Sonne wieder lebendig, d. i., flugfähig werden läßt; oder den Schwarm mit Bovist betäubet, und den Weisel während der Betäubung hinwegnimmt.

Von den Jungfernschwärmen, welche ein Vorschwarm nach 3 bis 4 Wochen ausstößt, gilt das Nemliche, was von den Nachschwärmen gelehrt worden ist. Auch scheint es keiner Erinnerung zu bedürfen, daß Schwärme, welche bis zu Ende des Junius fallen, zum Aufstellen die besten sind.

Zum Beschlusse dieses Kapitels von den Schwärmen muß ich noch einen Irrthum widerlegen, der unter Bienenwirthen auf dem Lande sehr gemein ist. Sie sehen es nemlich gerne, wenn ein Stok mehrere Schwärme ausstößt, weil sie glauben, daß dieß überflüßiges Volk sey, und allzuhäufiges Bienenvolk eines Stokes weder ihnen noch dem Stoke selbst nüze, indem es den Winter über zu viel aufzehrt. Daher sind sie auch gegen das Copuliren, Verstellen, und überhaupt alle jene Maximen, wodurch ein Stok wohl befördert wird, eingenommen. Allein wenn sie als kluge Wirthe die Erfahrung zu Rathe zögen, so würden sie einsehen, daß sie sich irren; sie würden finden, daß

ein an Volke schwacher Stok nach Verhältniß im Winter mehr zehre, als ein starker; weil nemlich ein schwacher bei kaltem Wetter sich erwärmen, und, um sich zu erwärmen, mehr zehren muß, welches der starke nicht nöthig hat; sie würden finden, daß gute volkreiche Stöke im Herbste und Frühjahre nicht so vielen Anfällen von Räubereien, und wenigeren Krankheiten den Winter über ausgesezt sind; sie würden finden, und sich sonnenklar überzeugen können, daß ein sehr volkreicher Stok noch zweimal größere Ausbeute gewährt, als ein minder volkreicher. Dieß sey zur Widerlegung des Irrwahnes so mancher Landbienenwirthe einstweilen genug.

Nun

Von den künstlichen Bienenschwärmen.

Die natürlichen Bienenschwärme, von denen ich eben geredet habe, haben zwar viel Angenehmes und Vergnügendes für den Bienenwirth; allein sie machen demselben auch manchen Verdruß und Aerger. Denn wie oft hängen sie sich an Gegenstände an, wo sie schwer und mühsam zu fassen sind! Wie oft entwischen sie gar! Wie oft machen sie Miene zum Schwärmen, liegen lange Zeit müßig vor, und schwärmen doch nicht! Man hat daher auf Mittel gedacht, durch Kunst und Fleiß sich selbst Schwärme nach Belieben zu machen, und dadurch die Anzahl seiner Stöke zu vermehren. Man nennt durch Kunst erzeugte Schwärme **Kunstschwärme** oder **künstliche Bienenschwärme**. Es werden aber dieselben auf eine zweifache Art gemacht, nemlich entweder durch **Ablegen**, oder durch **Austrommeln**.

Kunstschwärme durch Ablegen

sind es, wenn man einem guten und volkreichen Stoke Brut und Volk hinwegnimmt, und damit eine neue Bienenkolonie anpflanzt. Dieß geschieht nun auf folgende Weise: Entweder hat man seine Bienen in einfachen oder theilbaren Strohkörben. Hat man solche in einfachen, dergleichen bei uns üblich sind, so nimmt man aus einem Korbe ein Stükchen Bruttafel, worin besonders noch neugelegte und nicht über 3 Tage alte Brut oder Arbeits-Bienen-Eier befindlich sind, und schließt sie in einen leeren Korb ein, doch so, daß die Oeffnungen der Brutzellen herabwärts auf den Boden gerichtet sind. Auch spießt man ein Stük Honigtafel mit ein, und stellet diesen Korb auf den Plaz eines ziem-

lich volkreichen und schwarmgerechten Stokes; diesen hingegen auf einen anderen entfernteren Plaz. Die vom Felde heimkommenden Bienen werden sich nun in den neuen Stok begeben, daselbst ihre neue Haushaltung anfangen, und sich aus der eingespießten Brut eine Mutterbiene erbrüten. (Auf gleiche Art geht man auch bei Klozbruten zu Werke.) Hat man aber seine Bienen in theilbaren Strohkörben, so gelingt es mit dem Ablegen noch besser; denn man schneidet mit einem Messer oder mit einer Drahtsaite von einem Stoke einen Kranz mit Brut, (diese ist gemeiniglich in dem untersten Kranze eines volkreichen Stokes im Ueberflusse vorhanden), und von einem andern einen Kranz mit Honig ab, sezt diese beiden Kränze sammt den darin befindlichen Bienen aufeinander, so daß der Kranz mit Honig oben zu stehen kommt, und gibt ihm zulezt noch einen leeren Kranz als Untersaz, (einen solchen erhält auch der Mutterstok, dem man einen Kranz mit Brut abgenommen hat); darnach stellt man diese Kränze mit einander verbunden auf den Plaz eines ziemlich volkreichen Stokes, und verstellt diesen wieder anderswohin in einiger Entfernung vom alten Plaze. Auf solche Art wird man einen sehr guten jungen Stok erhalten, der besser als ein Schwarm selbst ausfallen wird. Man gewinnt zwar dadurch von 2 Stöken nur einen Einzigen; allein um so besser ist dieses nicht nur für die Bienenzucht überhaupt, als auch besonders für die alten Stöke, weil keinem von beiden ein so großer Abbruch geschieht, als wenn man sie beide hätte schwärmen lassen; denn da einer Volk, der andere Brut und Honig, oder der andere blos Brut, den Honig aber gar noch ein dritter honigreicher Stok abgibt, so hat keiner viel verloren. Diese Art, Ableger zu machen, wird von Bienenwirthen, welche solche schon angewendet haben, ungemein empfohlen, und den natürlichen Schwärmen weit vorgezogen. Es soll zum Erstaunen seyn, wie fleißig Bienen in solchen, von verschiedenen Stöken gemachten Ablegern arbeiten.

Wollte oder könnte man aber den Ableger nicht von verschiedenen Stöken machen, so wäre es auch möglich, ihn von einem einzigen Stoke zusammen zu sezen, wenn nemlich derselbe sehr gut und volkreich wäre und 4 bis 5 Kränze hätte. Aber man müßte alsdann beide Stöke, den alten und den jungen, auf die Halbscheid stellen, so daß sich das Volk beim Heimfliegen in beide gleich vertheilen müßte. Man muß jedoch eingestehen,

daß diese Art Ableger schon mißlicher und weniger anzurathen ist, als die erstere.

Vorsichts-Regeln beim Ablegen.

1) Muß das Ablegen zur rechten Jahreszeit geschehen, nemlich im Anfange der Schmärmzeit. Diese ist, nachdem der Frühling bald oder später eintritt, oder nachdem die Lage eines Ortes kalt oder warm ist, auch früher oder später, wonach man sich also beim Ablegen zu richten hat. Späte Ableger taugen so wenig, als späte Schwärme. Ein sicheres Zeichen, daß es Zeit zum Ablegen sey, ist es, wenn ein Stok einen im Frühjahre gegebenen leeren Untersaz schon zur Hälfte vollgebaut hat.

2) Muß das Ablegen zu rechter Tageszeit geschehen. Die beste dazu ist der Nachmittag, von 4 bis 5 Uhr, weil zu dieser Zeit das Volk von der Arbeit bald nach Hause kommt, mithin in seinen Verrichtungen nicht im Geringsten gestört wird, und man zugleich zu dieser Zeit mehr Honig in den Brutzellen antreffen kann, als Vormittags; denn die Bienen sezen aus Eilfertigkeit ihren den ganzen Tag über gesammelten Honig in den untersten Brutzellen ab, und tragen ihn erst die Nacht hindurch, wo sie zu dieser Arbeit mehr Zeit finden, in die obersten Zellen des Stokes. Nun ist es aber einer neuen Bienenkolonie zu ihrer anzufangenden Haushaltung unentbehrlich, wenigstens etwas Vorrath an Honig zu haben.

3) Muß gute, warme Witterung seyn, und einige Tage fortdauern, damit die Bienen reichlich eintragen können. Diese Vorsicht ist dann um so nöthiger, wenn man seinem Ableger nicht einen vollen Aufsaz mit Honig von einem andern Stoke geben kann.

4) Muß der abzulegende Stok in einige Entfernung vom Stande getragen, und das Flugloch desselben gesperrt werden, damit die Bienen während des Durchschneidens nicht mit Wuth herausbrechen, und die Arbeit erschweren können. Statt seiner aber sezt man einen leeren Korb auf den Stand, damit die vom Felde kommenden Bienen sich einstweilen da aufhalten, und nicht genöthigt sind, sich bei fremden Stöken einzubetteln.

5) Ist es nicht rathsam, einem Stoke zwei Kränze mit Brut auf Einmal zu nehmen, um daraus einen Ableger zu machen; denn es könnte leicht geschehen, daß man auf solche Art einem Stoke alle seine Brut sammt dem Weisel nähme, und

alsdann wäre ein solcher Stok weisellos; sondern man nehme lieber, wenn man zweifelt, ob in diesem ersten Kranze taugliche Brut vorhanden sey, noch einen zweiten Brutkranz von einem andern guten Stoke, und klopfe jedesmal, ehe man einen Brut-Kranz abnimmt, an den Korb, damit der Weisel, durch dieses Klopfen geschrekt, sich oben hinauf ziehe, wenn er sich etwa in dem abzunehmenden Brutkranze befinden sollte.

6) Kann es geschehen, daß ein Stok, von welchem ein Kranz mit Brut zum Ablegen genommen worden ist, gerade zu der Zeit keinen lebendigen Weisel hätte, sondern daß erst einer oder mehrere derselben zum Erbrüten angesezt wären. In einem solchen Falle wäre der Ableger umsonst gemacht; denn befindet sich der noch unerbrütete unzeitige Weisel in dem alten Stoke, so hat der abgenommene Kranz weder einen wirklichen Weisel, noch Hoffnung, aus der vorhandenen Brut, die schon zu alt wäre, sich einen jungen Weisel zu erzeugen. Befindet sich aber der angesezte junge Weisel in dem abgehobenen Brutkranze, so wäre aus dem nemlichen Grunde der alte Stok weisellos. Dieß ist die Ursache, warum man niemals mit Gewißheit voraussagen kann, ob der Ableger sicher gelingen wird; man müßte denn jedesmal vor dem Ablegen einen Stok auf das Genaueste untersuchen, um sich zu überzeugen, daß in demselben zur Erbrütung einer jungen Mutter taugliche Brut vorhanden sey. Geschieht nun dieses nicht, und hat man den Ableger auf Gerathewohl gemacht: so kann man bald an den Bienen selbst bemerken, ob derselbe gelungen ist, oder nicht; denn wenn die Bienen den andern und die folgenden Tage nach dem Ablegen nicht muthig fortarbeiten, blos an dem Flugloche, an der Wohnung und an dem ganzen Flugbrette herumlaufen, als wenn sie etwas aufsuchten, oder sich gar bei ihren Nachbarn einzuschleichen suchen: dann ist es ein Zeichen, daß der Ableger mißlungen ist; daher man denselben wieder mit seinem Mutterstoke vereinigen muß.

7) Mache man lieber zusammengesezte, als einfache Ableger; denn die zusammengesezten gerathen am Besten, und belohnen reichlich die Mühe, welche man aufgewendet hat. Hat man z. B. einen Stok von vier Kränzen, so nehme man ihm den obersten mit Honig und den untersten mit Brut, und stelle ihn noch überdieß auf den Plaz eines ziemlich volkreichen Stokes, oder man nehme von zwei verschiedenen Stöken zwei Kränze mit Brut und Volke, und von einem dritten einen Kranz mit

Honig, und stelle ihn zu einem volkreichen: so wird der Ableger zum Verwundern gut werden.

Das Austrommeln

ist die zweite Art, künstliche Schwärme zu machen. Diese Art ist noch leichter und sicherer, als die erste, und man wagt dabei nicht das Geringste. Denn mißlingt auch die Operation, so fliegen die Bienen wieder zu ihrem Mutterstoke, und man hat sie nicht eine halbe Stunde an ihrer Arbeit gehindert.

Austrommeln heißt: die Mutterbiene mit einem großen Theile ihres Volkes aus ihrer alten Wohnung in eine neue treiben, so daß die im alten Stoke zurükgebliebenen Bienen, aus der vorhandenen Brut sich eine neue Mutter zu erbrüten, genöthigt sind. Dieß geschieht nun auf folgende Art: Man trägt den Stok, aus welchem man einen Schwarm austrommeln will, in einige Entfernung von dem Stande hinweg, und stellt zu gleicher Zeit einen leeren Korb dafür hin, damit die vom Felde kommenden Bienen sich einstweilen da aufhalten können. Nun wird derselbe, nachdem man das Flugloch verschlossen hat, sammt dem Untersazbrette umgekehrt, und auf die Erde in ein passendes rundes Loch gestellt. Indessen sezt der Gehülfe einen leeren Korb, der aber genau auf den andern passen muß, oben darauf und zieht das Untersazbrett hinweg. Jezt werden beide miteinander vereinigten Körbe in der Mitte, wo sie sich berühren, mit einem Tuche umwunden, damit keine Biene zwischen den Fugen herausdringen kann. Nun fängt man an, mit kleinen Stäben, anfänglich nur schwach, dann immer stärker auf beide Seiten des Stokes, worin sich die Bienen befinden, zu trommeln, d. i., zu klopfen. Dabei ist zu bemerken, daß man nur auf jene Seiten des Stokes trommeln darf, wo die innern Wachstafeln angebaut sind; sonst legen sich dieselben zusammen und aneinander, so daß sie den Bienen den freien Durchgang versperren. Sobald die eingeschlossenen Bienen das Klopfen bemerken, so fangen sie an, zu lärmen, fallen über den Honig her, und laden davon soviel auf, als ihnen in der Eile möglich ist, ziehen sich sammt ihrer Mutter in die obere leere Wohnung, und hängen sich da in Form eines traubenförmigen Klumpens an. Nach einer Viertel- oder halben Stunde, wenn man bemerkt, daß Alles ruhig ist, und der Schwarm sich angehängt hat, hebt man den obern Korb langsam auf, gibt beiden ein Flugbrett,

und stellt sowohl den ausgetrommelten Schwarm, als auch den Mutterstok an seinen vorigen Ort; jedoch so, daß jeder die Hälfte des vorigen Plazes im Stande einnimmt; den Schwarm aber läßt man bis auf den späten Abend verschlossen, damit er sich an seine neue Wohnung gewöhne.

Weitere Bemerkungen über das Austrommeln.

1) Man trommelt nur solche Stöke aus, welche volkreich sind und sich nicht zum Schwärmen bequemen wollen.

2) Die Zeit des Austrommelns ist die gewöhnliche Schwärm-Zeit, und zwar Abends von 4 bis 5 Uhr der beste Zeitpunkt dazu.

3) Bemerkt man die folgenden Tage nach dem Austrommeln, daß die Bienen ruhig aus- und einfliegen, vor dem Flug-Loche summen und eintragen, so ist der Schwarm gerathen. Ist aber dieses nicht, bezeigen sich die Bienen, da sie noch eingeschlossen sind, unruhig, und suchen sich mit Gewalt herauszubeißen, so ist dieß ein Zeichen, daß der Schwarm mißlungen ist. Man lasse ihn daher wieder zu seinem Mutterstoke abfliegen, und wiederhole das Austrommeln nicht zum zweiten Male.

4) Merkt man, daß sich viele Bienen des Schwarmes wieder zu ihrem Mutterstoke begeben, und dieser dadurch ansehnlich stärker wird, jener hingegen am Volke sehr abnimmt, so rüke man den Schwarm mehr auf die Stelle des Mutterstokes und diesen hingegen weiter hinweg.

5) Will man sich gegen das Mißlingen eines ausgetrommelten Schwarmes ganz sicher stellen, so spießet man dem Korbe, in den der Schwarm durch das Trommeln soll versezt werden, einige Stükchen Brut und Honigtafeln ein, und verschließt ihn drei volle Tage.

6) Wenn ein ausgetrommelter Schwarm wieder auszieht, und also eigentlich schwärmet, welches oft geschieht, so lasse man sich dadurch nicht irre machen, sondern fasse ihn getrost in den nemlichen Korb wieder ein, und stelle ihn auf seinen vorigen Plaz.

7) Man kann, um einen ausgetrommelten Schwarm besonders gut zu machen, denselben auf den Plaz seines Mutterstokes, und diesen hinwieder auf die Stelle eines sehr volkreichen Stokes versezen. Das Nemliche kann man auch mit dem

Schwarme selbst thun. Der Stok, welcher auf solche Art von seiner schon gewöhnten Stelle hat wandern müssen, wird zwar einige Tage trauern und schwach fliegen, sich aber doch bald wieder ganz erholen.

Es gibt noch mehrere Arten der Kunstschwärme. Da aber dieselben mehr für Liebhaber, die weder Zeit noch Unkosten scheuen, als für den gemeinen Mann sind, so will ich dieselben ganz übergehen.

Von den Bienenräubern.

Viele stellen sich die Raubbienen als eine ganz eigene Art Bienen vor. Allein sie irren sich. Auch die besten Bienen können Raubbienen werden. Denn da jede Biene eine beinahe unersättliche Begierde nach Honig hat, und denselben fast auf eine Stunde weit riecht, so sind sie auch alle zum Rauben und Stehlen geneigt, wenn sie Gelegenheit finden, und man ihnen durch Unvorsichtigkeit dazu Anlaß gibt. Doch kann man nicht läugnen, daß einige mehr, andere weniger Diebe sind, je nachdem ihnen ihre Diebereien schon mehr oder weniger gelungen sind. Vorzüglich sind sie im Frühjahre und im Herbste dazu geneigt, weil die Nahrung auf dem Felde mangelt. Im Sommer ist es ein seltener Fall, daß ein Stok von Räubern heftig angefallen wird; es müßte denn derselbe seinen Weisel verloren haben. Doch pflegen sich einige Näscher zu jeder Jahreszeit einzustellen, wenn sie die Witterung daran nicht hindert.

Kennzeichen der Raubbienen.

Man erkennt die Raubbienen an ihrem zischenden Getöse, das sie mit den Flügeln machen, an ihrem schüchternen Fluge, an den krummen und schnellen Wendungen vor dem Flugloche, in welches sie einzudringen suchen, und an ihren Hinterbeinen, die sie, gleich den Drohnen, im Fluge weit hinabsenken. Oft kommen sie übel an; denn die Wache haltenden Bienen ergreifen sie, und beissen sich lange mit ihnen herum, bis sie entweder entwischen, oder an den Flügeln gelähmt werden, oder todt zur Erde niederfallen. Gelingt es aber Einigen, die Wache zu hintergehen, daß sie in den Stok eindringen und mit Raube zurükkehren können, so geben sie ihren Kameraden zu Hause mit einem gewissen fröhlichen Tone zu erkennen, daß es etwas zu rauben gebe. Diese folgen ihnen zu dem aufgefundenen Stoke

nach, und suchen nun mit Gewalt einzudringen. Finden sie hartnäkigen Widerstand, so kehren sie unverrichteter Sache wieder nach Hause zurük; wo nicht, so bestürmen sie den Stok mit aller Gewalt, fliegen bis zur späten Nacht auf den Raub aus, kommen sogar in aller Frühe wieder, tödten endlich den Weisel, wenn einer vorhanden ist, leeren den ganzen Vorrath rein aus, und bringen die einheimischen Bienen zulezt dahin, daß sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, und aus ihrem geplünderten Stoke fortziehen. Da die Hauptursachen des Raubes der Bienen theils der starke Honiggeruch, der von den Stöken ausgeht und welchem die Bienen unwiderstehlich folgen, theils der schwache Widerstand sind, den die Bienen bei einem Stoke, den sie berauben wollen, antreffen: so hat man daher folgende allgemeine

Vorkehrungsmittel gegen die Räubereien der Bienen

zu beobachten:

1) Man lasse seinen Bienen nicht mehr, als eine einzige Oeffnung, wo sie aus- und eingehen können, und verschmiere alle übrigen auf das Genaueste und Sorgfältigste.

2) Man verenge das Flugloch besonders im Frühjahre und Herbste so, daß nur eine oder zwei Bienen zugleich aus- und eingehen können. Denn je enger das Flugloch ist, desto besser können sich besonders schwache Bienen gegen die Räuber und Näscher vertheidigen.

3) Man vermeide das Füttern der Bienen am hellen Tage und bei warmem Sonnenscheine, noch mehr aber das unvorsichtige Verzetteln des Honigs auf und bei dem Bienenstande, lasse die Futterteller nicht nachlässig stehen, und stelle nach dem Beschneiden der Bienen keine leeren Wachstafeln, in denen sich noch einige Zellen mit Honig befinden, oder die damit beschmiert sind, zum Ausleken vor die Bienen hin. Denn durch dergleichen Geruch werden die Bienen zum Stehlen heftig angereizt.

4) Man suche vorzüglich nur gute und volkreiche Stöke zu halten, die im Stande sind, sich gegen Räuber zu wehren. Befolget man alles Dieses, so wird man wenig oder nichts von den Räubern zu befürchten haben. Sollte aber wider Erwarten ein Stok weisellos geworden seyn, (denn weisellose Stöke werden gleich von den Raubbienen ausgekundschaftet, und wenn man nicht schleunige Hülfe schaffet, rein ausgeplündert): so suche

man, sobald als möglich, den weisellosen Stok mit einem andern zu vereinigen; oder, wenn es die Mühe belohnt, gebe man ihm junge Brut, um sich einen neuen Weisel zu erbrüten, und verseze ihn an die Stelle eines volkreichen; oder vereinige ihn, wenn er im Herbste weisellos wird, mit einem Nachschwarme, dergleichen man immer Einen, wie ich oben gelehrt habe, als Vorrath zu dieser Absicht stehen läßt.

Was hat man nun für

Maßregeln bei dem wirklichen Angriffe der Raubbienen zu nehmen?

Ist der von den Räubern angefallene Stok weisellos, (welches man im Herbste leicht daran erkennen kann, wenn derselbe seine Drohnen nicht erwürgt): so habe ich es bereits gelehrt, was damit zu thun sey. Ist er aber dieses nicht, so kommt es darauf an, ob es mit der Räuberei schon sehr weit gekommen sey, oder nicht. Ist es damit schon sehr weit gekommen, so ist das Beste, was man thun kann, daß man das Volk sammt dem vorhandenen Honige zu retten suche. Zu dem Ende verschließe man den beraubten Stok, doch so, daß er die nöthige Luft behalte, trage ihn an einen kühlen finstern Ort, (welches immer geschehen muß, so oft man im Sommer die Bienen verschließt, damit sie ruhiger bleiben), und nach einigen Tagen, wo die Bienen ihren Flug ziemlich vergessen haben, vereinige man ihn des Abends spät mit einem andern Stoke. Den Plaz des beraubten läßt man entweder leer stehen, oder stellt einen Korb dahin, so hat die Räuberei ein Ende. Ist es aber mit dem beraubten Stoke noch nicht zu weit gekommen, und fangen die Raubbienen erst an, ihn zu besuchen, so gibt es, wenn er nicht weisellos ist, verschiedene Hülfsmittel gegen sie.

1) Man verenge das Flugloch des Stokes, und erschwere den Räubern das Eindringen durch eine Blende, d. i., durch ein in Form eines Halbzirkels gekrümmtes Kartenblatt, das man zunächst über dem Flugloche anbringt; denn da die Räuber von oben hereinzudringen suchen, so wird ihnen dieß durch die Blende erschwert.

2) Man verschließe des Morgens seine Bienen. Kommen nun die Räuber nach Aufgang der Sonne, so verjage man sie mit zarten Reisern, Brennnesseln und dergleichen. Tabaksrauch, bei dem Flugloche des Morgens und Abends angeblasen, vertreibt die Räuber, und hindert, daß sie den Honig nicht wittern, wenn gefüttert wird. Ist aber das Verschließen des Stokes vergessen worden, und bemerkt man, daß die Räuber demselben

hart zudringen, so verschließe man jezt noch das Flugloch auf eine Viertelstunde, wodurch die Räuber sich inwendig ängstigen; hernach öffnet man wieder und läßt sie abfliegen. Nachdem eine Partie theils einheimischer, theils fremder Bienen ein- und ausgeflogen ist, so schließt man wieder eine Zeit lang zu und macht von aussen Rauch. Dieß dient, die Räuber in Verlegenheit zu sezen und zu ermüden. Diese Arbeit wiederholt man bis auf den Abend, wo man dann weitern Rath faßt. Des Morgens in aller Frühe verschließt man das Flugloch, stellt den Stok an einen finstern Ort, und einen leeren Korb an dessen Stelle. Kommen nun die Räuber wieder, so bestreue man sie ja nicht mit Mehl, (denn dieß verdirbt den Honig, wenn es von den Bienen in den Stok gebracht wird), sondern mit gestossener Kreide, und sehe, wohin solche weißgepuderte Bienen fliegen. Sind die Räuber von eigenem Stande, so kann man folgende Mittel anwenden, um ihnen das Rauben einzustellen:

1) Wenn man den Stok der Räuber verstellt; denn dadurch werden diese in Verwirrung gebracht und vergessen das Rauben.

2) Wenn man den Stok der Räuber mit dem beraubten selbst verwechselt.

3) Wenn man jenen 3 Tage verschlossen an einen kühlen Ort stellt.

4) Oder ihn gar von seinem Stande hinweg in ein anderes Dorf schafft.

Ist aber der Stok der Räuber von einem fremden Stande, so muß man den Besizer desselben zu bereden suchen, daß er sich zu einem oder dem andern von den vorgeschlagenen Mitteln verstehe. Will er dieses nicht, und lacht noch mit Schaden-Freude über deinen Antrag, weil er nemlich bei seinen Raubbienen seine gute Rechnung findet, so ist es dir erlaubt, auch durch gewaltsame Mittel von den Raubbienen dich los zu machen. Und wie kann dieß geschehen?

1) Dadurch, daß Du die Raubbienen hinweg fangest. Man stellt nemlich einen leeren Korb hin, legt darein etwas Honig und stekt eine krumm gebogene Röhre, deren äussere Oeffnung weit, die innere aber eng seyn muß, doch so, daß eine Biene durch das Flugloch hineinkommen kann. Dadurch werden die fremden Bienen zwar den Eingang, aber nicht mehr den Ausweg finden.

2) Dadurch, daß man die Raubbienen des Morgens mit einer angezündeten Fakel hinwegbrenne.

3) Daß man ihnen gestossene Niesewurz, mit Honig vermischt, in einem leeren Korbe vorseze. Durch dieses Mittel werden sie getödtet, ehe sie noch ihren Stand erreichen. Bier-Hefen, mit Honig vermischt, tödtet nicht blos die Räuber, sondern verdirbt auch die Brut, und vernichtet den ganzen Stok, weil die Räuber davon nicht gleich sterben, sondern den genossenen vergifteten Honig vorher in ihre Zellen absezen; ich kann daher dieses Mittel nicht wohl anrathen, noch viel weniger aber Mükengift oder Arsenik, weil man durch Anwendung solcher äussersten und lezten Mittel sich der Gefahr ausszt, nicht nur Mörder der Bienen, sondern auch der Menschen zu werden, wenn leztere das Honig solcher vergifteten Bienen genießen sollten; denn die Bienen sterben nicht gleich davon, sondern tragen das gestohlene Gut nach Hause und sezen es in ihren Zellen ab. Es wäre also sehr unchristlich, zu dergleichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, da es Andere ganz unschädliche gibt.

Zum Beschlusse dieses Kapitels von den Bienenräubern bemerke man noch folgende, durch alltägliche Erfahrung bewährte Beobachtung: Ein Stok, welcher von Räubern angefallen wird, ist entweder sehr schwach oder gar weisellos. In beiden Fällen wende man lieber die bei schwachen und weiselosen Stöken vorgeschriebenen Mittel an, als daß man durch mühsames Ausspüren der Raubbienen die Zeit verschwende; denn wer immer bei seiner Bienenzucht sein Hauptaugenmerk dahin richtet, sehr gute, gesunde und volkreiche Stöke zu haben, wird auch von Raubbienen wenig oder gar nicht angefochten werden.

Von den Bienenfeinden.

Der Marder, die Maus, der Storch, der Specht, das Rothschwänzchen, die Schwalben, die Bachstelze, die Hühner und Enten, die Meisen, die Dorndreher, Grasmüken und andere Vögel; — die Horniſſe, die Wespen, die Ameisen, — sind Verderber, Feinde und Mörder der Bienen.

Auch die großen und kleinen Nachtfalter, die ihre Eier in die Bienenzellen oder Fugen legen, aus denen Ringmaden entstehen, die sich dann in das Wachs einfressen, sind gefährliche Feinde.

Man verwahre sich gegen alle und jede dieser Gattungen Feinde so gut man kann, halte seinen Stand immer reinlich, verschmiere sorgfältig alle Rizen der Stöke, sehe stets fleißig nach und erspähe das Uebel gleich bei seinem Keime, so wird man aller dieser Feinde Herr und Meister werden.

Von den Bienenkrankheiten.

So wie alle Thiere, sind auch die Bienen verschiedenen Zufällen und Krankheiten ausgesezt. Doch sind sie es weit mehr, wenn man sie entweder sehr nachläßig oder gar zwekwidrig behandelt. Dabei muß man aber aufrichtig bekennen, daß die Krankheiten der Bienen nicht so vielartig und häufig sind, als sie Manche ausgeben wollen. Ich will daher nur die bekanntesten und gewissesten anführen. Die erste und Hauptkrankheit unter den Bienen ist

Die Ruhr.

Diese Krankheit ist um so gefährlicher, weil sie sich gemeiniglich gegen das Ende des Winters einstellt, wo sich am Wenigsten mit den Bienen anfangen läßt, und jede Beunruhigung das Uebel ärger macht.

Die Ruhr ist ein röthlicher stinkender Unrath, der sich den Winter über in den Eingeweiden der Bienen sammelt, und ihnen, wenn sie solche wegen Strenge der Witterung, die sie am Ausfluge hindert, zu lange bei sich behalten müssen, so schlaffe Nerven macht, daß sie denselben endlich im Stoke selbst von sich zu geben gezwungen sind. Dadurch wird nun ihre Arbeit sehr verunreinigt, die innere Luft verpestet, und das Volk selbst der Gefahr des gänzlichen Verderbens ausgesezt.

Man erkennt es daran, daß ein Stok von der Ruhr ergriffen ist, wenn derselbe erstens einen widerwärtigen, säuerlichen Geruch von sich gibt; zweitens, wenn viele todte Bienen auf dem Flugbrette liegen, deren Hinterleib sehr aufgetrieben ist; und drittens, wenn die Wachs- und Honigtafeln mit einem schwarzrothen Unrathe beschmiert sind, welcher klebrig zu fühlen ist.

Die Ursachen dieser Krankheit sind:

1) Ein zu lange dauernder Winter; denn es sammelt sich, wenn die Kälte zu lange andauert, und sich den ganzen Winter über niemals ein und der andere warme Tag einstellt, wo die

Bienen ausfliegen und sich reinigen können, ein zu häufiger Unrath in ihnen, den sie endlich gezwungen sind, sogar innerhalb des Stokes von sich zu geben.

2) Ein zu strenger Winter; denn je strenger der Winter ist, desto mehr müssen auch die Bienen zehren, um sich zu erwärmen, und folglich muß sich auch um so mehr Unrath in ihren Eingeweiden sammeln, der eine Ursache der Ruhr ist.

3) Die Verkältung, wenn nemlich die innere Arbeit eines Stokes noch zu jung und zu zart ist; daher sind auch junge Schwärme diesem Ungemache der Ruhr mehr ausgesezt, als alte Stöke. Oder wenn die Bienen vielen unversiegelten Honig in den Zellen unter sich haben; denn dieser unter dem Winternesте der Bienen befindliche unversiegelte Honig, besonders wenn derselbe noch dazu sehr wässerig ist, erwärmet nicht, sondern kühlet vielmehr. Der Honig bleibt aber deßwegen zuweilen unversiegelt, weil man seine Bienen, um ihnen gänzliche Winternahrung zu verschaffen, spät im Herbste und vielleicht noch dazu mit sehr verdünntem Honige gefüttert hat, oder sie erst spät im Herbste einen reichlichen Honigthau erhalten haben; denn in beiden Fällen tragen sie den erhaltenen Honig aus Eilfertigkeit in die nächsten besten untersten Zellen; und da sie aus Abgang der erforderlichen Wärme zu dieser Jahreszeit kein Wachs mehr ausschwizen, so können sie auch solche frisch gefüllte Zellen vor Winters nicht mehr verschließen.

Mittel gegen diese Krankheit.

Um die Ruhr zu verhüten, verhindere man im Herbste den Ausflug seiner Bienen nicht zu bald, und lasse sie nicht zu spät im Frühjahre wieder zum Ausfluge kommen, sondern man gestatte ihnen lieber den freien Ausflug für immer, auch zur Zeit der strengsten Kälte; denn geht auch eine und die andere Biene, die sich aus Vorwiz oder aus Noth aus dem Stoke wagt, zu Grunde, so hat dieser Verlust doch wenig zu bedeuten. Die Bienen haben ja auch in Wäldern ihren freien Ausflug den ganzen Winter über, und doch befinden sie sich daselbst sehr gut. Auch im strengsten Winter fällt hie und da warmes Thauwetter ein, und wie wohl muß es nicht den Bienen zu Statten kommen, wenn sie zu der Zeit ausfliegen und sich reinigen können? Es ist daher auf das gänzliche Einsperren der Bienen im Winter nicht gar viel zu halten. Es geschieht zwar deßwegen, damit

sie nicht so viel zehren sollen; allein man erreicht durch das Einsperren seine Absicht nicht, sondern vielmehr dadurch, daß man in seinem Stande den ganzen Winter hindurch einen gleichen Grad von mittelmäßiger Kälte herzustellen sucht, welches durch andere Mittel und Wege bewirkt werden muß. Auch kann man durch das gänzliche Einsperren der Bienen nicht verhüten, daß im Winter gar keine zu Grunde gehen. Im Gegentheile werden sehr viele und vielleicht ganze Bienenstämme zu Grunde gehen, wenn einmal die Ruhr unter ihnen einzureissen anfängt. Denn da durch das Verschliessen der äussern frischen und gesunden Luft der freie Eingang versperrt ist, so muß die innere Luft bei einem lange anhaltenden Winter endlich ganz dik und sehr übelriechend werden, daher auch auf die Gesundheit der Bienen den nachtheiligsten Eindruk machen. Kömmt nun ein Anfall von der Ruhr noch dazu, hat sie auch nur eine und die andere Biene ergriffen, so muß dieses Uebel endlich durch Anstekung allgemein werden, und den ganzen Stok zu Grunde richten. Es ist also besser, man läßt das Fluglok für immer offen, damit eine und die andere von der Ruhr ergriffene Biene, wäre es auch, daß durch die Kälte einige zu Grunde gingen, ausfliegen und sich reinigen kann, als daß man durch Einsperren das ganze Volk der Gefahr des Verderbens ausszt.

Ich komme nun nach dieser kleinen Ausschweifung, die ich deßwegen für nöthig gehalten habe, weil ich die Unwissenden eines Bessern belehren wollte, wieder auf die Mittel selbst gegen die Ruhr zurük. Hier muß man nothwendig folgenden Unterschied machen: entweder hat diese Krankheit bei einem Stoke schon überhand genommen, und zwar zu einer Zeit, wo die Bienen wegen Strenge der Witterung noch nicht ausfliegen können, oder sie fängt erst an, und die Witterung gestattet den Bienen den Ausflug. Im ersten Falle bleibt kein anderer Rath übrig, als seinen Bienen das Fluglok zu öffnen, wenn sie etwa eingesperrt seyn sollten; ihnen freien Ausflug zu gestatten, und sie im Uebrigen ihrem Schiksale zu überlassen. Im zweiten Falle, wo das Uebel noch nicht zu sehr überhand genommen hat und die Witterung den Ausflug erlaubt, füttere man seine Bienen mit einem etwas erwärmten reinen Honige, der mit wenigem guten Weine oder Sternanisthee vermischt wird. Sie werden dadurch wieder munter gemacht, ihre Eingeweide gestärkt, daß sie den Unrath leicht von sich schaffen können, und die Ruhr

verliert sich. Allein eine andere noch schlimmere Krankheit für die Bienen ist

Die Faulbrut.

Diese entsteht, indem die in den Zellen sich befindende, noch unzeitige Bienenbrut in Fäulniß übergeht. Man erkennt das Daseyn dieses Uebels in einem Stoke an folgenden Merkmalen: Erstens sind bei der Faulbrut die Dekel, mit denen die Brut zugespunden ist, eingesunken, da sie im Gegentheile bei einem gesunden Stoke etwas erhaben stehen. Zweitens befindet sich in den Zellen statt der weissen Brut eine schleimige schwarzbraune Materie. Drittens gibt ein faulbrütiger Stok einen sehr übeln Geruch von sich, welcher jenem des in Fäulniß übergehenden Fleisches gleicht.

Ursachen der Faulbrut sind:

1) Wenn nach warmen schönen Frühlingstagen auf Einmal wieder sehr rauhe und kalte Witterung einfällt; denn in einem solchen Falle müssen sich die Bienen im Stoke wegen der auf sie wirkenden Kälte näher auf einen Klumpen zusammenziehen, und die äußere Brut verlassen, die schon allenthalben angesezt war. Hält nun diese Kälte über zwei bis drei Tage an, so geht die verlassene Brut, weil sie nun nicht mehr von den Bienen erwärmet wird, in Fäulniß über. Ist aber einmal auch nur ein Theil der Brut in Fäulniß übergegangen, so verlassen die Bienen wegen des übeln Geruchs auch die nebenstehende noch gesunde Brut, und ziehen sich immer weiter von der Brut zurük, wodurch die Fäulniß im Stoke immer weiter krebsartig um sich greift.

2) Wenn die Bienen im Frühjahre häufige Brut angesezt haben, hernach aber wegen einfallender schlimmer Witterung, die sie lange Zeit am Ausfluge hindert, ihren Vorrath allmählig aufzehren und Mangel zu leiden anfangen; denn in diesem Falle, wenn nicht ein fleissiger und gutmüthiger Bienenwirth ihrer Noth abhilft, können die Bienen nicht einmal sich, viel weniger ihre Brut ernähren; diese muß also absterben. Es wird zwar anfänglich ein Theil dieser jungen Brut von den Bienen selbst ausgesaugt, und aus den Zellen herausgerissen; allein nach und nach wird doch der größte Theil davon übelriechend, und geht in Fäulniß über.

3) Wenn die junge Brut der Bienen in den Zellen nicht aufrecht, sondern verkehrt auf dem Kopfe stehet. Denn da eine solche Lage für die Bienenmade ganz widernatürlich ist, so kann diese auf solche Art zu ihrer Zeitigung nicht gelangen, stirbt, faulet und vertroknet endlich. Man findet selbst in guten Stöken einige Zellen mit solcher Brut; allein da es nur einige sind, so hat auch ihre Fäulniß nicht viel auf sich. Oft überbauen die Bienen diese Faulbrut, wenn sie selbe nicht mehr herausziehen können und ihre Anzahl nur gering ist, mit einer diken Deke vom Wachse, und lassen sie darunter ganz vertroknen.

4) Entsteht Faulbrut, wenn die Bienen giftiges Futter bekommen haben, das ihnen ihrer Räubereien wegen von unedeln Nachbarn vorgesezt worden ist. Denn da nicht nur die Bienen von dergleichen Futter genießen, sondern auch ihrer jungen Brut einen Theil davon nach Hause tragen, so muß diese dadurch absterben und zu Grunde gehen.

5) Endlich entsteht die Faulbrut durch übermässige innere Wärme des Stokes; wenn nemlich die Sonne den ganzen Tag über mit ihrer ganzen Last auf einem Stoke liegen kann. Nun fragt es sich: was hat man für

Mittel gegen die Faulbrut

anzuwenden? — Hat die Faulbrut in einem Stoke noch nicht zu sehr überhand genommen, so helfen sich gemeiniglich die Bienen selbst. Sie beissen, wie bereits gesagt worden ist, die verdorbene Brut aus, und schaffen sie hinweg. Können sie aber dieselbe, weil sie schon zu sehr in Fäulniß übergegangen ist, nicht mehr ausbeissen, so ziehen sie einen diken Wachsdekel über die Zelle, damit der üble Geruch der Fäulniß nicht herausdringen könne, reissen die Brut heraus, nachdem solche ganz vertroknet ist, und reinigen die Zelle. Hat hingegen die Faulbrut in einem Stoke schon zu sehr überhand genommen, sind alle Tafeln hin und wieder davon voll, und geben sie einen faulen, übelriechenden Geruch von sich: dann steht es schlimm um denselben, und man kann ihm nicht anders als durch gewaltsame Mittel helfen. Man wendet nemlich den Stok, und schneidet so lange Arbeit und Brut heraus, bis man auf weisse und gesunde Brut kommt. Ist vielleicht der Stok dabei schon um vieles Volk gekommen, und sehr schwach geworden, so stelle man ihn entweder auf den Plaz eines sehr volkreichen, oder

vereinige ihn wohl gar mit einem andern. Der von einem faulbrütigen Stoke ausgeschnittene Honig ist gut und brauchbar, wenn man davon alle faulbrütigen Zellen absondert. Würde man dieß unterlassen, so würde sich die Fäulniß dem gesammten Honige mittheilen, und diesen schädlich und ungesund machen.

Damit man aber seine Stöke vor einer solchen Krankheit, so viel wenigstens in unsern Kräften steht, sicher stelle, so wende man folgende Vorsicht an:

1) Oeffne man im Frühjahre, zu welcher Zeit die Faulbrut gemeiniglich entsteht, das Flugloch seiner Stöke nicht zu weit, damit nicht zu viel Kälte dadurch in den Stok eindringen könne. Bei schwachen Stöken lege man es ganz zu, wenn man eine kalte Nacht besorgt. Man beschneide auch seine Stöke nicht zu frühzeitig; denn dadurch entsteht leerer Raum im Stoke, und folglich Kälte.

2) Man nehme seinen Stöken im Frühjahre lieber zu wenig Honig, als zu viel, damit die Bienen sowohl sich, als ihre Brut reichlich ernähren können, im Falle eine anhaltende rauhe Frühlingswitterung eintreten sollte. Man sehe daher zu dieser Zeit öfters nach, ob sie die gehörige Schwere, und an noch gutem flüssigen Honige Vorrath haben, welches man durch das Honigvisir, das z. B. eine lange Striknadel seyn kann, erfahren wird. Ist der Honig schon zu alt und zukerartig, dergleichen man bisweilen in der Form kleiner weisser Körnchen auf dem Flugbrette findet, so taugt er den Bienen nicht zur Nahrung, und sie würden bei einem auch noch so großen Vorrathe an demselben dennoch verhungern müssen. Daher gebe man ihnen reinen flüssigen Honig zur Fütterung, im Falle sie dessen benöthigt wären.

3) Stelle man keinen vergifteten Honig für die Raub-Bienen und Näscher auf; denn man könnte seine eigenen Stöke und ihre Brut zu Grunde richten. Wäre es auch nicht, so verbietet es doch das Gebot der Nächstenliebe, (was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch keinem Andern).

So viel von den gewöhnlichsten und bekanntesten Krankheiten der Bienen. Es werden zwar noch mancherlei Krankheiten der Bienen in verschiedenen Schriften über dieselben angeführt, z. B. die Tollkrankheit, die Läusekrankheit, die Hörner-Krankheit, die Bukelbrut u. dgl. Allein es sind dieses keine eigentliche Krankheiten zu nennen. Denn die Tollkrankheit, wo die

Bienen wie unsinnig aus dem Stoke herausstürzen und übereinander herfallen, rührt von vergiftetem Futter her, das sie bekommen haben. Die Läusekrankheit, indem nemlich die Bienen flohfarbige Läuse bekommen, die sich aber auf ihren Rüken festsezen und anklammern, rührt von der Schwäche und Armuth eines Stokes her, wo sich gemeiniglich dieses Ungeziefer wie bei Bettlern einfindet. Die Hörnerkrankheit ist nichts Anderes, als ein gelber buschartiger Auswuchs auf dem Kopfe der Bienen. Die Bukelbrut endlich ist eigentliche Drohnenbrut, welche entweder von Arbeitsbienen oder einer unächten Mutter-Biene in Zellen gemeiner Arbeitsbienen gelegt, und von diesen mit einem hochgewölbten Dekel, der einer Kappe gleicht, versehen wird. Sie ist ein Merkmal der Weisellosigkeit eines Stokes, und mithin ebenfalls keine eigentliche Krankheit der Bienen zu nennen.

Von der Bienen-Weisellosigkeit.

Weisellos nennt man einen Stok, wenn derselbe seinen Weisel oder seine Mutterbiene (die Königin) verloren hat. Befindet sich in dem Stoke nach dem Verluste des Weisels noch taugliche Brut, das heißt, ein noch nicht über drei Tage alter Arbeitsbienenwurm, so hat der Verlust desselben weiter keine nachtheilige Folge für die Bienenkolonie; denn die Bienen schiken sich sogleich an, aus der vorhandenen Brut eine oder mehrere Mutterbienen zu erbrüten. Ist aber im Gegentheile die Brut schon zu alt, oder gar keine vorhanden (welches gemeiniglich der Fall ist, wenn die Mutterbiene mehrere Tage vor ihrem Tode kränkelt und nicht mehr Eier legt): so ist der Stok und das ganze darin befindliche Bienenvolk verloren, wenn nicht Hülfe geschafft wird. Es kann dieses Uebel auch dem geschiktesten Bienenwirthe widerfahren, weil er das Leben der Mutter-Biene nicht in seiner Gewalt hat.

Welches sind nun die

Kennzeichen der Weisellosigkeit.

Bienen, welche weisellos geworden sind, sind ungewöhnlich unruhig, laufen ängstlich an dem Flugloche auf und ab, als wenn sie etwas suchten, geben einen heulenden, jammernden Ton von sich, der mit einer plözlichen Stille abwechselt, fliegen aus, kehren aber gleich wieder zurük, und zeigen überhaupt in

ihrem ganzen Betragen, daß ihnen etwas Bedeutendes fehle. Haben sie nun Hoffnung, aus der vorhandenen Brut sich bald wieder eine Mutter zu erzeugen, so kehren sie bald, wenigstens nach Verlauf eines Tages, wieder zur Ruhe und Ordnung zurük, und fangen, mit dem Kopfe gegen das Flugloch gekehrt, wieder wie vorher zu summen an. Ist aber diese Hoffnung, sich eine neue Mutter zu erbrüten, verloren, so währt ihre Unruhe fort, sie sind träge und verdrossen zur Arbeit, tragen nur sehr kleine Höschen ein, vertheidigen sich wenig gegen fremde Bienen, hören auf, vorzuspielen, sizen immer unter dem Flug-Loche, als wenn sie auflauerten, und gleichsam nicht das Herz hätten, auszufliegen; ja, lassen sogar auch mit ihrem freudigen Summen vor dem Flugloche nach.

Indessen geschieht es bisweilen, daß die Bienen eines weisellos gewordenen Stokes sich auch aus einer untauglichen Brut einen Weisel wählen. In diesem Falle arbeiten sie zwar noch fort, aber sobald sie nach Verlauf von 15 bis 20 Tagen (wo nemlich die zum Weisel angesezte Brut auskriechet), bemerken, daß sie statt eines Weisels eine andere Biene erhalten haben; so fangen sie an, recht verdrossen und muthlos zur Arbeit zu werden, und an Volke merklich abzunehmen. Bei einem Stoke, wo sich endlich die Weisellosigkeit erst im Herbste ereignet, kann man es als ein unfehlbares Kennzeichen derselben ansehen, wenn er seine Drohnen nicht abwürgt. Welches sind nun die

Mittel gegen das zu Grunde gehen eines weisellosen Stokes?

Wird ein Stok zu einer Zeit weisellos, wo derselbe taugliche Brut zur Ansezung eines neuen Weisels haben kann (gute und volkreiche Stöke können diese mit Anfange des Jäners bis zum Anfange Augusts haben): so erbrütet er sich von selbst aus der vorhandenen Brut eine neue Mutter. Ergibt sich aber die Weisellosigkeit erst im Herbste, wo die Bienenmütter Eier zu legen aufhören, so ist kein anderes Mittel übrig, den weisellosen Stok zu retten, als daß man an einem gelinden Tage ihn mit einem andern schwachen Stoke vereinige, der aber doch sein hinlängliches Auskommen haben muß, um sein neu angekommenes Volk den Winter über bis zum Frühjahre zu ernähren. Wird aber ein Stok weisellos zu einer Zeit, wo er zwar Brut hat, doch keine solche, die ihm zur Erbrütung einer

neuen Mutterbiene dienlich ist, (welches man, wenn man genau auf seine Stöke Acht gibt, aus den oben beschriebenen Kennzeichen wohl bemerken kann): so muß man ihm von einem andern guten Stoke eine taugliche Brut geben. Man schneidet nemlich ein Stük Bruttafel, worin Eier und ganz kleine Bienenwürmer befindlich sind, aus einem andern Stoke, und spießet solches dem weisellosen ein, oder man sezet ihm einen Kranz mit Brut unter, den man von einem andern guten Stoke abgeschnitten hat. Da aber dieses immer eine mißliche und bedenkliche Arbeit ist, so wird es meines Erachtens am Besten seyn, wenn man den weisellosen Stok mit einem andern schwächern vereinigt. Dadurch gewinnt dieser nicht nur an Volke, sondern man geht auch viel sicherer dabei zu Werke. Denn es könnte geschehen, daß der für weisellos gehaltene Stok entweder einen alten kränkelnden Weisel hätte, der gar keine Eier mehr hervorbringt, oder doch einen unächten, der nur Drohneneier legt. In beiden Fällen würde das Einsezen der Brut doch nichts helfen, weil die Bienen gewohnt sind, so lange sich keinen neuen Weisel zu erbrüten, als sie noch einen, gleichwohl untauglichen, im Stoke haben. Wie geschieht aber

Das Vereinigen eines Stokes mit dem andern?

Sind die Bienen in gemeinen einfachen Strohkörben, so stellet man den Stok, dessen Volk ausziehen soll, umgekehrt auf die Stelle desjenigen, zu dem er einziehen soll; diesen aber oben darauf. Zwischen beide Körbe, wenn sie nicht genau aufeinander passen, schiebet man einen hölzernen Rahmen, dessen Eken mit kleinen Winkelbrettchen ausgefüllt sind. Man kann zwar den Stok, der ausziehen soll, auch aufrecht stellen; aber hier ist es nöthig, daß die obere Deke oder das Haupt davon abgeschnitten wird, damit das Volk des untern Stokes durchdringen und sich oben hinauf begeben kann. Ueberdieß muß auch noch das Flugloch des obern Korbes zugeschlossen werden. Man kann dieses auch wohl auf einige Tage bei beiden zugleich thun, aber sie müssen an einen kühlen Ort gestellt werden, und dabei doch die nöthige Zugluft haben. Sind aber die Bienen in theilbaren Strohkörben oder Magazinkasten, so ist dieses Geschäft leichter; denn man darf nur von einem Stoke den Dekel abnehmen, und den anderen darauf sezen, so ist die Arbeit geschehen. Im Uebrigen aber verfährt man auf die nemliche Weise.

Hat sich nun nach einigen Tagen das Volk von beiden Stöken mit einander vereinigt und sich an den Geruch des Stokes gewöhnt, so nimmt man den untergeschobenen Korb oder die untergesezten Kränze oder Kasten wieder weg, und läßt das in denselben etwa zurükgebliebene Volk in einiger Entfernung vom Stande vollends zu seinem Stoke abfliegen.

Da ich bisher von weisellosen Stöken geredet habe, so nehme ich daher Anlaß, auch noch ein Paar Worte von schwachen Stöken zu sagen.

Schwache Stöke

nenne ich diejenigen, welche durch einen widrigen Zufall so sehr sind an Volke geschwächt worden, daß sie sich auch in den besten Jahren für die Bienen kaum wieder erholen, wenn ihnen von ihrem Wärter nicht aufgeholfen wird. Will man aber wissen, wie einem schwachen Stoke aufzuhelfen sey, so untersuche man die Ursachen seiner Schwäche. Die gewöhnlichsten sind: die Ruhr, Faulbrut, Weisellosigkeit, gewaltsame Zufälle, eine alte kränkelnde Mutter, das gänzliche Einsperren der Bienen ohne alle Zugluft, Mäuse, die sich im Stoke einnisten, ein feuchtes Winterquartier, vorzüglich wiederholtes Schwärmen eines Stokes und dergleichen mehr.

Die Mittel, schwachen Stöken zu helfen,

bestehen nun überhaupt in der Entfernung und gänzlichen Hinwegräumung der Umstände, welche ihre Schwäche verursacht haben. Dabei hat man in dieser Hinsicht noch Folgendes zu bemerken. Findet man einen Stok schon im Anfange des Frühjahres sehr schwach und elend, so suche man ihn, weil sich vor der Zeit nicht viel mit ihm anfangen läßt, bis zur Schwärm-Zeit zu erhalten. Man stelle ihn daher erstlich durch ein sehr enges Flugloch gegen die Räuber sicher. Zweitens schneide man den Stok von unten bis an die Mitte hinweg, damit die Bienen eng beisammen sizen, und sich sowohl genugsam erwärmen, als auch vertheidigen können. Kommt endlich im Junius die Schwärmzeit herbei, so verstelle man ihn des Abends gegen 4 Uhr mit einem anderen sehr volkreichen Stoke, d. h., man seze ihn auf den Plaz eines volkreichen Stokes, und diesen anderswohin. Die neu ankommenden Bienen werden zwar anfänglich über eine solche Veränderung befremdet seyn; endlich aber sich

dieselbe gefallen lassen, und einmüthig arbeiten, wenn der schwache Stok nicht weisellos ist. Der starke und volkreiche Stok, der auf solche Art von seiner Stelle hat wandern müssen, wird zwar anfänglich durch den Verlust seines Volkes etwas geschwächt, erholt sich aber doch bald wieder durch neu ausgekrochene Brut. Man kommt zwar dadurch um einen neuen Schwarm, indem solche verstellte Stöke nicht schwärmen; indessen wird doch dieser Verlust durch die Rettung des schwachen Stokes wieder eingebracht und ersezt. Käme aber die Schwäche eines Stokes von einem zu alten und entkräfteten oder von einem kränkelnden Weisel, der keine Eier mehr legt, oder, welches ein seltner Fall ist, von Faulbrut her, und ereignete sich dieses gerade im Sommer: so könnte man auf seine Stelle im Stande einen jungen Ableger sezen, ihn selbst hingegen auf einige Entfernung vom Stande hinwegtragen, seine Tafeln sämmtlich ausbrechen, und nach weggefangenem Weisel die Bienen in den jungen Ableger abfliegen lassen, welche, an ihren vorigen Flug gewöhnt, sich auch gerne dahin begeben werden. Sollte aber Jemandem diese Arbeit zumühsam und verdrießlich vorkommen, so kann man sich auch, wie schon anderswo gelehrt worden ist, durch das Vereinigen der Stöke helfen.

Das Nemliche geschieht auch, wenn ein Stok zu der Zeit schwach wird, wo der Sommer schon größtentheils vorüber ist, und der Herbst herannaht. Man vereinigt nemlich den schwachen mit einem andern, bei dem er hinlängliche Nahrung antrifft. Dabei verfährt man auf folgende Weise: Man verschließt den schwachen Stok auf einige Tage, damit er seinen Flug in etwas vergesse; löset dann den Dekel ab, und sezt auf denselben den benachbarten oder einen andern gleich schwachen Stok. Der kleine Vorrath an Honig, den das neu ankommende schwache Volk mit sich bringt, verhindert alle Feindseligkeiten. Bemerkt man nach Verlauf einiger Tage, daß die vereinigten Bienen sich zusammen gewöhnen, so nimmt man von dem untergesezten Stoke nach und nach die Kränze hinweg, und schneidet solche als Ausbeute aus. Wäre ein Kranz mit Honig darunter, so müßte man auch diesen hinwegnehmen, weil es im Winter gefährlich für die Bienen seyn würde, wenn sie Honig unter sich hätten; oder man müßte denselben, wenn er größtentheils mit Honig angefüllt wäre, ganz oben aufsezen, wo er dann den Bienen gute Dienste leisten würde. Man kann ferner einem im

Herbste schwach gefundenen Stoke, der übrigens mit Honig reichlich versorgt ist, auch damit aufhelfen, wenn man das Volk eines Stokes, der getödtet werden soll, kauft, mit Boviste betäubt, die Mutterbiene heraussucht, und dann das betäubte Volk in einem leeren Kranze mit etwas Honig untersezt; denn das auf solche Art betäubte Volk wird nach einer kurzen Zeit wieder thätig und lebendig, und, da es Honig mitbringt, von den einheimischen Bienen willig aufgenommen. Sollte aber ein Stok dadurch sehr schwach geworden seyn, weil er faulbrütig ist, oder weil er von feindseligen Nachbarn Gift bekommen hat, (das Erste wird man aus dem üblen Geruche des Stokes, das Andere aus der Tollkrankheit der Bienen abnehmen können), so wage man es ja nicht, denselben mit einem andern Stoke zu vereinigen; denn man würde dadurch auch den gesunden Stok schwächen, oder gar zu Grunde richten.

Ich weiß es zwar wohl, daß Viele gegen das Vereinigen der Stöke sehr eingenommen sind, weil sie befürchten, daß die von zwei Stöken zusammengestossenen Bienen einander feindlich angreifen und erwürgen möchten. Allein ich kann es zu ihrer Beruhigung sagen, daß dieses ein sehr seltener Fall ist. Wenn er aber auch eintritt, so geschieht es nur bei Vereinigung solcher Stöke, welche äusserst schwach sind, und fast gar kein Volk mehr haben, oder welche, ausser Läusen, sonst gar nichts mit sich bringen.

Von der Bienennahrung.

Die eigentliche und natürlichste Nahrung für die Bienen ist der Honig. Sie sammeln solchen aus den Kelchen der Blumen, auf den Blättern gewisser Pflanzen und Bäume. Wo die Bienenzucht gedeihen soll, da muß man zugleich für reichliche Nahrung sorgen durch Anpflanzung aller Arten von Obstbäumen, Linden, wilden Kastanienbäumen, Palmweiden, Haselstauden u. s. w. Wie mancher schöne Plaz könnte damit besezt werden, der öde und leer stehet! Eben so vervielfältige man die in vieler Hinsicht so nüzlichen Stachelbeer- und Himbeer-Stauden. Wie viele könnten unter die Umzäunungen der Gärten gemengt werden! Man pflanze Bohnen, Kukummern, Kürbisse, Sonnen-Blumen, Borragen, und sehe darauf, daß die Bienen zu jeder Jahreszeit angemessene Weide finden! Nur alsdann — kann man auf Reichthum aus seiner Bienenzucht rechnen.

Vom Bienenfüttern.

Es können für Bienen eben so, wie für Menschen Mißjahre eintreten, wo man ihnen mit Füttern zu Hülfe kommen muß, wenn man seine Kargheit nicht mit dem Verluste seiner Stöke büßen will. Doch kann es ein kluger Bienenwirth durch seine Erfahrenheit so weit bringen, daß er nur äusserst selten in diese betrübte Nothwendigkeit versezt wird; wenn er nemlich immer nur die Besten unter seinen Stöken, und auch diese nicht alle Jahre schwärmen läßt; wenn er das späte Schwärmen verhindert, und durchaus keine schwache Stöke auf seinem Stande duldet. Indessen, wenn doch der Fall eintritt, daß man füttern muß, fragt es sich, ob und wie diese Fütterung im Herbste, im Winter und im Frühjahre geschehen müsse?

Nothwendigkeit der Fütterung.

Im Herbste ist die Fütterung bei jenen Stöken nothwendig, welche ihre ganze Winternahrung nicht eingebracht haben. Man untersuchet nemlich im October, wenn die Bienen nichts mehr eintragen können, seine sämmtlichen Stöke, und zwar, wenn es geschehen kann, auf der Wage, ob sie ihr nöthiges Gewicht nicht für den Winter haben, welches man gemeiniglich den Ausstand nennt. Dazu rechnet man 4 Maß Honig, oder 16 Pfund Nürnberger Gewichts, und 4 bis 6 Pfund auf Bienen und Arbeitsstoff; mithin auf einen ganzen Stok (Flugbrett und Bienenkorb nicht mit eingerechnet) beiläufig 20 Pfund. Haben nun die Bienen diesen Ausstand nicht, und fehlt ihnen davon nur ein und das andere Pfund, so gibt man ihnen solches; fehlt ihnen aber noch zu viel, so reinigt man sie lieber mit einem andern Stoke, der sie ernähren kann. Doch braucht man auch dieses nicht, wenn man seine Bienen magazinmäßig behandelt; denn hat man die Bienen in theilbaren Strohkörben oder sogenannten zusammengesezten Magazinkränzen, so kann man auf die leichteste Art auch dem ärmsten Stoke helfen, wenn er übrigens an Volke stark und der Hülfe werth ist. Man kann nemlich einem Stoke, der überflüßigen Honig hat, einen vollen Honigkranz abnehmen, und solchen dem dürftigen oben aufsezen, so ist demselben für den Winter geholfen. Ich sage oben aufsezen; denn die Birnen suchen im Winter, wo sie im Neste beisammen sizen, ihre Nahrung über, nicht unter sich; und in

einem Stoke, wo ein Theil des Honigs unten, dann leerer Arbeitsstoff, und über diesem wieder Honig wäre, würden die Bienen dennoch, ungeachtet des Vorraths, verhungern, weil sie nach aufgezehrtem untersten Honig auf den leeren Arbeitsstoff stossen, oder nach verzehrtem obersten Honig das leere Product ihrer Arbeit unter sich gewahr würden. Kurz, es muß aller Honig oben, und es darf kein leerer Arbeitsstoff dazwischen seyn, wenn diese Fütterungsart etwas nüzen soll. Im Winter ist die Fütterung bei jenen Stöken nothwendig, denen man nicht schon im Herbste Vorsehung damit gethan hat. Man trägt nemlich den zu fütternden Stok mit versperrtem Flugloche in eine mäßig erwärmte Stube, und sezet ihm lauwarmen Honig unter. Da aber bei dergleichen Fütterung die Bienen zu einer Zeit beunruhigt werden, wo sie ihrer Natur nach ungestörte Ruhe genießen sollten, und zugleich der Gefahr der Ruhr ausgesezt werden, weil sie mehr zehren müssen: so wird dabei nicht viel gewonnen, ja, die Erfahrung lehrt, daß dergleichen Stöke bei allem auf sie verwendeten Futter dennoch gemeiniglich schlechte Stöke bleiben. Daher handelt man am Klügsten, wenn man solche Stöke schon bei der Musterung im Herbste mit anderen vor Winters vereinigt.

Im Frühjahre endlich muß man jene Stöke füttern, welche mit ihrem Honigvorrathe bis dahin zur genauen Noth ausgelangt, oder welche ungewöhnlich stark im Frühjahre gezehrt haben. Dieser Fall kann sich besonders ergeben, wenn ein Stok im Anfange des Frühjahrs häufige Brut ansezt, oder anhaltend kalte Witterung die Bienen am Eintragen hindert. Man darf nicht glauben, daß man schon gewonnenes Spiel habe, wenn man seine Bienen im Frühjahre Höschen eintragen sieht; denn dieser Staub ohne Beimischung des Honigs wird von den Bienen nicht genossen, wenn sie daran einen auch noch so großen Vorrath, aber keinen Honig hätten.

Fütterungsmethode.

Es gibt besonders zwei Arten, dürftige Stöke mit dem nöthigen Futter zu versehen; nemlich dem Stoke, der gefüttert werden soll, das Futter entweder unter- oder obenauf zu sezen. Dabei hat man sich hauptsächlich nach dem Baue seiner Bienenkörbe und verschiedenen andern Nebenumständen zu richten, die das Füttern entweder erleichtern oder erschweren können. Ein

kluger Bienenwirth, der nachzudenken gewohnt ist, braucht nur einen Fingerzeig, um sich unter den gewöhnlichen Fütterungsarten diejenige zu wählen, die ihm die beste und bequemste seyn kann.

Füttert man seine Bienen auf die erste Weise, wobei das Futter untergesezt wird, so kann dieß entweder in untergesezten Futterkästchen geschehen, welche ich unten näher beschreiben werde; oder auf irdenen Tellern, die man mit Strohhälmchen belegt, damit die Bienen darauf sizen können, und nicht ersaufen. Es hat aber diese Fütterungsart, obschon sie die wohlfeilste und bei einfachen Strohkörben die einzig anwendbare ist, viele Unbequemlichkeiten. Es werden die Bienen dadurch zu sehr und zu oft beunruhigt, und die Räuber leicht herbeigelokt. Die zweite Art hingegen, zu füttern, wo man das Futter oben aufsezt, ist unstreitig unter allen die sicherste, beste und zu jeder Zeit des Jahres, auch sogar mitten im Winter anwendbar; doch ist, um solche gebrauchen zu können, nothwendig, daß man seine Bienen in Magazinkasten oder in den oben empfohlenen Strohkörben halte. Denn da diese Magazinkörbe keine gewölbte, sondern ganz flache Dekel haben, welche in der Mitte mit einem Spunde versehen sind, so kann man seine Bienen durch die Oeffnung des Spundloches auf die bequemste und leichteste Art füttern. Man nimmt nemlich ein Glas, dessen Mündung in das Spundloch passet; oder einen Trichter von Blech, dessen obere Oeffnung aber ganz verschlossen werden kann; umbindet dessen Rohr, das genau in das Spundloch passen muß, mit feiner Leinwand, steket es nach hinweggenommenem hölzernen Spunde in das Loch, und gießt dann den Honig ein. Dieser dringt nun allmählig durch die Leinwand, und die Bienen leken ihn mit Lüsternheit ab.

Auch kann man bequem ein eigenes dazu gemachtes Futter-Kästchen oben aufstellen, und dadurch den Bienen die benöthigte Fütterung beibringen. Dieses Futterkästchen, das von Holz gemacht wird, versieht man mit einer kleinen Schublade, die ungefähr eine Viertelmaß hält. Diese Schublade, die am Räthlichsten von Blech seyn soll, damit sie nicht verquellen könne, bekommt oben einen Dekel, der beinahe bis zur Hälfte reicht; der Dekel aber selbst ein Loch, damit, wenn man die Schublade herauszieht, dieses Loch gleich sichtbar wird, und man darein einen Trichter steken kann, durch welchen man den Honig eingießt. Damit aber keine Biene in dem Honig ersäuft, legt

man ein passendes Stükchen von einem nur alten Siebe in die Lade, welches, durch den eingegossenen Honig gehoben, obenauf schwimmt, so daß die Bienen bequem darauf sizen können. Sollte das Futterkästchen, das oben aufsizt, nicht genau passen, so verschmiert man es mit Lehm, damit nicht der Geruch durchdringe und fremde Bienen oder Ameisen herbeiloke.

Auf die nemliche Art, nur von größerer Form und mit einer kleinen Abänderung, werden auch die Futterkästchen gemacht, durch welche man die Bienen von unten füttern will. Denn da der ganze Bienenstok bei solchen Futterkästchen oben aufgesezt wird, so muß der Dekel derselben mit einem Loche versehen seyn, damit die Bienen hinabkommen, und das Futter holen können. Auch muß derselbe Dekel die ganze Weite des Stokes haben, damit der Stok selbst auf allen Seiten genau aufsizt.

Was nun das Futter selbst anbelangt, welches man einem dürftigen Stoke geben will, so ist es bekannt, daß die natürlichste und gesündeste Kost der Bienen reiner Honig ist; nur muß man ihn durch ein wenig beigemischtes Wasser flüssiger machen. Wenn die Witterung rauh ist, macht man ihn lauwarm; und wird statt des Wassers Sternanisthee genommen, so wird er nicht nur eine gesunde, sondern auch sehr anlokende Speise für die Bienen seyn. Man kann zwar, bei Ermanglung des Honigs sich eines eingekochten Saftes von süssen Birnen, der eingesottenen Würze von Malz, oder des geschmolzenen Kandiszukers bedienen; allein ohne alle Beimischung des Honigs sind diese und andere Futterarten nebstdem, daß sie bisweilen kostspielig sind, auch im Allgemeinen nicht ganz anzurathen. Es sind und bleiben doch immer nur Nothfütterungen, und man weiß aus der Erfahrung, wie wenig diese anderen Thieren behagen. Der Syrup von zerlassenem Kandiszuker mag bei gänzlichem Mangel des Honigs noch das beste, wiewohl theuerste Futter für die Bienen seyn, weil derselbe die meiste Gleichartigkeit mit dem Honige hat. Die übrigen Futter-Stoffe müssen erst in dem Leibe der Bienen in Honig verwandelt werden, und hiezu sind ihre Bestandtheile und ihr Urstoff zum Theil zu wenig geeignet, zum Theil haben auch die Bienen selbst nicht immer die nöthigen Kräfte dazu, besonders wenn ein solches dem Honige so wenig gleichartiges Futter im Herbste oder Winter gegeben wird. Will man ganze, noch zugedekte, Honigtafeln seinen Bienen zur Fütterung geben, so ist wohl zu

bemerken, daß, wenn man dieselben nicht oben auf, sondern untersezet, die Wachsdekelchen zuvor mit einem Messer abgeschabt oder aufgerizt werden müssen, damit der Honig auslaufen könne; sonst lassen ihn die Bienen unten in den Zellen liegen, und kommen ungeachtet ihres Vorrathes dennoch durch Hunger um. Ehe ich aber diese Abhandlung schließe, muß ich doch noch auf einige besondere

Fütterungsregeln

aufmerksam machen, deren Nichtbeobachtung bei der Bienenfütterung von nachtheiligen Folgen seyn kann.

Man füttere nicht bei hellem Tage, warmem Wetter und Sonnenscheine, sondern gegen späten Abend, damit keine Räuber herbeigelokt werden.

Man verenge das Flugloch der Stöke, die gefüttert werden, damit sie den etwaigen Anfällen der Räuber besser widerstehen können.

Man füttere nicht nach und nach, so daß man zwischen jedem Futter wieder einige Tage ausseze, (man müßte es denn in der Absicht thun, baldige Schwärme zu bekommen), denn durch eine ausgesezte Fütterung werden die Bienen veranlaßt, sehr viele Brut anzusezen; wenn man hernach nicht mit dem Füttern fortfährt, so können die Bienen unerachtet des aufgewendeten Honigs dennoch zu Grunde gehen.

Man füttere warm, wenn die Nächte sehr kühl sind; sonst lassen die Bienen den Honig unten unberührt stehen, und bleiben in ihrem Neste beisammen.

Man füttere nicht zu viel auf Einmal, sondern z. B. eine Achtelsmaß. Denn wollte man ihnen das ganze Futter auf Einmal geben, so würden sie aus Eilfertigkeit den Honig in den untersten Zellen absezen, wo er ihnen den Winter über nichts nüzen, sondern vielmehr schädlich seyn würde.

Man füttere lieber im Frühjahre als im Herbste, wenn es nicht die größte Noth erfordert; weil spät im Herbste gefütterte Stöke viel durch die Ruhr und Kälte zu leiden haben, indem sie den eingetragenen Honig nicht mehr versiegeln können.

Man gebe seinen Bienen lieber zu viel, als zu wenig; denn sie zehren nicht mehr, als sie zu ihrer Nothdurft brauchen, und der Ueberfluß bleibt immer dem Bienenwirthe.

Man gehe bei dem Füttern nicht unvorsichtig mit dem Honig um, verzettle, verschütte nichts, und lasse die Futtertröge nicht offen im Stande stehen.

Man füttere nicht mit zu sehr verdünntem Honige, noch mit Honigwasser, das aus dem Wachstrester bereitet wird; es wäre denn, daß man solches zuvor habe stark einsieden lassen, weil es ausserdem den Winter über aus den Zellen ausläuft.

Man füttere nur mit solchem Honig, von dem man versichert ist, daß er reinlich zubereitet, und mit gar keinem Unrathe oder irgend einem andern Stoffe vermischt ist.

Man füttere nicht mit Honig von Stöken, welche durch Vergiftung der Faulbrut abgestorben sind, damit man nicht noch mehrere Stöke dadurch zu Grunde richte.

Vom Zeideln der Bienen.

Zeideln heißt: den Bienen den Ueberfluß von Wachs und Honig abnehmen. In manchen Gegenden nennt man es auch: rauben, ausbrechen, schneiden ꝛc. Leider gibt es auch noch solche Gegenden, wo man es schinden nennen könnte, nämlich da, wo man noch die barbarische Gewohnheit hat, die Bienen mit Schwefel zu tödten! —

Welch ein Unsinn! Man haut ja doch auch keinen Baum um, um seine Aepfel zu bekommen, denn der umgehauene trüge in Ewigkeit keine Früchte wieder. Warum sollte man so grausam mit den Bienen umgehen, das fleißige und für uns thätige Volk mit Schwefel tödten, um sich ihres Werthes auf Einmal zu bemächtigen? Der getödtete Bienenstok gibt nun nie eine Ausbeute wieder. Wir wollen Andern das Tödten der Bienen überlassen, wenn sie auch gleich von Hühnern und Schweinen reden, daß sie nur einmal fett würden: wir wollen, — da Bienen kein Fett, wie Hühner und Schweine in sich, sondern Honig in ihren Zellen haben, — uns des Zeidelns bedienen, indem dadurch das nüzliche Volk beim Leben erhalten wird. — Neulinge in der Bienenzucht thun besser, ihre einfachen Stöke im Frühlinge, als im Herbste zu zeideln; denn sie wissen Anfangs noch nicht, wie viel Nahrung ein Stok über Winter nöthig hat. Sie könnten daher durch zu geiziges Zeideln im Herbste ihre Bienen leicht dem Hungertode überliefern, welcher Gefahr sie sich im Frühjahre nicht so leicht aussezen.

Die beste Zeit dazu ist der Monat April, wenn die Bienen einmal angefangen haben, Höschen einzutragen.*) Zeidelt man später, so ist, besonders bei sehr günstiger Witterung, schon zu viel Brut in den Stöken, und man richtet daher großen Schaden an; denn die Vermehrung der Bienen im Frühjahre muß dem Bienenwirthe über Alles am Herzen liegen, wenn er frühe und gute Schwärme erhalten will. Die Handgriffe zum Zeideln sind folgende:

Wie schon gesagt, muß man bei guter Witterung zeideln. Man nehme daher zu gelegener Zeit einen Stok nach dem andern aus dem Stande, trage ihn etwas entfernt von der Bienenhütte und stelle während der Abwesenheit desselben einen leeren Korb an diese Stelle, damit sich die auffliegenden Bienen unterdessen sammeln und aufhalten können, sonst würden sie sich zu andern Körben schlagen. Ist dieses geschehen, so stelle man den Korb auf die Krone, und zwar so, daß der unterste Theil zu oberst kommt. Die nöthigen Werkzeuge, als: die zwei Zeidel-Messer, Rauchmaschine, zwei leere große Schüsseln, ein Federwisch, ein Tisch oder Bank ꝛc., müssen schon im Voraus hergerichtet worden seyn. Man beobachte die Menge des Volkes, die Menge der Brut, und richte nach diesem Verhältnisse die Zeidlung ein. Insgemein rechnet man im Frühjahre für einen guten Stok 3 bis 4 Maß Honig, und ein Gewicht von wenigstens 12 Pfund. Haben sie dieß bei einfallend guter Witterung nicht nöthig, so behalten sie es allzeit für uns auf. Das leere Drohnenwachs, (man erkennt selbes leicht an den größern Zellen), welches sich gewöhnlich in den Seiten vorfindet, schneidet man vor Allem heraus, und bewahrt es zum Einpiken in leere Unter- oder Aufsäze auf. Finden sich alte schwarze Fladen vor, so stuze man sie so weit, als es die junge Brut zuläßt. Sizen an den herausgenommenen Honigfladen noch Bienen, so kehre man sie in den Stok ab; handle so viel wie möglich behutsam, und räuchere die Bienen gehörig weg, daß man keine, wenigstens nicht viele, tödtet; denn in dieser Jahres-Zeit ist jede Biene kostbar. Nachstehende Figur ist die Abbildung einer solchen Rauchmaschine.

---

*) Man richtet sich gar oft nach Bienenbüchern, die für wärmere Gegenden geschrieben sind, und zeidelt zu frühe. Das ist sehr gefehlt.

Werden einige Bienen mit Honig beschmiert, so thut es eben nichts, die andern leken sie schon ab. Die leeren Wachs-Rosen legt man in eine eigene Schüssel, so auch diejenigen, welche mit Honig gefüllt sind. Diejenigen Fladen, welche man nicht herausschneiden kann oder will, müssen einen Finger breit gestuzt und vom Schimmel und sonstigem Unrathe gereiniget werden. Ueberhaupt müssen alle angelaufene, graue oder schimmliche Fladen so viel möglich herausgeschnitten werden, da sie theils der

Gesundheit der Bienen schaden, theils von denselben nicht angerührt werden. Am Allerwenigsten rühren die Bienen solche Fladen an, welche von Mäusen benagt, oder verunreiniget worden sind. Sollte daher dieses geschehen seyn, so trachte man ja auf das Sorgfältigste, Alles herauszuschneiden, was benagt oder verunreinigt wurde. Erfodert es aber die äußerste Noth nicht, so schneide man nie mehr als die Hälfte des Wabenbaues heraus, (und dieß nur bei alten Stöken), sonst schwärmt der Stok spät oder gar nicht. Will man einen alten Stok verjüngen, das nicht nur sehr nüzlich, sondern so zu sagen das halbe Leben der Bienen ist, so nimmt man in einem Jahre die Hälfte des Baues heraus, und im zweiten die zweite Hälfte.

Hat man nun auf diese Art den Stok gezeidelt, so trage man ihn wieder an seine vorige Stelle. Den leeren Korb, der während des Beschneidens den Plaz des beschnittenen Stokes einnahm, nimmt man sammt den Bienen, die sich unterdessen darin oder dabei gesammelt haben, weg, und legt ihn einige Schritte vor den Bienenstand. Die darin vorhandenen Bienen werden auffliegen und sich zu ihrem Stamm begeben.

Wie schon gesagt, gebe man ja recht Acht, daß vom Honig nichts liegen bleibe oder beschmiert werde, weil sonst Räubereien entstehen können. Dem beschnittenen Korb halte man das Flugloch einige Zeit sehr verkleinert, und dieß ebenfalls wegen der Raubbienen, die den Honig riechen und einzudringen suchen. Dieß würde ihnen um so leichter gelingen, als die Bienen durch Herstellung ihres verlezten Baues und Auffaugen des ausgeronnenen Honigs s. a. zu viele Arbeit haben, und sich also beim Flugloche nicht kräftig vertheidigen könnten.

Die beschnittene Seite wende man, wenn einmal gute Weide vorhanden ist, und die Bienen anfangen, Wachs zu bauen, gegen das Flugloch; denn da werden sie viel schneller bauen, indem sie nach allen Kräften trachten, den leeren Raum beim Flugloche auszufüllen. Die Königin wird sich ebenfalls bald in denjenigen Wachsbau begeben und dort die Brut einschlagen; das ältere Wachs werden die Bienen mit Honig füllen, welches man dann im folgenden Jahre ausschneiden, und so auch die andere Hälfte des Baues verjüngen kann.

Nach dem Zeideln wechsle man in einiger Zeit die Flug-Blätter noch einmal, und verschmiere jeden Korb, da wo er auf dem Flugbrett aufsteht, oder wo sonst eine Oeffnung ist, mit

Lehm oder Laim, damit sich kein Ungeziefer oder Raubbienen einschleichen können.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden:

Man zeidle nicht zu geizig und schone den jungen Wachsbau auf alle mögliche Weise.

Vom Auslassen des Honigs und Wachses. *)

Hat man nicht viel Honig auszumachen, so ist es am Besten, wenn man ihn auf einen Ofen, oder im Bakofen, wenn man das Brod herausgenommen, zergehen oder schmelzen läßt. Nichts ist zu dieser Arbeit tauglicher, als ein Hafen von willkürlicher Größe. Die Hauptsache ist nur, daß er unten, wo der Boden des Hafens anfängt, ein Löchlein hat, durch welches man den Honig so rein und klar abzapfen kann, als auf irgend eine Art möglich ist. In diesen Hafen legt man also die Honigwaben, verstopfe das Löchlein mit einem von Holz gemachten Zapfen (Stopfel), der mit Leinwand umwunden werden muß, damit ja kein Honig, wenn die Waben von der Hize schmelzen, durchrinnen kann. Haben sich endlich die leeren Waben, wie man sagt, heraufgeworfen, so daß die obersten derselben ganz troken da liegen, oder wohl gar in Wachs zerschmolzen sind, so nimmt man den Hafen hinweg, läßt ihn etwa eine Stunde stehen, damit sich auch noch die kleinsten Wachs-Blättchen, die noch im Honig zurükgeblieben sind, vollends hinaufziehen. Hierauf stellt man den Hafen auf einen niedrigen Stuhl, und läßt nur das Loch ein wenig vorausstehen, damit man dasjenige Geschirr, in welches der Honig abgezapft werden soll, füglich unterstellen kann. Nun zieht man den Zapfen (Stopfel) heraus, und läßt den Honig so lange fortlaufen, so lang er ganz klar und rein ist. Zeigen sich endlich Wachsblättchen u. dgl. m., so verstopfet man die Oeffnung wieder, leeret das Zurükgebliebene in eine messingene Pfanne aus, gießt ein

---

*) Ueber dieses wichtige Geschäft bei der Bienenzucht erschien eine „Anleitung, auf die wohlfeilste Weise Honig und Wachs auszumachen, mittelst einer dazu neu erfundenen praktisch erprobten Presse; herausgegeben von einem Ehren-Mitgliede der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft.“ Mit Kupfer. Zürich, bei Orell, Füßli und Compagnie. Preis 1 fl. — Ich mache auf diese Schrift aufmerksam, indem hierin ganz neue Erfindungen zur Gewinnung des Honigs und Wachses vorgetragen werden, die, wegen Kürze der Zeit und Mangel der dazu gehörigen Zeichnungen, hier nicht detaillirt, sondern nur angezeigt werden können. —

wenig Wasser hinzu, und läßt es sieden. Sobald es recht zu sieden anfängt, gießt man es ebenfalls in den erwähnten Hafen und läßt es erkalten. Diesen Nachhonig zapfet man zulezt eben so ab, wie den ersten. Hat man ein wenig zu viel Wasser bekommen, so muß er noch einmal gesotten werden, bis er seine Consistenz hat. Was beim zweiten Mal in dem Hafen zurükbleibt, kann man noch einmal mit Wasser aufkochen lassen, auspressen, und Meth davon machen; oder man gießt zu 14 bis 15 Pfd. Meth ein völliges Pfund oder einen Schoppen guten Weinessig, und stellt ihn an einen warmen Ort, so bekömmt man einen Essig, den Einige sehr lieben. Ich meines Orts kann ihn nicht loben.

Wenn man Wachs ausmachen will,

so muß Alles nach und nach in einer Pfanne gekocht werden. Man gießt nach Belieben Wasser hinzu, jedoch wenigstens so viel, daß das Wasser über das Wachs heraufgeht. Indessen darf man aber die Pfanne ja nicht voll machen, sonst überläuft das Wachs um so mehr, weil es recht stark gekocht werden muß, insbesondere, wenn die Waben schon alt gewesen sind. Sobald man einen gelben Schaum wahrnimmt, preßt man es aus. Unter die Presse stelle man ein Geschirr mit kaltem Wasser. Die zurükgebliebenen Träber kann man zulezt wieder stark sieden lassen, und noch einmal auspressen. In diesem Stüke kommt Alles auf eine recht gute Presse an, bei welcher Alles auf's Erstemal herausgepreßt wird. Das ausgepreßte Wachs nimmt man aus dem kalten Wasser heraus, ballt es fest zusammen, damit das Wasser herausgepreßt wird, alsdann legt man es in eine Pfanne, läßt es über einem gelinden Kohlfeuer zerschmelzen, und gießt es in eine tiefe Schüssel, in welcher kaum vorher kaltes Wasser gewesen ist, damit der Guß desto leichter herausgeht. Um das Wachs recht hell und schön zu bekommen, muß man es nicht gleich vom Feuer hinweg in die Schüssel gießen, sondern es noch so lang in der Pfanne stehen lassen, bis es zu gestehen anfängt. Unterdessen sezt sich aller Unrath zu Boden. Gießt man es nunmehr sanft ab, so wird der ganze Guß recht rein. Den am Ende von allen Wachsgüssen zurükgebliebenen Unrath hebt man auf, bis man wieder Wachs ausmacht, und wirft ihn alsdann zu den übrigen Trabern, damit er noch einmal durch die Presse kömmt.

Verbesserte Behandlung des Wachses.

Indeß ist dieses Wachs noch immer keine eigentliche Kaufmannswaare; denn der untere Theil der Scheibe bleibt immer mit Unreinigkeiten vermischt. Will man es ganz reinigen, so verfahre man also: Man werfe das Wachs stükweise in einen Kessel, in welchem etwas Wasser ist, und bringe es in's Kochen. Aller im Wachs befindliche Unrath steigt nun in die Höhe, und muß sorgfältig abgeschäumt werden. Zeigt sich keiner mehr, so hebt man den Kessel ab, läßt ihn noch einige Minuten stehen, und gießt es in Schüsseln, in welche man zuvor etwas kochendes Wasser schüttet. Ein so behandeltes Wachs ist erst eigentliche Kaufmannswaare, und muß theuer bezahlt werden. Sollte man es nicht gleich verkaufen können, so hebt man es an einem feuchten Orte auf. Hat man einen solchen nicht, so begießt man es von Zeit zu Zeit mit reinem Wasser, weil es sonst durch die Austroknung zu viel von seinem Gewicht verliert.

Wie ist dem Honig der Geschmak von Blumenstaub zu nehmen?

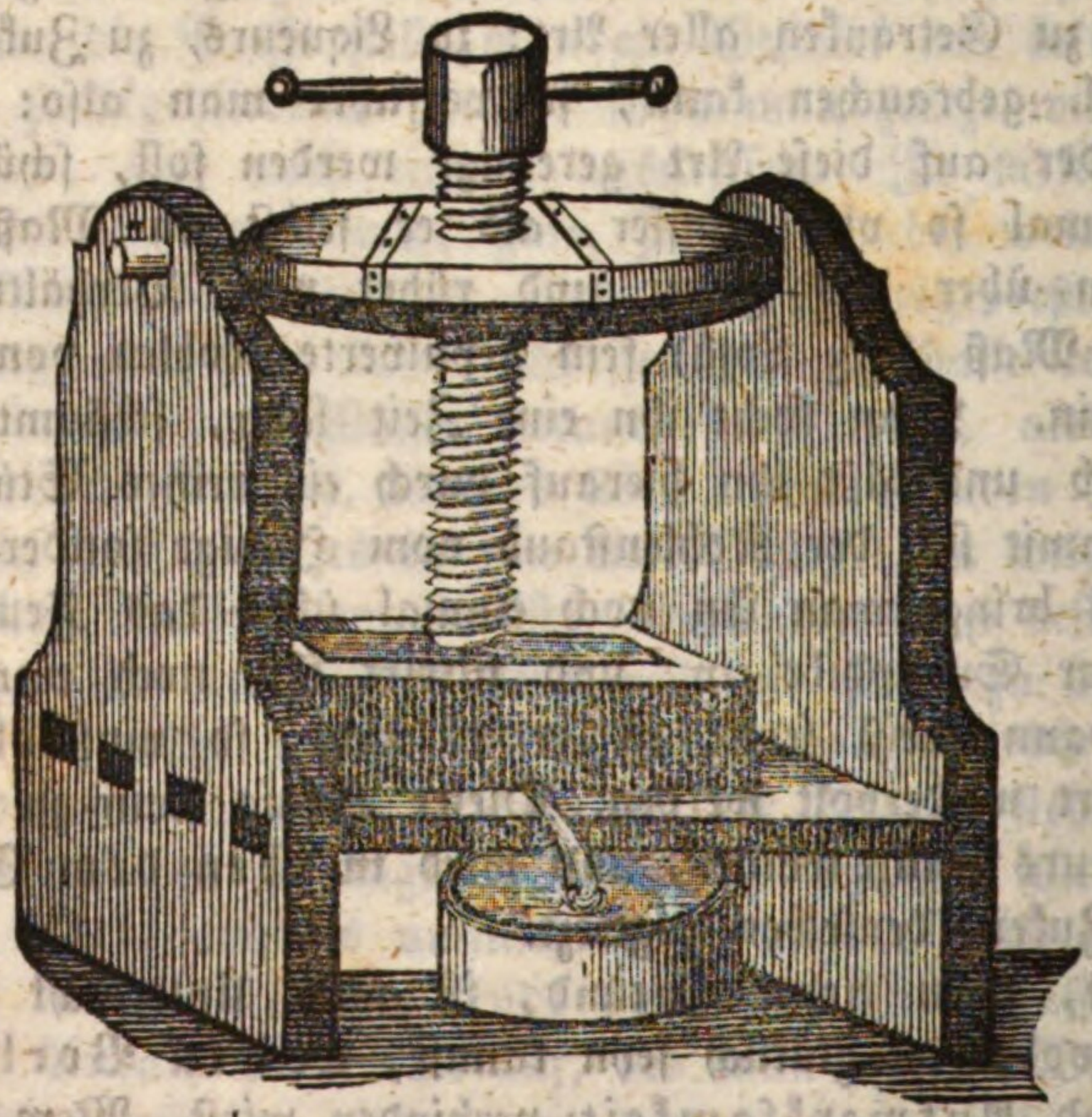
Will man dem Honig den Geschmak von Blumenstaub nehmen und ihm den reinen Geschmak des Zukers geben, daß man ihn zu Getränken aller Art: zu Liqueurs, zu Zukerbakwerk und dergl. gebrauchen kann, so verfahre man also: Zu dem Honig, der auf diese Art gereinigt werden soll, schüttet man noch zweimal so viel Wasser, als er selbst an Maß beträgt, bringt ihn über das Feuer und rührt nach Verhältniß (etwa auf eine Maß $1\,^1/_2$ Loth) fein gepulverte Kohlen von Buchen-Holz hinein. Man kocht ihn eine Zeit lang, schäumt ihn beständig ab und läßt ihn hierauf durch ein reines Stük Flanell laufen, damit sich der Kohlenstaub vom Honige sondere.

Nun bringt man ihn noch einmal über das Feuer, kocht ihn bis zur Syrupdike ein, und filtrirt ihn noch einmal. Er muß alsdann weiß seyn; ist er es nicht, so muß obige Verfahrungsart wiederholt werden. Dieser Honig kann zu den feinsten Liqueurs benüzt werden, und wird in eben dem Gewicht, wie der Zuker, denselben zugesezt.

Dieß, mein lieber Freund, ist mein Unterricht für deine Bienen, wobei du glüklich seyn kannst, weil du Vorliebe mit Fleiß und Aufmerksamkeit verbinden wirst. Wem es daran fehlt, der kann und wird es nicht weit bringen. Du ver-

missest zwar die Vorschriften zur sogenannten Ueberwinterung der Bienen. Aber hast du nur nach meiner Vorschrift gesunde und volkreiche Stöke, so sey für den Winter unbesorgt. Laß sie stehen, wo sie stehen und wie sie stehen; nur etwa in den rauhesten Tagen kannst du vor die Stöke eine geflochtene Strohdeke hängen, die man vorhangmäßig zum Aufziehen und Herunterlassen richten kann. Sie soll blos verhindern, damit der Wind keinen Schnee auf und an die Körbe werfe. Ist aber helle und kalte Witterung, so mache man die Strohdeke alsbald wieder weg. Vergiß und unterlasse das aber nicht; denn es ist den Bienen nöthig, daß sie im Korbe öfters ihre Lage verändern und in andere Tafeln ziehen. Dieses thun sie aber bei vorhängenden und die Sonnenstrahlen verwehrenden Strohdeken nicht leicht, und du könntest mit deinem Bedeken Vieles schaden. In lauen Tagen bei freundlichem Sonnenschein gestatte deinen Bienen den Ausflug, und wenn auch noch allgemein Schnee liegt. Denke oft an die Bienen in Wäldern, an denen kein Mensch künstelt, und die gleichwohl sich gut befinden. Ueberlaß deine Bienen so viel möglich der Natur!

Mögen deine Kammern bald voll Honig stehen, und dir ganze Zentner Wachs aus der Presse fliessen!



Wichtige Details zur Bienenzucht gibt die Bauernzeitung aus Frauendorf unter der Rubrike: „Der Bienenfreund."

Fünfzehntes Kapitel.

Karl Moll's Hochzeit.

Adelheid mußte Moll versprechen, daß sie ihrem Bruder in der Residenzstadt von ihrer Verbindung nichts schreiben wolle. Er selbst aber schrieb seinem Freunde:

Verehrtester Freund!

Ich bin Bräutigam. Aber das ist mir noch nicht genug; ich muß auch Hochzeit haben. Die Hochzeit kann aber nicht seyn, wenn Du, mein geliebter Uz, nicht dabei bist. Also komm! Am 26. Juni ist der Hochzeitstag festgesezt. Ich lasse sie ganz ländlich beim Wirth zu Reitern halten. Was ich für eine Braut habe? — das sag' ich Dir im Voraus nicht. Ich sage Dir nur, daß Du gewiß kommen sollst, und erinnere Dich an das mir auf diesen Fall im Ernst und Scherz schon längst gegebene Versprechen.

Dein

aufrichtiger
Karl Moll.

„Was er nur für eine Braut haben mag," dachte Uz, als er diesen Brief gelesen hatte.

Er antwortete sogleich:

Lieber Moll!

Du bist also Bräutigam und willst Hochzeit halten? Das Ding geht hurtig. Und ich soll auch dazu kommen? Aber höre, Moll! daraus wird nichts. Man hat schon oft Etwas versprochen und nicht gehalten; die Hochzeiten kosten viel, und das taugt für mich nicht. Doch, Spaß bei Seite! ich komme. — Aber, — warum schriebst Du mir nicht auch, wer Deine Braut ist? — Du meinst, ich kenne sie nicht? Ei, ich habe sie schon lange vor Dir gekannt! Sie hat blaue Augen, nicht wahr? Sie hat blonde Haare, einen schönen Wuchs, eine gesunde Farbe? — Gelt, daß ich deine Braut kenne? Ja, schön ist sie, das ist wahr, Bruder! Ich hätte nicht gedacht, daß Du einmal so ein nettes Weib bekommen würdest; und brav ist sie auch, das weiß ich ebenfalls. Nu, Nu, Du hättest es nicht besser treffen können! —

Noch Eins! Lustig muß es auch bei Deiner Hochzeit hergehen! Bestelle mir fein den Binder-Stöffel, den Druker-Peter

und den Kramer-Hansgirgel als Musikanten: diese sind die Lustigsten!

Und grüße mir Deine Braut! Sag' ihr, daß ich schon von Jugend auf war und lebenlang seyn werde

Dein

treuer Freund

Anton Uz.

Ueber diesen Brief waren Moll und die Uzischen hochvergnügt, besonders Franz, der seine herzliche Lust daran hatte, daß sein Herr Bruder den Bräutigam so unerwartet als Schwager finden sollte.

Als endlich dieser am Hochzeittage eintraf, und in der erspähten Braut seine Schwester fand, wurde er vor Freude ganz ernsthaft. Denn er und Moll waren immer einig und aneinander anhängend wie Brüder, weßhalb auch Moll von seiner freudigen Zustimmung im Voraus überzeugt war. Das noch nähere Verhältniß rührte Uz innig.

Es wurde nun zur Kirche gezogen, und nach der priesterlichen Verbindung und nach abgehaltenem Hochzeitamte der Hochzeittag zu Reitern mit einer solchen Lustbarkeit zugebracht, wie daselbst schon lange keine Hochzeit mehr gehalten ward.

Besonders scherzhaft war heute der Herr Prokurator, und nachdem er seinen gewöhnlichen Dank abzusagen hatte, trat er mitten ins Zimmer, und fing also an:

Ich trete nun auf als bestbestellter hochehrenwerther Hochzeitlader und Prokurator, und da ich Dinge von Wichtigkeit vorzubringen habe, so gebiete ich allen meinen hochzuverehrenden Hochzeitgästen gefälliges Stillschweigen und tiefe Aufmerksamkeit.

Sagen Sie mir selbst, meine hochansehnlichen Gäste, ob Sie wohl jemals eine schönere Hochzeit und ein schöneres, edleres Brautpaar gesehen haben?

Es sind aber auch lauter durchaus schöne ordentliche und brave Hochzeitgäste beisammen, und wären heute, wie auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa, der Herr Jesus und seine Mutter selbst zugegen, so würden sie ihr größtes Wohlgefallen an unsrer Hochzeit haben, weil Alles nach christlichem Gebrauche, Form und in Ehren vor sich ging.

Wir flehten zuerst in der Kirche Gott um das Wohlseyn der schätzbarsten Brautleute an. Hiernach war der Herr Wirth der brave Mann, der uns ein schönes wakres Hochzeitmahl bereitete.

Nach der Mahlzeit, — nun, du lieber Gott! da macht man ein Tänzchen in Ehren, das Niemand kann wehren, und Alles hüpfte und sprang wie die jungen Gemseln.

Dieses Alles mußte die edlen Brautleute herzlich erfreuen, und in ihrem Namen statte ich für die erzeugte Ehre jedem anwesenden Hochzeitgaste den gebührenden Dank ab.

Zuvor will ich aber jedem Hochzeitgaste im Vorbeigehen nur ein einziges Wort in's Ohr sagen: Das Haferlgeld nicht zu vergessen! Es ist nemlich der löbliche Brauch, daß jeder Hochzeitgast der Jungfer Braut ein weniges Schüsserl- oder Haferlgeld verehre.

Geschwind in den Sak gegriffen,
Es wird dazu recht schön gepfiffen;
Auf'm Tisch steht ein Schüsselein,
Das möchte gern gefüllet seyn.

Der vorzüglichste Dank gebührt immer Dem, der alles Gute gibt und fügt, dem gütigen Vater im Himmel.

Nach Gott danket das edle Brautpaar unserm würdigsten Herrn Pfarrer, welcher die feierliche Einsegnung vollbracht hat.

Dieser wichtigen heiligen Handlung wird sich das Braut-Paar Zeitlebens erinnern und alle gemachte Versprechungen werden beiden Brautleuten immer heilig bleiben, und sie werden fortfahren, gute Christen und würdige Pfarrkinder zu seyn und zu bleiben.

Die beiden Brautpersonen danken auch
der tugendsamen Helena Uzin, Bäuerin zu Bergheim, als der Jungfrau Hochzeiterin allerliebsten Mutter.

Die Jungfrau Hochzeiterin dankt besonders ihrer theuersten Mutter für die liebevolle mütterliche Erziehung, für alle Lehren und Ermahnungen, Sorgen und Kümmernisse, welche die Mutter mit ihr gehabt hat. Sie wird das edle Beispiel der Mutter immer vor Augen haben, und sich bestreben, eine eben so gute Gattin und Mutter zu werden, wie sie.

Der Mutter und ihrer Jungfrau Tochter zu Gefallen
Laßt, Musikanten, eure Instrumente erschallen!
(Tusch und Schankung.)

Auch dankt das edle Brautpaar
dem ehrengeachteten Herrn Anton Uz, berühmten Kaufmann in ***, als der Jungfrau Braut vielgeliebtem Herrn Bruder.

Wer soll sich eines solchen Gast's nicht hoch erfreu'n,
Nicht stets für solche Ehre dankbar seyn,
Drum bin ich heute recht wohl auf,
He, Musikanten, macht Eins auf!
(Tusch und Schankung.)

Auch danket das verehrliche Brautpaar
dem ehrbaren Franz Uz, Bauerssohn von Bergheim, als der Jungfer Braut geliebtem Bruder und Brautführer.

Jezt kommt ein junger Geselle daher,
Geblasen, gepfiffen zu seiner Ehr',
Ihr Musikanten, wie sich's gebührt,
Er hat ja die Braut gar schön geführt.
(Tusch und Schankung.)

Ferners danket das Brautpaar
der tugendsamen Jungfrau Anna Maria Wieningau, erin, Bauerstochter von Dachsheim, als unsrer allerschönsten Kranzljungfer.

Mit der Jungfer mit dem Kranzl
Mach' ich heut selbst noch 'n Tanzl.
Schöne Jungfern hat man gern,
Musikanten laßt euch hör'n!
(Tusch und Schankung.)

Aber — halt! Das wäre ein Pärchen zusammen! — Ja, wenn ich an des Brautführers Stelle wäre: Ich wüßte, was ich thäte!

Ein Männlein, ein Weiblein,
Was könnt' Schönres seyn,
Der Mann ernährt 's Häuslein,
'S Weib wiegt 's Kindlein ein.

Ich kauft' mir ein Häuslein,
Und nähm' sie zum Weiblein,
Dann wollt' ich als Männlein
Stets kreuzlustig seyn.

Es dankt auch das Brautpaar
dem ehrengeachteten Herrn Wolfgang Koller, Maurer in Amsing, als des Herrn Bräutigams vielgeliebtem Taufs-Pathen.

Einst bei der Tauf', jezt bei Hochzeit,
Ja, so vergeht und ändert sich die Zeit,
Drum aufgespielt, so lange es geht,
Kommt einst der Tod, dann ist's zu spät.
(Tusch und Schankung.)

Auch danket das Brautpaar
dem ehrengeachteten Simon Strüf, Bauer zu Lichtendorf, als des Herrn Bräutigams hochschäzbarstem Nachbar und Freund.

Solch braven Nachbars Nachbar seyn,
Muß Bräutigam und Braut erfreu'n.
Ein guter Nachbar an der Hand
Ist besser, als ein Bruder über Land.
(Tusch und Schankung.)

Das Brautpaar danket auch
dem ehrengeachteten Joseph Buzhofer, Bauer zu Dachsheim, als des Bräutigams gutem Freunde.

Ein wahrer Freund versäumet nicht
Der Freundschaft süsse Pflicht,
Das Brautpaar wird zu jeder Zeit
Dieß zeigen durch Erkenntlichkeit.
(Tusch und Schankung.)

Das edle Brautpaar danket auch
dem ehrengeachteten Kaspar Endl, Bauer zu Dachsheim, als des Herrn Bräutigams geliebtem Freunde.

Lange schon wollt' ich den Endl auch nennen,
Der läßt sich gewiß in die Hände nichts brennen.
Wenn er um Thaler in den Sak hinein greift,
Schaut auf, Musikanten, dann jubelt und pfeift!
(Tusch und Schankung.)

Nicht weniger danket das Brautpaar
dem ehrbaren Anton Stemfle, Bierbrauers-Sohn von Burgau, als der Jungfrau Hochzeiterin schäzbarstem Herrn Vetter.

Poz Plunder! es geht wieder schwer,
Spielt auf zu des Herrn Vetters Ehr'!

— (Er schaut auf Einmal rings im Zimmer herum.) Aber der Tausend! — Da sind ja noch eine Menge hochansehnliche Hochzeitgäste. Da muß ich zuvor Eins trinken, daß ich ein wenig eine Anfeuchtung bekomme.

Schenket nur derweil fleißig fort, meine hochansehnlichen Gäste! — (trinkt und kommt den Augenblik wieder)

Geschwind für die Hochzeiterin
Zwei, drei, vier Thaler her,
Gibt Einer ein Paar Karolin,
So ist's ihm größre Ehr'.
Was nüzt es doch; hier schmarbisch seyn,
Man lebt in Saus und Braus,
Und läßt sich kein Geschenk nicht reu'n,
Und sparet dann zu Haus.

Ich will nun auch mein Geschenk geschwind hergeben — (greift in die Tasche) — o Herr Jemine! jezt hab' ich es zu Haus vergessen. Hab doch etliche Thaler hergerichtet, aber die leidige Vergessenheit — — —.

Hm! Ich wäre so gar gerne mit einem guten Beispiele vorangegangen! Je nu, hochschäzbarste Gäste! kehrt euch an meine Worte und nicht an meine Werke! Gottlob! Dort seh' ich, daß das zinnerne Schüsselchen ohnehin schon recht voll wird. Die verehrlichen Hochzeitgäste haben gewiß einen Theil statt meiner gleich beigelegt.

Es hat nun jeder Hochzeitgast zu einer kleinen Haussteuer für das neue Paar das Seinige beigetragen.

Es dankt das Hochzeitpaar gesammten Gästen sehr.
Musikanten, laßt euch hören zu aller Gäste Ehr'!

Und nun empfehle auch Ich mich schönstens, und bitte, daß alle hochzuverehrenden Hochzeitgäste mit meinen geringen Diensten zufrieden seyn möchten.

Ihnen, liebes Brautpaar, wünsche ich im Namen aller Hochzeitgäste alles Glük, ich wünsche Nebel im Haus, Gutes draus; Flöh, Mäus' und Razen, ein Leben wie Hund und Razen, Mangel an Brod, Elend und Noth; Haß von Nachbarn und Freunden, Verfolgung von allen Feinden, das tägliche Erbrechen, und stetes Seitenstechen; im Kopf den blinden Lärm, die Kolik im Gedärm; kein Quentchen von Verstand, die Kräze an der Hand; im Aug' den schwarzen Staar, am Fuß den Fuß-Katarrh; die allerschlimmsten Kinder, so dumm als wie die Rinder; ein Duzend Küraſſier stets in das Standquartier —

— Das Alles und noch viel mehr schlimmere Dinge, z. B. den Schauer alle Jahr, und stete Lebensg'fahr; ein miserables Sterben, und Hölle und Verderben —

— Das Alles, sage ich, — wünsche ich — — hundert und tausend Meilen weit entfernt von den lieben braven Hochzeitleuten; ich wünsche vielmehr durchaus das Gegentheil von allen diesen bösen Dingen: einen guten Anfang, Fortgang und Ausgang des Ehe-Standes, besonders wünsche ich der Jungfer Hochzeiterin:

Viel Glük und Segen in das Haus,
Viel Pferde, Schweine, Rinder,
Und täglich einen fetten Schmaus,
Und jährlich ein Paar Kinder.

Aber — Spaß bei Seite! — Ich werde jezt auch einmal ein ernsthaftes Wort reden. Möchten Sie Ihren Ehestand unter Gottes

Beistand und Segenbei stets heiterem und ungetrübtem Sonnenschein Ihres Glükes und Ihrer Zufriedenheit zurüklegen.

Lieben Sie einander immer so, wie an dem heutigen Tage. Sollte Ein Theil an dem Andern Fehler finden, die Sie jezt vielleicht noch nicht kennen, denn es haben zwei Menschen, nicht ein Paar Engel zusammen geheirathet, so lernen Sie diese einander ertragen und — bessern.

Erhalten Sie den lieben Hausfrieden. O, der liebe Hausfrieden ist ein himmlisches Gut! Aber hat man ihn Einmal von sich gestossen, so kehrt er nicht leicht wieder zurük. Lernen Sie doch ein kleines Ungemach, eine kleine Beleidigung gegenseitig mit Geduld ertragen, damit nicht durch Vorwürfe, Zank und Hader größere und immer größere nachkommen. Besonders sey das Weib — sanft, nachgiebig, friedfertig und — gehorsam.

Halten Sie die am Altar geschworne Treue recht gewissenhaft und unverbrüchlich. Nichts könnte den Frieden eher stören, als Untreue. Wo die eheliche Treue weicht, da weicht auch Gottes Segen; Schande und Zerrüttung des Hauswesens treten an die Stelle desselben.

Seyen Sie besonders auf gute Kinderzucht bedacht. Dieß ist die Hauptsache und Hauptpflicht des Ehestandes. Kinder sind wie Wachs: in der früheſten Jugend drükt sich fest und bleibend in ihre Seele ein, was sie sehen und hören; sie sind wie Zunder, der schnell jeden Funken auffängt. Lassen Sie dieselben daher nichts sehen und hören, ausser was ihnen an Seel' und Leib zum Heile gereicht. Gute Eltern, gute Kinder; schlechte Eltern, schlechte Kinder! —

Verzeihen Sie diese kleine Predigt. Sie ist nicht blos für Sie gehalten, sondern es kann auch mancher Anwesende eine Lehre für sich herausziehen. Amen.

Und nun, Musikanten! Blaset mir noch ein Vivat zu Ehren der ganzen hochansehnlichen Gesellschaft:

Es lebe der Herr Hochzeiter!
Es lebe die Jungfrau Hochzeiterin!
Es leben alle verehrlichen Hochzeitgäste!
Es — — Es lebe der Herr Prokurator!

So — endete sich in Freuden der fröhliche Tag. Was weiter geschah, erzählt uns der dritte Theil.

Ende des zweiten Theiles.

Vortrag der Kapitel-Aufschriften.

Kap. — Seite

Erstes Buch.

1. Jezt hört es fein Alle: wie ein gewöhnlicher, gemeiner Bauernhof verbessert wird 1
2. Von dem Nuzen des Haltens und Einspannens der Kühe statt der Ochsen und Pferde . . . 5
3. Forthausen konnte der Oed-Bauer Gschray nicht mehr; aber darum blieb er doch der grundgescheidte Gschray 8
4. Und der Oed-Bauer Gschray sprach: Eh' ich eine Kuh einspanne, will ich lieber meinen Bauernhof verschenken 9
5. Vom Zusammentauschen der Aeker war Gschray auch kein Freund . 13
6. Vom Futter-Baue . . . 15
7. Von dem Rüben-Baue . . 16
8. Vom Kartoffel- oder Erdäpfelbaue 24
9. Vom Tiefpflügen . . . 35
10. Von der Zurichtung der Brachfelder 37
11. Zu welcher Zeit, und wie das Brachen geschehen soll . . . 39
12. Warum der Dünger nicht auf umgestürzte Brache gebracht werden darf 40
13. Herbstzurichtung der Felder, in welche die gewöhnlichen Sommer-Früchte, als: Gerste und Haber, auf's folgende Jahr kommen sollen 42
14. Von breiten und schmalen Aker-Beeten 43
15. Ein einfaches Mittel, wie ein Landmann in der Nähe von Bamberg seinen an einer Anhöhe liegenden Aker, ohne Wasserfurchen gegen Wasserbeschädigungen sicherte . 44
16. Vom Düngen der Felder . . 45
17. Von der Kalkdüngung . . 47
18. Moll macht eine weite Reise . 50
19. Wie man reines Samengetreide erlangen könne 50
20. Vom Kornbaue 52
21. Vom türkischen Weizen, Mais oder Welschkorn 54
22. Vom Buchweizen oder Heidekorn 59
23. Vom Erbsenbaue . . . 62
24. Vom Linsen- oder Wikenbaue . 66

Zweites Buch.

1. Simon Strüf als Freund im Nothfalle 70
2. Von der Rindviehzucht . . 71
3. Von der Fütterung des Rindviehes im Winter . . . 75
4. Von der Kälberzucht . . . 78
5. Von der Fütterung und Wartung des Jungviehes 83
6. Von der nothwendigen äusserlichen Reinlichkeit des Viehes . . 84
7. Von der Fütterungsart beim Klee-Bau und der Stallfütterung . 86
8. Vom Melken der Kühe, Aufbewahren der Milch und Buttermachen 90
9. Ueber die Wichtigkeit und Vortheile des Käsemachens . . . 93
10. Die sehr leichte Kunst, Käse zu machen 96
11. Zu welcher Zeit man die Kühe zulassen soll 100
12. Wie Christoph Gutwill für seine Kinder und Kindeskinder sorgen will 101
13. Ist denn das Neue besser, als das Alte? 105
14. Von der Schafzucht und deren Veredlung 108
15. Von den verschiedenen Arten des Winterfutters der Schafe, und wie sie gefüttert werden müssen . . 110
16. Wie ein Schafstall beschaffen seyn soll 115
17. Von der Schafschur . . . 117
18. Vom Hopfenbaue . . . 120
19. Von der Lage des Hopfengartens 123
20. Wie der Hopfen im 2ten Frühlinge zu behandeln ist . . 130
21. Wie man die Hopfen-Ernte zu veranstalten habe . . . 135
22. Von dem Oelpflanzenbaue . . 140
23. Von dem Anbau und der Benüzung der Sonnenblume . . 144
24. Vom Tabaksbau . . . 149
25. Vom Flachsbaue . . . 160
26. Von den Eigenschaften und dem Nuzen der Brennnessel . . 165
27. Wie man die Brennnesseln anbauen soll 167
28. Simon Strüf wird bettlägerig . 170

Drittes Buch.

1. Was macht denn unser Karl Moll? 172
2. Der wird dereinst mit Siegespalmen prangen, der glaubet, duldet, liebt und schweigt ꝛc. . . . 174
3. Der Mann muß eine Gehülfin haben 176
4. Moll will sein Haus reinigen . 178
5. Von der nothwendigen Anlegung der Vizinalwege 180
6. Von der wilden Baumzucht . 185
7. Von den neuen schnellwachsenden Holzarten 190
8. Von lebend. Zäunen aus Weißdorn 200
9. Von der häufigen Anpflanzung des so nüzlichen Berberizenstrauches . 204
10. Wie sich Simon Strüf's Nachbarn auch schöne Hausgärten anlegen 207
11. Karl Moll auf Freyers Füssen . 209
12. Simons und Theresens Vorbereitungen zur Hochzeit . . . 211
13. Von der Federviehzucht . . 212
14. Von der Bienenzucht . . . 230
15. Karl Moll's Hochzeit . . . 285

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fürst, Johann Evangelist,

Der wohlberathene Bauer Simon Strüf eine Familiengeschichte ; Allen Stä
nden zum Nutzen und Interesse, besonders aber jedem Bauer und Landwirthe
ein Lehr- und Exempel-Buch
Bd.: 2

Augsburg 1841

Oecon. 650 sa-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295325-0